This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

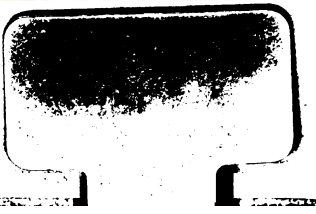
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

38. a. 9



Deutsche Märchen

erzählt

von

Karl Simrock.

Stuttgart.

Verlag der J. G. Cottaschen Buchhandlung.

1864.

Buchdruckerei der J. G. Cottaschen Buchhandlung
in Stuttgart und Augsburg.

Fräulein

Marie Zeller

gewidmet.

Inhaltsverzeichniſs.

		Seite
1.	Die Ordnung der Natur	1
2.	Das Königskind	4
3.	Der Müller im Himmel	12
4.	Der Mann im Pflug	17
5.	Klein Kerlchen	30
6.	Wer iſt der Dümmſte?	34
7.	Das fromme Gebet	38
8.	Acht Pfennige täglich	39
9.	Die Siebenſchläfer	45
10.	Bruder Stiefelſchmer	46
11.	Gedanken errathen	56
12.	Der verwünſchte Eſel	66
13.	Text und Gloſſe	68
14.	Der eiſerne Johann	71
15.	Wie ein Bauer beten lernte	79
16.	Wie viel ein Vaterunſer werth iſt	81
17.	Der gute Kauf	84

		Seite
18.	Peter auf dem Markt	86
19.	Der dicke Frosch	88
20.	Die sieben Thiere	94
21.	Erst ein Loch und dann eine Thüre	106
22.	Wer hats gebaut?	110
23.	Schlauer als der Teufel	112
24.	Des Teufels Schürenbrand	115
25.	Warum sich die Hunde beriechen	127
26.	Die zwölf Eier	129
27.	Dreschflegel und Feuerbrand	132
28.	Sanct Peter mit der Geige	136
29.	Sanct Peter mit der Geiß	138
30.	Gute Zeit und böse Zeit	140
31.	Das Schmidtchen von Bielefeld	142
31.	Der Meister über alle Meister	148
32.	Vom Schwaben der das Leberlein gefreßen hatte	153
33.	Die fünf Träume	158
34.	Gutmann und Gutweib	160
35.	Der Schwarzkünstler	162
36.	Kätzchen und Mäuschen	171
37.	Der schlaue Rath	175
38.	Der Hofprophet	178
39.	Halb zu Fuß und halb geritten	180
40.	Die sieben Gesellen	183
41.	Die Schöpfung der Westfalen	199
42.	Die drei Träume	201
43.	Vater und Mutter	203

		Seite
44.	Schmaderaderaderalz	208
45.	Die drei Bitten	210
46.	Das Gegengeſchenk	212
47.	Der kranke König	215
48.	Stuck	224
49.	Die Gaben der Thiere	225
50.	Die Beßerung	233
51.	Der Handſchuh	235
52.	Der Metzgerburſche	244
53.	Bauer und Edelmann	248
54.	Die Himmelfahrt	253
55.	Die kluge Grete	257
56.	Das Heiligthum	261
57.	Der kluge Mann ohne Glück	264
58.	Die drei Schweſtern und das ſeltſame Brautpaar	268
59.	Hier hilft kein Maulſpitzen, es muß gepfiffen ſein	272
60.	Der Eierkuchen	273
61.	Die Widerſpenſtige	276
62.	Kleeſam	279
63.	Die drei Brüder	294
64.	Der dankbare Todte	304
65.	Der gläſerne Berg	308
66.	Der würdige Sohn	319
67.	Zwiebeln und Knoblauch	321
68.	Drei Urtheile	322
69.	Der Katze die Schelle anhängen	325
70.	Die drei Wünſche	327

Seite

71. Das volle Gesicht 330
72. Gottes Wille geschieht 332
73. Eulenspiegel in der Fremde 340
74. Wie thut das, Drickeschen, wie thut das? 341
75. Dank und Undank 345
76. Das ist starker Tabak 352
77. Frau Weke 354
78. Die Hexenfahrt 356

Anhang.

Neugriechische Märchen von Kalliopi.

I. Das Töpfchen 358
II. Der närrische Knecht 362
III. Die drei goldenen Aepfel 365
IV. Die heilige Paraskeve 372

1. Die Ordnung der Natur.

Mann und Frau wohnten in einer schlechten Hütte. Der Mann gieng alle Tage zu Feld ackern und die Frau blieb zu Hause und kochte. Da sagte einmal der Mann nach dem Frühstück zu der Frau: „Du hast es doch recht bequem bei dem Bißchen Kochen, während ich mich auf dem Feld schinden und placken muß.“ — „Wollen wir etwa tauschen?“ sagte die Frau, „so will ich zu Felde gehen und du magst da zu Hause bleiben und kochen.“ — „Des bin ich zufrieden,“ sagte der Mann. Und also tauschten sie die Rollen: die Frau nahm den Karst auf die Schultern und gieng zu Felde; der Mann blieb mit dem Kochlöffel in der Hand zu Hause. Die erste Frage war aber nun was er kochen sollte? Ei, fiel ihm ein, wer das Kreuz hat, der segnet sich: ich will mein Leibgericht kochen, und das war Reisbrei. Wie er aber Holz und Reisig geholt und Feuer angemacht hatte, hörte er die Kuh brüllen. „Ja brülle du nur,“ sagte der Mann: „erst muß ich noch Waßer holen gehen, sonst brennt das Feuer für Nichts und wieder

Nichts." Er nahm also den Eimer und gieng nach dem Brunnen Waßer holen: das goß er in den Topf und setzte ihn aufs Feuer. Da brüllte die Kuh zum andern Mal. „Ja brülle nur," sagte er, „du bist noch nicht an der Reihe: erst muß der Reis im Topf sein, damit er aufgehen kann." Er lief also hin, holte den Reis, schüttete ihn in den Topf und rührte ihn mit dem Löffel. Da brüllte die Kuh zum dritten Mal. „Ja," sagte der Mann, „jetzt sollst du auch bedient werden." Er gieng also in den Stall zu der Kuh und sah mit Schrecken, daß kein Futter für sie da war. Blitz, dachte er, wenn ich jetzt erst Futter machen soll, darüber fängt das Waßer an zu kochen und der Reis läuft über und das wär doch Schade für mein Leibgericht. Da nahm er die Kuh und leitete sie vom Berge her auf sein bemooßtes Strohdach und hieß sie da weiden. Wie er aber in der Küche ist, das wallende Waßer abgießt und neues auf den Reis schüttet, denkt er: Wenn die Kuh herabfiele, könnte sie Hals und Bein brechen und das wär doch Schade für die Kuh. Er läuft also wieder hinaus auf das Dach, bindet der Kuh einen Strick um den Hals, und wirft das Ende des Stricks durch den Schornstein in die Küche; in der Küche aber bindet er es sich ans Bein und denkt: Nun kann ich hier geruhig Reisbrei kochen. Er goß auch bald das siedende Waßer ab, that dafür Milch in den Brei und setzte ihn wieder aufs Feuer, fleißig mit dem Kochlöffel rührend, damit er nicht anbrenne. Unterdessen weidet die Kuh auf dem schmalen Grat des Daches und setzt

vorsichtig einen Fuß vor den andern wie ein Seiltänzer bis sie an die First des Hauses kommt. Da reckt sie den Hals nach ein paar schmaken Kräutern zur Seite, verliert aber das Gleichgewicht und stürzt herab; weil jedoch der Strick zu kurz ist, hält er sie in der Schwebe, daß sie nicht zu Boden kommt. Indes war sie schwer genug gewesen, den Mann am andern Ende des Stricks hinaufzuziehen, daß er im Schornstein zwischen Himmel und Erde zu hängen kam, gerade über dem Reisbrei.

Darüber kehrt die Frau nach Hause und sieht die Kuh da hängen und die Zunge aus dem Halse strecken. Zum Glück hatte sie ihr Käsemeßer in der Tasche: das kneift sie auf, faßt den Strick mit der Rechten, schneidet mit der Linken ab und läßt die Kuh sacht zu Boden gleiten; dann läuft sie in die Küche, den Mann auszuschelten; der steckte aber mit dem Kopf im Reisbreitopf und die Frau muste ihn erst wieder auf die Füße stellen. Aber auch jetzt war es zum Schelten noch zu früh, denn Augen und Ohren hiengen ihm voll Brei. Sie wusch ihm also erst den Kopf und wollte nun ihre Strafpredigt anheben; aber der Mann hielt ihr den Mund zu und sagte: „Sei still, du hast mir ja eben schon den Kopf gewaschen. Künftig bleibst du wieder zu Haus und kochst ich aber gehe zu Feld und ackere. Man soll die Ordnung der Natur nicht verkehren."

2. Das Königskind.

Einem Soldaten träumte, er sollte seinen Abschied nehmen, so würde er sein Glück machen. Da geht er zu seinem Hauptmann und begehrt seinen Abschied. Der redet ihm aber zu, noch zu bleiben, verspricht, ihn avancieren zu laßen und macht ihn auch gleich zum Gefreiten. Der Soldat läßt sich bereden; in der Nacht träumt ihm aber wieder, er sollte seinen Abschied begehren, sonst könnte er sein Glück nicht finden. Er geht also wieder zum Hauptmann und dringt auf seinen Abschied. Der Hauptmann sagt aber, er solle doch ja bleiben, er könne es noch bis zum General bringen, und macht ihn auch gleich zum Korporal. Noch einmal läßt er sich beschwatzen; als ihm aber in der Nacht wieder träumt, er müße seinen Abschied nehmen, weil er sonst sein Glück nicht finden könne, geht er zum drittenmal zum Hauptmann und besteht auf seinem Abschied und kriegt ihn auch nun wirklich. Alsbald begiebt er sich auf die Wanderschaft und kommt in eine Hauptstadt, wo Alles mit schwarzen Tüchern behangen ist. Da geht er in ein Wirthshaus und fragt, was die schwarzen Tücher bedeuteten, die von allen Häusern hiengen. Da sagt der Wirth, des Königs Tochter

sei schon vor der Geburt verwünscht gewesen; als sie aber zur Welt gekommen sei, habe sie gleich zu sprechen angefangen und dem Könige gesagt, sie müße binnen dreien Tagen sterben: alsdann solle er sie vor dem Hochaltar begraben laßen und jede Nacht eine Schildwacht dahin schicken; auch ein gebratenes Kalb mit einem Fäßchen Wein auf einen Tisch stellen laßen. Das sei auch geschehen; aber jeden Morgen sei der Schildwacht das Genick gebrochen gewesen; darum wolle jetzt Niemand mehr da Schildwacht stehen, obgleich der König habe ausrufen laßen, wer sein Kind erlöse, solle sie zur Gemahlin haben und nach seinem Tode das Königreich erben. Der Soldat sagte, so sollte er dem König melden, ein Korporal erbiete sich, heute Nacht den Posten zu beziehen. Der Wirth sah ihn mit großen Augen an und sagte, dann müßte er aber viel Kourage haben. Ja, die hätte er auch, er sollte nur gleich mit ihm zu dem König gehen. Da bringt ihn der Wirth zum Könige: der freut sich sehr, giebt ihm Tschako, Gewehr und Patrontasche und bestimmt ihm die Zeit, wann er in die Kirche kommen müße. Als nun die Stunde schlagen sollte, ward ihm doch ein wenig graulich; er geht also ins Wirthshaus, sich erst Muth zu trinken. Da warnt ihn der Wirth noch einmal, er käme gewiss ums Leben so gut als alle Andern vor ihm. Endlich kriegt er solche Angst, daß er sich kurz entschließt und mit der ganzen Montur durchgeht. Als er aber vors Thor kommt, hört er hinter sich eine Stimme rufen: „Johann, Johann, wo willst du denn hin? Das ist ja der Weg nicht auf den Posten. Wenn du nicht

hingehst, kannst du dein Glück nicht finden.“ Holla, denkt er, hängt das so zusammen, so willst du doch lieber hingehen. Er wendet also wieder um und geht bis dicht vor die Kirche: da ruft ihm dieselbe Stimme noch zu, er sollte vor dem Altar nur fleißig auf und abpatrouillieren, drei Viertel vor Zwölf aber sein Gewehr absetzen, Patrontasche, Säbel und Tschako darauf hängen und dann auf die Kanzel sitzen gehen. Alsdann werde mit dem Schlage Zwölf der Sarg heraufsteigen, der Deckel sich aufthun und das Königskind herauskommen und ihn suchen; wenn er sich aber still halte, finde es ihn nicht. Das that der Korporal, patrouillierte fleißig vor dem Hochaltar auf und ab, setzte um drei Viertel vor Zwölf sein Gewehr ab, hängte Patrontasche, Säbel und Tschako darüber, und gieng auf die Kanzel sitzen. Da fuhr mit dem Schlage Zwölf der Sarg empor, der Deckel schlug zurück, das Kind kam heraus, sah sich um und sagte: „Mein Vater hat mir heute die Schildwacht geschickt, aber weder das gebratene Kalb noch das Fäßchen Wein; auch weiß ich nicht wo die Schildwacht geblieben ist. Schildwacht, melde dich!“ Dem Korporal rieselte es kalt den Leib herab, doch hielt er sich still und gab keinen Laut von sich. Nun schwebt das Kind mitten durch die Kirche nach der Orgel und fängt an zu spielen und spielt fast eine Stunde: da schwebt es wieder durch die Kirche zurück, sieht den Soldaten auf der Kanzel und ruft: „Schildwacht! Schildwacht! warum hast du dich nicht gemeldet? Ich habe jetzt nicht mehr Zeit, sonst sollte es dir übel bekommen!“ Da legte es sich mit dem

Schlag Ein Uhr wieder in den Sarg und der Sarg schließt sich und fährt hinab. Jetzt war die Luft rein, der Korporal kam von der Kanzel herunter und patrouillierte wieder fleißig vor dem Hochaltar auf und nieder. Am Morgen kommt der König mit vier schwarzen Rappen gefahren und stößt den Schlüßel in die Kirchenthür. Der Korporal ruft: „Wer da?" „Gut Freund!" sagte der König; „bist du noch am Leben? Ei! das freut mich! du kannst mein Kind noch erlösen." Da muste er sich zu dem König in den Wagen setzen und mit ihm nach dem Schloße fahren, wo er ganz köstlich bewirthet ward. Darnach sagte der König, jetzt dürfe er spazieren gehen oder reiten nach seinem Belieben; am Abend müste er aber wieder in die Kirche auf Posten. Als nun die Stunde kam, war es ihm noch nicht recht heimlich, er geht also wieder ins Wirthshaus, sich guten Muth zu trinken. Da sagt der Wirth: einmal sei es ihm geglückt; darauf solle er sich aber nicht verlaßen, sonst werde er zuletzt doch noch daran glauben müßen so gut als die Andern alle. Darüber faßt ihn wieder die Angst, daß er abermals mit Sack und Pack ausreißt, jetzt aber mit Fleiß einen andern Weg nimmt um der Stimme auszuweichen. Aber kaum ist er vor dem Thore, so hört er sich wieder beim Namen rufen: „Wo willst du hin, Johann? Hier ist ja nicht der Weg auf Posten. Wenn du nicht hingehst, kannst du dein Glück nicht finden. Gieb Acht, ich will dir auch sagen, was du thun must, damit dir kein Leid geschieht. Verbirg dich, wenn die Glocke aushebt Zwölf zu schlagen, hinter

den heiligen Johannes auf dem Hochaltar; da kann dich das Kind nicht gewahr werden.“ Da kehrte der Korporal wieder um und gieng in die Kirche, wo er fleißig vor dem Hochaltar auf und ab patrouillierte und es in allen Stücken hielt wie gestern; nur daß er dießmal auf den Hochaltar hinter den heiligen Johannes sitzen gieng. Mit dem Schlage Zwölf fuhr der Sarg empor und that sich auf, das Kind kam heraus, sah sich um und sagte dann: „Mein Vater hat mir heute zwar die Schildwacht geschickt, aber weder das gebratene Kalb noch das Fäßchen Wein; ich weiß auch nicht wo die Schildwacht steckt. Schildwacht, melde dich!“ Aber die Schildwacht hielt sich still und gab keinen Laut von sich. Da schwebte das Kind durch die Kirche nach der Orgel und fieng an zu spielen und spielte fast eine Stunde. Dann schwebte es von der Orgel zurück nach der Kanzel und blies die Kanzel an, daß sie niederstürzte und in tausend Stücke auseinander brach. Wie es aber nach dem Hochaltar kommt, sieht es die Schildwacht hinter dem heiligen Johannes sitzen und ruft: „Schildwacht! Schildwacht! warum hast du dich nicht gemeldet? Bliebe mir noch ein Augenblick Zeit, so sollte es dir schlecht gehen. Jetzt muß ich wieder in meinen Sarg!“ Als nun der Deckel zuschlug und der Sarg hinabfuhr, stieg der Korporal wieder hinter dem heiligen Johannes her vom Hochaltar herunter und patrouillierte auf und ab bis an den hellen Morgen. Da kam der König mit sechs schwarzen Rappen gefahren und nahm den Korporal freundlich in seinen Wagen. Der sagte ihm, das Kind habe

aber nun schon zum zweitenmal den Tisch mit dem gebratenen Kalb und mit dem Fäßchen Wein vermißt; warum er die nicht in die Kirche stellen laße? „Ja," sagte der König, „das habe es auch gleich nach der Geburt schon verordnet; weil es aber immer nichts davon angerührt habe, sei es zuletzt in Vergeßenheit gerathen. Morgen aber sollte es an nichts fehlen, er möchte sich nur zeitig einstellen." Da gieng der Korporal am Abend wieder ins Wirthshaus, sich frischen Muth zu trinken, denn damit war es wieder nicht ganz im Reinen. Der Wirth machte ihm aber dießmal so bange vor dem Halsumdrehen, daß er zum drittenmal mit Sack und Pack ausriß und wieder zu einem dritten Thor hinausrannte; da, meinte er, würde er wohl der Stimme nicht begegnen. Kaum war er aber im Freien, so hörte er sie schon rufen: „Heda, Kamerad, willst du denn durchaus deinem Glück aus dem Wege laufen? Morgen kannst du schon Hochzeit halten und König werden, wenn du nur dießmal noch aushältst. Ich will dir auch sagen, was du zu thun hast. Verbirg dich nur ehe es Zwölf schlägt in dem Beichtstuhl; bevor aber das Kind von der Orgel kommt, lege dich in seinen Sarg: so kann dir Nichts zu Leide geschehen. Da gieng der Korporal getrost in die Kirche, patrouillierte bis drei Viertel auf Zwölf vor dem Hochaltar auf und ab, hängte dann Patrontasche, Säbel und Tschako an sein Gewehr und versteckte sich hinter dem Beichtstuhl. Schlag Zwölf fährt der Sarg empor und springt auf, das Kind kommt heraus, sieht sich um und ruft: „Heut hat mir mein Vater nicht bloß die

Schildwacht geſchickt, auch den Tiſch mit dem gebratenen Kalb und dem Fäßchen Wein; die Schildwacht ſeh ich aber wieder nicht. Schildwacht, melde dich!" Aber die Schildwacht hielt ſich ſtill und gab keinen Laut von ſich. Da ſetzte ſich das Kind an den Tiſch und aß auf Einem Sitz das ganze gebratene Kalb auf und trank auch das Fäßchen Wein rein aus. Dann ſchwebte es durch die Kirche nach der Orgel und ſpielte; aber nur wenige Läufe, ſo daß der Korporal kaum Zeit hatte, von dem Beichtſtuhl nach dem Hochaltar zu gehen, wo er ſich in den offenen Sarg legte. Da ſchwebte das Kind ſchon wieder zurück durch die Kirche und blies den thönernen heiligen Johannes an, daß er vom Hochaltar fiel und in tauſend Stücke zerbrach. Als es aber an den Sarg kommt, ſieht es die Schildwacht da liegen und ruft: „Schildwacht, ſteh auf, das iſt mein Platz!" Aber die Schildwacht rührte ſich nicht. Eben ſchlug es Eins, da legte das Kind ſich über den Soldaten in den Sarg. Es war aber eiskalt und ſo ſchwer wie Blei. Der Deckel ſchlug zu und der Sarg fuhr hinab und das Kind blieb auf dem Korporal liegen bis es ſeine natürliche Wärme und Schwere wieder gewann. Denn es fieng an zu wachſen, und je größer es wuchs, je leichter ward es und je mehr verlor ſich die Kälte. Endlich war es eine blühende Jungfrau von zwanzig Jahren geworden: da fuhr der Sarg empor, der Deckel ſchlug zurück und die ſchöne Jungfrau ſprang heraus, bot der Schildwacht die Hand und ſprach: „Schildwacht, ſteh auf, du haſt mich erlöst und ſollſt nun mein Gemahl werden."

Damit zog sie ihn zu sich empor und bot ihm den Mund zum Kuſs. Hatte er da nicht sein Glück gemacht? Inzwischen war es auch Morgen geworden: da kam der König mit acht schwarzen Rappen gefahren und wie er seine Tochter erlöst findet, schickt er den Kutscher mit dem Wagen zurück und befiehlt, acht weiße Schimmel vorzuspannen. Dann ließ er den Korporal mit der jungen Königin einsteigen, setzte sich dazu und fuhr nach dem Schloße. Da ward nun ein großes Gastmal gerüstet und in der Stadt ausgerufen, die Königstochter sei erlöst, und der sie erlöst habe, solle sie zum Altar führen und des Königs Nachfolger werden. Da war großer Jubel, die schwarzen Tücher wurden mit rothen vertauscht und alles Volk drängte sich in die Kirche, der Trauung beizuwohnen. Darauf ward die Hochzeit mit so großen Freuden begangen, daß wenig daran gefehlt hätte, wenn ich nur auch dabei gewesen wäre.

3. Der Müller im Himmel.

Es war ein pfiffiger Müller, der lehrte die Säcke tanzen. Wenn sie in seine Mühle kamen, pfiff er ihnen ein Liedchen vor, und wollten sie nicht tanzen dazu, so mußten sie zur Strafe Korn laßen. Als er nun gestorben war, ward ihm ein ehrlich Begräbniſs zugedacht von zwei Pfarrern auf einmal, denn seine Mühle lag grade auf der Grenze zweier Kirchspiele, und da hätte ihn der eine Pfarrer gern begraben und der andre noch lieber. Um nun den Streit zu schlichten, band man ihn nach dem Rath eines klugen Mannes auf einen Esel: wohin der ihn trüge, da solle er begraben werden. Und sieh, der Esel wuste noch am besten Bescheid, denn er trug ihn grade unter den Galgen und da wurde er auch begraben. Seine Seele aber nahm ein Teufel und führte ihn vor das Höllenthor. Da stand Meister Satanas und fragte: „Wen bringst du denn da geschleppt?“ „Den pfiffigen Müller von Zweibrücken,“ sagte der Teufel. „Holla, Passamagori,“ rief Satanas, „der mag so nicht einpassieren. Erst muß er ins Himmelreich gucken, damit es ihn desto mehr verdrießt, wenn er die Seligkeit da sieht und kann ihrer nicht theilhaft werden.“ Also führte ihn der

Teufel vor das Himmelsthor: da war Geſang und Spiel und die Engelchen tanzten auf der Mauer. „Siehſt du nun,“ fragte ihn der Teufel, „wie luſtig es da zugeht?“ „Dummrian,“ verſetzte der Müller, „kann ich denn durch die Wände ſehen? Warte doch bis die Thür aufgeht.“ Da kam eben St. Peter an die Pforte, einen frommen Mann einzulaßen, dem er flügelweit aufthat. Der pfiffige Müller that, als wollte er eben nur hineingucken; aber ehe ſichs der Teufel verſah, war er hinter St. Peters Rücken hineingewiſcht. Der Teufel ſchlug gleich Lärm und verlangte ſeinen Braten: das ſei doch keine Koſt für ſolche Leckermäuler. St. Peter, der die Beſchwerde gegründet fand, hatte ihn bald ausgewittert und fragte: „Wie biſt du hier hereingekommen? Scher dich gleich heraus, hier haſt du Nichts zu ſchaffen.“ „Fein ſachte,“ ſpottete Pfiff, „ſolche Eile hat es noch nicht! Hier iſt es zu ſchön, als daß ich ſchon wieder hinaus begehrte. Ehe der Hahn dreimal gekräht hat, verleugne ich meinen Heiland nicht.“ Der hat Haar auf den Zähnen, dachte St. Paul, da muß ich dem Alten zu Hilfe kommen. „Jetzt ſeid ſo gut, Freund, und trollt Euch Eures Weges. Dort hat der Zimmermann ein Loch gelaßen.“ „Ei, wen hab ich denn die Ehre?“ fragte der Müller höflich. „Ich bin St. Paul, der Apoſtel.“ „Wenn ihr St. Paul ſeid,“ ſagte der Müller, „ſo haltet Frieden und werft keinen Stein auf mich. Ich bin nicht St. Stephan. Blinder Eifer ſchadet nur.“ „Da haſt du auch dein Theil,“ ſagte Petrus. Beſchämt gieng St. Paul hinweg und klagte den Unfug Gott dem Herrn.

Dieſer ſchickte ſogleich St. Chriſtophorus, ihn hinauszuweiſen. Der pfiffige Müller erkannte ihn alsbald an ſeiner großen Keule und dieſen ungeſchlachteten Gliedmaßen und ſagte: „Meinſt du, ich fürchte mich vor deinem großen Kolben, du alter Heide? Du haſt damit großen Mord verübt, es klebt viel unſchuldiges Blut daran.“ So ſchickte der Herr noch andere Heiligen an ihn; aber allen rückte er ihre Gebrechen vor, daß ſie die Augen niederſchlugen und verſtummten. Nun waren ſie in großer Verlegenheit, wie ſie ihn hinausſchaffen ſollten. Endlich beriethen ſie ſich, die unſchuldigen Kinder gegen ihn zu ſchicken, die Herodes ermordet hatte, denn denen würde er nichts anhaben können. Aber der pfiffige Müller erdenkt gleich wieder einen neuen Rank und theilt ihnen Pfefferkuchen aus und Aepfel mit rothen Backen und hübſche Bilderchen mit bunten Farben und Goldverzierung; dann ſchüttelt er ihnen Birnen und Pflaumen von den Bäumen, und läßt ſie die Fiſche in den Teichen füttern. Auch machte er ihnen Windmühlen und Waldteufel und allerlei ander Spielzeug; zuletzt pfeift er ihnen ein Liedchen und lehrt ſie im Kreiſe hüpfen und tanzen und ſie begreifen es beßer als ſeine Säcke. Da war an kein Austreiben zu denken. Endlich machte ſich die Mutter Gottes ſelber auf und kam zu ihm und ſprach: „Mann, du muſt hinaus! hier iſt deines Bleibens nicht länger.“ „Schöne Frau,“ ſagte der Müller, „wer ſeid ihr doch? Alle die Tage meines Lebens habe ich ſo Holdſeliges nicht geſehen. Die Sonne am Himmel muß ſich vor euch verbergen.“ Da ſprach unſre liebe Frau:

„Ich bin die Mutter Gottes.“ „O heilige Jungfrau,“ rief der Müller, „von euch geſchieht mir Nichts zu Leide, ihr ſeid aller Gnaden voll, die Mutter der Barmherzigkeit: alle Welt hofft auf eure Fürſprache und euer Sohn kann euch nichts verſagen. Ihr ſeid die Königin des Himmels: in euern Schutz befehl ich mich.“ Da wandte ſich die Mutter Gottes wieder um und kam zu ihrem Sohne und ſprach: „Ich kann dem Mann Nichts zu Leide thun, er hat mich ſo beſchieden, daß ichs nicht übers Herz bringen kann, ihn hinauszuweiſen.“ Da ſprach Gottes Sohn: „So werd ich ſelber zu ihm gehen müßen, wenn wir ihn los werden wollen.“ Da kam er im Geleit der himmliſchen Heerſchaaren gegangen und ſprach zu dem Müller: „Mann, deine Heimat iſt hier nicht: deine Ränke und Pfiffe und deine ſcharfe Zunge helfen dir nicht länger.“ Da ſprach der Müller: „Ihr ſeid klar und ſchön und kommt mit großem Gefolge gegangen; wer ſeid ihr denn?“ „Ich bin,“ ſprach Gott der Herr, „der Himmel und Erde geſchaffen und die Menſchheit erlöst hat.“ „Ihr ſeid Gott ſelber,“ ſprach der Müller, „das hör ich wohl. Dann werd ich aber nicht vertrieben, denn ihr ſelbſt habt geſprochen, wie ich oft predigen hörte, wer zu euch komme in eures Vaters Haus, den wolltet ihr wohl empfangen.“ „Ja,“ ſprach der Herr, „wenn er auch meines Vaters Willen gethan hat. Hätte mein Vater dich zu mir geſandt, ſo ſollteſt du ewig mit mir leben. Du haſt aber nie etwas Gutes gethan, darum kann deiner Seele nicht Rath werden.“ „Wie iſt mir denn?“ ſagte der

Müller, „hab ich nicht euch zu Liebe einmal einen alten Sack gegeben? Wo bleibt der nun?“ Da sprach Gott der Herr: „Geht hin und holt ihm den alten Sack, er mag ihn nur wieder nehmen. Hier bleiben darf er nicht.“ Sogleich ward ihm der alte Sack gebracht. Der Müller bedachte sich nicht lange, spreitete den Sack zur Erde und setzte sich darauf. „Geh jetzt hinaus,“ sprach der Herr, „du hast dein Theil.“ „Ich sitze hier auf meinem Eigenthum,“ sagte der Müller, „ich will doch sehen, wer mich davon vertreiben will.“ — Da muste unser Herrgott selber seiner Schalkheit lachen und ließ ihn sitzen, und da sitzt er noch hinter der Thür, wenn er nicht seitdem einen beßern Posten erwischt hat.

4. Der Mann im Pflug.

Ein junger König von Portugal hatte eine wunderschöne Gemahlin, des Königs Tochter von England. Ihm stand aber immer der Sinn nach fernen fremden Ländern und wenn ein Schiff in seinen Hafen lief, wurden die Pilger und Kaufleute schon am Ufer von des Königs Amtleuten bewillkommt und in sein Schloß geführt, damit sie ihm erzählten was sie auf ihren Reisen Wunderbares gesehen und erlebt hätten. Daran konnte er sich nicht satt hören: es nahm ihm so die Gedanken ein, daß er Tag und Nacht nicht ruhen mochte vor Begierde, auch einmal selbst die Welt zu sehen und ihre Wunder zu erfahren. Er ließ denn auch wirklich ein Schiff ausrüsten und bat seine Gemahlin, ihm auf ein Jahr Urlaub zu gewähren; er werde diese Frist gewissenhaft innehalten. Die Königin erschrak und hielt flehentlich an, daß er bei ihr bliebe. Sie könne nicht ohne ihn leben; auch bedürfe sie seines Schutzes in dem fremden Lande, wo ihr Niemand hold sei. „Doch wollt' ich dieser Gefahr nicht achten," fuhr sie fort, „wenn ich nicht für dich, mein Geliebter, zittern müste. Die Welt ist voll Untreu und Gefahren und wenig Gutes ahnt mir von dieser Reise."

Aber der junge König sprach: „Um mich darfst du unbesorgt sein, ich kenne keine Furcht für mich selber. Aber um dich ist mir doch bange, nicht als ob ich dich nicht sicher wüßte in meinem Lande, wo du statt meiner gebietest, sondern weil es im Sprichwort heißt, daß die Frauen langes Haar und kurzen Sinn haben. Doch bitte ich dich nur um das Eine, daß du mir deine Treue dieses kurze Jahr über bewahrst. Kehr ich dann nicht zurück und sende dir auch keine Botschaft, so bist du frei und magst über deine Hand und dieses Königreich verfügen wie dir gefällt.“ Als die Königin hörte, daß er von seinem Entschluß nicht abzubringen sei, weinte sie bitterlich, denn sie liebte ihren Gemahl von ganzem Herzen. „Nicht dieses Jahr allein,“ rief sie, „alle die Tage meines Lebens will ich auf dich warten. Weil du aber um meine Treue besorgt bist, so kann ich dich hierüber völlig beruhigen. Nimm dieses Hemd und leg es an: so lange das weiß und rein bleibt, so lange ist auch meine Ehre und Treue rein und fleckenlos.“

Als er nun zu Schiffe gehen sollte, begleitete sie ihn an den Strand, nahm einen schmerzlich bewegten Abschied von ihm und als der Anker gelichtet wurde, blieb sie am Ufer stehen und blickte ihm so lange nach bis der letzte Schimmer der weißen Segel sich im Duft der Ferne verlor. Da sang sie leise vor sich hin:

Mein Schatz, mein einzig Gut,
Das ich nicht missen kann,
Fahr in des Himmels Hut,
Du herzgeliebter Mann!

Ade, Vergißmeinnicht,
Das Blümlein halt in Acht;
Ich denke nur an dich:
Ade, zu guter Nacht!

Der junge König von Portugal fuhr nun von Lande zu Lande, von Küste zu Küste, und besuchte das heilige Grab und alle die Stätten, von denen er je hatte sagen hören. Als aber das Jahr zur Neige gieng, gedachte er seines Versprechens und befahl seinem Steuermann, den Seeweg nach Portugal zu nehmen. Wie sie aber einen Tag gefahren waren, wurden sie von drei Kaperschiffen aufgebracht und nach tapferer Gegenwehr übermannt und gebunden auf den Boden des Schiffes geworfen. Seine Gefährten schickte man auf den Sclavenmarkt; ihn selber aber schenkten die Seeräuber dem Sultan von Babylon. Der wuste von keinem Mitleid mit den Christenhunden, sondern ließ den König wie ein Thier in den Pflug spannen, und gab ihm einen Treiber bei, der die Peitsche unbarmherzig über ihn schwang, daß er das Feld mit seinem Schweiß und Blut düngte. Länger als ein Jahr hatte er diese Qual ertragen, als eines Tages der Sultan auf einem Spaziergange durch seinen Garten an ihm vorüberkam. Da nahm er der Gelegenheit wahr, that einen Fußfall vor ihm und bot hohes Lösegeld für seine Freiheit: „Gewiss werden meine Unterthanen und mein treues Weib daheim zu zahlen bereit sein was du forderst, um mich aus so grausamer Knechtschaft zu erlösen.“ „Schweig, Christenhund,“ rief der Sultan, „wie magst du von grausamer Knechtschaft

sprechen? Man sieht es ja deinem Hemde an, daß du heute noch wenig Schweiß in meinem Dienste vergoßen hast.“ Aber der Sclave erwiederte: „Dieses Hemd, Sultan, trage ich nun über Jahr und Tag: so lange ich in deinem Dienste das Feld umackere, ist kein anderes Gewand an meinen Leib gekommen und immer bleibt es weiß und rein. Als ich von Hause fuhr, gab es mir meine Gemahlin und sagte, an ihm sollte ich erkennen, daß sie mir unverbrüchliche Treue bewahre, denn so lange sie ihrer Ehre hüte, so lange werde auch dieses Hemd rein und unbefleckt bleiben.“ Als dieß der Sultan hörte, wollte er es nicht glauben, aber der Treiber versicherte, der Sclave habe nie ein anderes Hemd getragen und noch sei es so rein als am ersten Tage. Da erstaunte er über das Wunder und schwur bei seinem Barte, er müße die Königin von Portugal kennen lernen, um ihre Treue auf die Probe zu stellen. Er ließ sogleich ein Schiff ausrüsten und fuhr nach Lissabon, wo er Mittags ankam und der Königin melden ließ, der König von Babylon wünsche sie zu sprechen. Da ließ sie ihm zurücksagen, heute könne er sie nicht mehr sehen; aber morgen um die elfte Stunde werde sie ihn empfangen. Sie empfieng ihn aber nicht anders als im Angesichte des ganzen Hofes. Da trat er von Gold und Edelsteinen stralend vor sie hin und bot ihr Herz und Hand und den mächtigsten Thron der Welt. „Verschmäht mich nicht,“ sprach er, „denn nie wird euch wieder ein solches Glück geboten. Wißt, daß in meinen Reichen die Sonne nicht untergeht und daß ich drei Welttheilen

gebiete. Kein Kaiser in der Christenheit darf sich mir vergleichen.“ Da sprach die Königin zu ihm: „Herr, ich bin vermählt; aber wär ich auch frei, so bin ich Christin und ihr seid Heide.“ Der Sultan entgegnete: „Frau, das hindert nicht; Ihr würdet nicht die einzige Christin unter meinen Gemahlinnen sein. Wenn es aber euer Glaube mit sich bringt, daß euer Mann nur euch vermählt sei, so will ich meinen ganzen Harem entlaßen und euch allein zur Sultanin haben. Was eure eigne Vermählung belangt, so ist euer Mann mein Sclave, der, in den Pflug gespannt, mir das Feld ackert. Es kostet mich einen Wink, so ist dieß Hinderniss gehoben. Wünscht ihr jedoch, daß er am Leben bleibe, so will ich ihm die Freiheit schenken und ein Schiff ausrüsten lassen, das ihn unverletzt nach Portugal bringe. Aber der Preis dafür sei eure Hand.“ Als die Königin dieß von ihrem Manne hörte, wäre sie vor Schrecken fast in Ohnmacht gefallen. Sie faßte sich aber wieder und sprach: „Alle meine Schätze biete ich euch zum Lösegeld meines Mannes; aber meine Hand könnt ihr nicht gewinnen. Ich weiß auch, daß mein Herr und Gemahl um solchen Preis Freiheit und Leben nicht erkaufen möchte.“ Damit ließ sie ihn stehen und gieng weinend hinaus; und als er sie nochmals und zwar allein zu sprechen verlangte, ließ sie ihm sagen, er dürfe ihr nie wieder vor die Augen kommen.

Während er nun zu seinem Schiffe zurückgieng, verhängte sich die Königin das Antlitz mit einem Schleier und eilte in den Wald hinaus zu einem frommen Einsiedler, bei dem sie

oft Troſt und Rath gefunden hatte. Der ließ es ihr auch heute nicht daran fehlen, gab ihr eine Harfe und eines Spielmanns Bart und Kleider, mit welchen er ſelbſt einſt die Welt durchzogen hatte. So verkleidet gieng ſie an das Meer, wo des Sultans Schiffe lagen, ſetzte ſich auf einen Stein und fieng an zu ſingen:

Was fehlet dir, mein Herz,
Daß du ſo in mir ſchlägeſt?
Wie kommt es, daß du dich
So heftig in mir regeſt?
Warum erhebſt du dich
Mit ſolcher ſtarken Macht
Und ſtöreſt mir die Ruh,
Den ſüßen Schlaf bei Nacht?

Als der Sultan den Spielmann ſingen hörte, ward er aufmerkſam und gieng hinzu, denn ſolchen Geſang und ſolches Spiel hatte er in ſeinem Leben noch nicht vernommen. Der Spielmann that, als ſähe er ihn nicht und fuhr fort zu ſingen:

Ich weiß die Urſach ſchon:
Was will ich lange fragen?
Mich hat ein jäher Sturm
In tiefes Leid verſchlagen.
Es fallen über mich
Die Unglückswellen her,
Ich ſchwebe voller Angſt
Auf einem wilden Meer.

„Willst du mit über See, Spielmann?“ fragte der Sultan. „Nein,“ sagte er, „was sollt ich in einem fremden Lande?“ „Du singst ja, als schwebtest du schon auf dem Meere.“ „Das sind nur so meine Gedanken,“ entgegnete der Spielmann. „Höre,“ sagte der Sultan, „du kannst dein Glück machen, wenn du mit mir fährst. Wiße, ich bin der Sultan von Babylon, der mächtigste König auf Erden.“ Der Spielmann weigerte sich; aber der Sultan ließ nicht nach in ihn zu dringen; er versprach, ihn wieder heimzusenden, sobald es ihm gefiele; er wolle ihm auch jeden Wunsch erfüllen, was er nur zum Lohne begehre, und beschwor ihm das bei seinem Barte. Da ließ sich der Spielmann endlich bereden und gieng mit ihm zu Schiffe. Unterwegs muste er ihm alle seine Lieder singen und der Sultan konnte sie nicht oft genug hören. Als sie nach Babylon kamen, ließ er ihm alle Ehre anthun; auch muste er bei Tafel an seiner Seite sitzen; dazu überhäufte er ihn mit Geschenken und das Gleiche thaten die Herrn an seinem Hofe und alle Fürsten des Landes, die seinen Gesang nicht genug bewundern konnten. Da gieng eines Tages der Sultan mit ihm durch seinen Rosengarten spazieren und blieb bei einem Manne stehen, der in den Pflug gespannt war. „Sieh,“ sprach er zu ihm, „dieß ist der König von Portugal; thut es dir nicht leid, daß der König deines Landes hier den Pflug ziehen muß?“ „Ich bin nicht von Portugal,“ sagte der Spielmann, „sondern aus England gebürtig; aber wir Spielleute haben keine Heimat: wir ziehen von Land zu Lande und

überall heißt man uns willkommen. Doch wär ich gern wieder jenseits des Meeres: das Verlangen darnach läßt mich nicht schlafen:

Es störet mir die Ruh,
Den süßen Schlaf bei Nacht."

„Gefällt es dir nicht in unserm Lande?" fragte der Sultan. „Es kann nirgendwo schöner sein," antwortete der Spielmann, „als in diesem Rosengarten." Da fieng er an zu singen:

Ich kam vor kurzer Zeit
In einen schönen Garten,
Da blühten weit und breit
Viel Blumen aller Arten.
Doch eine Rose war,
Die mir zumeist gefiel:
Die blühte wunderbar
Auf ihrem Dornenstiel.

Der Sultan fragte, welche Rose er meine. Da zeigte er ihm eine und der Sultan brach sie ihm. Da sang der Spielmann:

Du edle Rose gut,
Die du in Dornen sitzest,
Wie bitter bis aufs Blut
Du mir den Busen ritzest,
So freut mich doch dein Schein
Und deiner Farben Pracht,
Und flüstre voller Pein:
Ade, zu guter Nacht!

Damit giengen sie aus dem Garten und der Spielmann sang:

Jetzt muß ich ganz betrübt
Aus diesem Garten gehen,
Und was ich stäts geliebt
In schweren Banden sehen;
Doch zögest du mit mir,
So blickt' ich nicht zurück:
Nur dort, nur dort, nicht hier
Blüht mir des Lebens Glück.

Seit diesem Tage ward der Spielmann immer stiller und trauriger; auch seine Lieder klangen täglich harmvoller und rührender. Dabei zehrte er sichtlich ab und die Bläße seiner Wangen verrieth, daß er an einer Krankheit leide, die nur jenseits des Meeres geheilt werden könne. Als er daher vor den Sultan trat mit der Bitte, er möchte ihn doch heimschicken, konnte er es nicht abschlagen und sagte: „Lieber Spielmann, wenn ich nicht sähe, wie weit es mit dir ist, so böte ich dir alle Schätze meiner Kammer, damit du bei mir bliebest. Da aber das Heimweh dich nicht länger hier duldet, so zieh in Frieden; sage mir aber, welchen Lohn du für deine Lieder begehrst; du weist, ich habe bei meinem Bart geschworen, dir keine Bitte zu versagen." Der Spielmann sprach: „Herr, ihr habt mich hier reich genug beschenkt: ich habe mein Lebenlang daran zu zehren. Wenn ihr mir aber eine Wohlthat erzeigen wollt, so schenkt mir einen eurer Christensclaven, damit ich

auf der Heimreiſe einen treuen Begleiter habe.“ Da ließ der König alle ſeine Sclaven herbeibringen und darunter war auch jener Mann, der ihm den Pflug zog. Der Spielmann gieng durch ihre Reihen, ſah ſich Mann für Mann prüfend an und wählte endlich den König von Portugal. Daran nahm der Sultan kein Arg; vielmehr ließ er ihm und ſeinem Reiſegefährten ein prächtiges Schiff ausrüſten und reich mit Schätzen beladen. Da beurlaubte ſich der Spielmann von dem Sultan und allen Herren des Hofes und ſtellte ſich, als beſtiege er mit dem Könige von Portugal das Schiff; ſtahl ſich aber heimlich hinweg und pilgerte erſt zu Fuß nach dem heiligen Grabe, denn zu dieſer Wallfahrt hatte er ſich für das glückliche Gelingen ſeines Vorhabens ſchon im Walde bei dem Einſiedel verlobt. Wie aber das Sprichwort ein wahres Wort iſt, daß Kirchengehen nicht ſäumt, ſo gab es ihm Gott zu Lohn, daß er noch vor dem König von Portugal in Liſſabon anlangte. Erſt am andern Tage kam auch dieſer in den Hafen geſegelt und ward von ſeiner Gemahlin, die ſchon am Strande ſtand, mit tauſend Freuden empfangen.

Aber dem König konnte es nicht lange verborgen bleiben, daß die Königin über Jahr und Tag aus dem Lande geweſen war; auch fehlte es nicht an falſchen Zungen, die ſie deshalb der Untreue bezüchtigten. Der König wollte ihnen jedoch kein Gehör geben, weil das Hemd, das er in der Gefangenſchaft getragen und auch jetzt nicht vom Leibe ließ, noch ſo weiß und rein war wie friſcher Schnee. Allein die Anklagen wurden

immer dringender: da riß ihn endlich die Eifersucht hin, ihr über Tisch die Frage vorzulegen, wo sie über Jahr und Tag gewesen sei. Da bedeckte die Königin ihr Angesicht mit einem Tuche, stand auf und gieng weinend aus dem Saale. Schon hatte der König den Befehl gegeben, sie gefangen zu nehmen, als der Spielmann hereintrat und zu singen begann:

Jetzt muß ich ganz betrübt
Zu meinem Grabe gehen
Und bald, was ich geliebt,
In fremden Armen sehen.
Ist das der Treue Lohn,
Daß ich dich frei gemacht?
Doch klingt mein heller Ton:
Ade, zu guter Nacht!

Der König, der den Spielmann sogleich erkannt hatte, verstand doch den Sinn seines Liedes nicht. Aber dieser fuhr fort zu singen:

O Rose voller Pracht,
Die du in Dornen sitzest,
Wie bitter mit Verdacht
Du mir den Busen ritzest!
Ich habe dich erlöst
Aus fernem Türkenland:
Für Lieb und Treue stößt
Mich von sich deine Hand.

Hiermit ließ er das Spielmannskleid von seinen Schultern fallen und in königlichem Schmuck stand die Königin von Portugal vor ihm da. Erstaunt und betroffen sprang der König von seinem Sitze, fiel ihr zu Füßen, küßte den Saum ihres Gewandes und bat ihr unter vielen Thränen sein Unrecht ab. Dann ergriff er selber die Harfe und sang knieend:

Du meiner Seele Bild,
Wie hab ich mich vergangen!
Der Reue Thräne quillt,
Roth färbt mir Schuld die Wangen.
Ich küsse Fuß und Hand,
Den Saum dir am Gewand.
Im Staube lieg ich hier:
Vergieb, Geliebte, mir!

Du hast mich frei gemacht
Von Ketten und von Banden,
Mich in mein Reich gebracht
Aus großer Noth und Schanden.
All, all mein Leben lang
Will ich dir sagen Dank,
Dein treuer Diener sein,
Herzallerliebste mein!

Die Königin hob ihn auf, zog ihn an ihr Herz und küßte ihm die Thränen von den Wangen. Der König erzählte seinen Tischgenoßen und dann auch dem ganzen Volke vom Altan des

Schloßes was die Königin für ihn gewagt hatte und wie er ihr allein sein Reich und seine Freiheit verdanke. Auf ihren Wunsch und um die Freude dieses Tages nicht zu trüben, verzieh er auch allen ihren Anklägern. Da war großer Jubel im ganzen Lande. Die Hauptstadt ward mit Fahnen und rothen Tüchern geschmückt und das neu verbundene Königspaar im Triumph über Markt und Straßen geführt. Nun genoßen sie erst ihres Glücks und gedachten bis in hohes Alter gern der überstandenen Trübsale.

5. Klein Kerlchen.

Es war einmal ein klein Kerlchen, das ward alle Tage älter; wenn es aber ins Wirthshaus kam, ein Glas Bier oder Wein zu trinken, sagte der Wirth zu ihm: „Guten Tag, klein Kerlchen.“ Das war ihm sehr verdrießlich. Endlich gieng es zum Schuster, sich ein Paar Absätze unter die Stiefel machen zu laßen. Wie es in die Werkstatt kam, sagte der Schuster: „Guten Tag, klein Kerlchen. Womit kann ich denn dienen?“ Da sagte klein Kerlchen: „Ihr sollt mir ein Paar Absätze unter die Stiefel schlagen, damit mich die Leute nicht immer klein Kerlchen nennen. Das ist mir sehr verdrießlich.“ Der Schuster that es, ließ sich baar bezahlen und als klein Kerlchen aus der Werkstatt gieng, sagte er: „Adjes, klein Kerlchen.“ Das war ihm sehr verdrießlich, daß der Schuster nicht mehr Respect vor seiner eigenen Arbeit hatte. Der Wirth soll aber doch Augen machen, dachte er, und anders sprechen. Er gieng also ins Wirthshaus, ein Glas Bier oder Wein zu trinken, und als er in die Stube trat, sagte der Wirth: „Guten Tag, klein Kerlchen; was ist ihm denn gefällig, ein Glas Bier oder Wein?“ Das war ihm sehr verdrießlich, daß die hohen

Absätze nicht beßer gewirkt hatten. Als er aus dem Wirthshaus kam, gieng er geradeswegs zum Hutmacher, sich einen Hut mit hoher Kuppe zu kaufen. Wie er in den Laden trat, sagte der Hutmacher: „Guten Tag, klein Kerlchen! was ist euch denn zu Diensten?“ „Ich will mir einen Hut kaufen,“ sagte klein Kerlchen, „damit mich die Leute nicht immer klein Kerlchen nennen. Das ist mir sehr verdrießlich.“ Da gab ihm der Hutmacher einen Hut mit hoher Kuppe, empfieng sein Geld und sagte: „Adjes, klein Kerlchen!“ Das war ihm sehr verdrießlich, daß der Hutmacher nicht mehr Respect vor seiner eigenen Waare hatte. „Aber im Wirthshaus wird es jetzt anders lauten!“ Er gieng also ins Wirthshaus und behielt den Hut auf wie ein Engländer. Da kam der Wirth herein und sagte gleich: „Guten Tag, klein Kerlchen. Was ist ihm denn gefällig, ein Glas Bier oder Wein?“ Das war ihm sehr verdrießlich, da er doch Absätze unter den Stiefeln und den Hut mit hoher Kuppe auf dem Kopfe hatte. Daß sie ihn nun doch noch klein Kerlchen nennen konnten, das fand er ganz unbegreiflich. Er fragte auch alle Leute, warum sie ihn denn immer klein Kerlchen nennten; er sei doch nun hübsch ausgewachsen, und habe auch Absätze unter den Stiefeln und einen Hut mit hoher Kuppe auf dem Kopfe. Warum er denn noch immer das kleine Kerlchen heiße? Aber so viel er fragte, Niemand wollte es ihm sagen; das war ihm sehr verdrießlich. Endlich dachte er bei sich selbst, wenn es hier Niemand wiße, so wolle er nach Rom zum Pabst reisen: der müße es doch wißen. Andern Tags schnürte er

richtig seine sieben Sackspfeifen zusammen und nahm den Weg zwischen die Beine. Da kam er eines Abends an ein Wirthshaus und suchte Herberge. Wie er eintritt, sagte der Wirth: „Guten Tag, klein Kerlchen! Wohin geht die Reise?“ „Zum Pabst nach Rom,“ sagte klein Kerlchen: „der soll mir sagen, warum ich immer klein Kerlchen heißen muß und habe doch Absätze unter den Stiefeln und einen Hut mit hoher Kuppe auf dem Kopf: das ist mir sehr verdrießlich.“ „Recht!“ sagte der Wirth; „so will ich auch mit euch, den Pabst zu fragen, warum ich immer der arme Wirth heißen muß.“ Das hörte der Hausknecht und sagte: „So will ich auch mit und den Pabst fragen, warum ich immer der faule Knecht heißen muß.“ Da machten sich andern Tags die Drei auf den Weg und als sie gen Rom kamen, ließen sie sich bei dem Pabste melden. Da wurden sie in ein Zimmer geführt, worin ein großer Spiegel hieng. Als nun der Pabst kam und ihr Anliegen hörte, sagte er zu dem Wirth: „So stellt euch hier rücklings gegen den Spiegel, seht über die linke Schulter hinein und sagt mir, was ihr da seht.“ Da sagte der Wirth: Da säh er eine Menge Weiber am Kaffeetisch sitzen. Der Pabst fragte: Ob denn seine Frau nicht auch dabei wäre? Ja, sagte der Wirth, die säße mitten darunter. „Ja seht, Herr Wirth,“ sagte der Pabst, „eure Frau besucht Kaffeevisiten und hält auch selber Kaffeevisiten: darum seid und bleibt ihr der arme Wirth. Nun war die Reihe an dem Knecht: der muste auch rücklings gegen den Spiegel stehen, über die linke Schulter

hineinsehen und dann sagen, was er sähe. Der Knecht sagte: da liefen die Hunde einem Hasen nach. Der Pabst fragte ihn: Ob denn die Hunde den Hasen nicht einholten? Nein, sagte der Knecht, der Hase wäre so geschwind als die Hunde sein möchten und schwerlich würden sie ihn einholen. „Ja seht," sagte der Papst zu dem Hausknecht, „wenn Ihr auch so geschwind liefet zu thun, was euch der Wirth oder die Gäste hießen, wie der Hase vor den Hunden läuft, so brauchtet ihr nicht der faule Knecht zu heißen. × Nun kam zuletzt auch die Reihe an das kleine Kerlchen: der mußte sich auch rücklings gegen den Spiegel stellen und über die linke Schulter hineinschauen. Da fragte ihn der Pabst was er schaue. Klein Kerlchen sagte, da sähe er Nichts als sich selbst. Der Pabst fragte, ob er denn im Spiegel größer scheine als in der Wirklichkeit? „Nein," sagte klein Kerlchen, „nur gerade so groß." „Ja seht," sagte der Pabst, „dann weiß ich euch nichts anders zu zu rathen, als daß ihr euch so lange meßen laßt bis ihr groß werdet. Hernach braucht ihr nicht mehr klein Kerlchen zu heißen.

6. Wer ist der Dümmste?

Eine Frau klagte ihren Nachbarinnen über ihren Mann, daß er so dumm sei und Alles glaube was sie ihm sage. Der Schade ist so groß nicht, sagte die eine Nachbarin; der meine ist auch nicht gar klug; wer weiß wozu das gut ist. Gewiss, sagte die dritte; man muß es sich nur zu Nutze machen. Ach, sagte die erste wieder, wozu kann das nütze sein? Ihr stellt euch nicht vor, wie weit das bei meinem Manne geht. Ich wette, wenn ich ihm sagte, er wäre todt, er glaubte es, und ließe sich lebendig begraben. Es gilt, sagte die andere: wenn ihr das bei euerm Manne zu Wege bringt, so will ich den meinen überreden, daß er im Hemde mit zur Leiche geht. Ei, fiel die dritte ein, so sollte sich meiner einbilden, er wär der Kaplan und müste den Leichenzug führen. Des Handels wurden sie eins und gaben sich die Hände darauf. Andern Morgens, als ihr Mann noch schlief, mischte die Frau Safran und Ruſs, bestrich damit ihrem Mann das Angesicht und fieng dann an so laut zu jammern und zu schreien, daß er aufwachte und fragte: Was ist dir denn, daß du so jammerst und heulst?

Ach, rief sie, ich arme geschlagene Frau, soll ich nicht jammern, da du gestorben bist? Ich gestorben? fragte der Mann verwundert: davon weiß ich ja kein Wort. Freilich, sagte sie, weil du todt bist, kannst du es nicht wißen. Aber sieh nur hier in den Spiegel. Ja, sagte der Mann, nun seh ich es wohl; wie hätt ich das aber glauben sollen? Freilich, sagte die Frau, gestern Abend giengst du ja ganz munter zu Bette: wer hätte gedacht, daß dich in der Nacht der Schlag rühren würde! Aber liege nun still und strecke dich: wo hast du je gesehen, daß ein Todter so schief gelegen hätte? Den Kopf zurück, die Arme herab und die Beine grad aus. So! nun laß mich dir die Augen zudrücken. Da hielt der Mann den Athem an, die Frau drückte ihm die Augen zu und lief lachend aus der Stube und gleich aus dem Haus zu ihren Nachbarinnen und sagte: Mit meinem Mann ist es schon richtig, ich hab ihm eben die Augen zugedrückt und nun liegt er still und meint, er wär gestorben. Morgen früh um sechse laß ich ihn begraben; seht nun zu, daß ihr Wort haltet und eure Männer mit zur Leiche schickt.

Sorgt nicht, sagten die Nachbarinnen, sie sollen kommen. Am Abend sagte die nächste Nachbarin zu ihrem Mann: Unser Nachbar Doll ist gestorben; sei morgen früh bei der Hand, daß du mit zur Leiche gehst. Ja, liebe Frau, sagte der Mann, aber wecke mich zeitig, daß ich mich nicht verschlafe. Das versprach sie ihm. Die dritte Nachbarin wartete bis zum Morgen, da stand sie auf, als ihr Mann noch schlief und schor ihm eine

Platte. Dann weckte ſie ihn und rief: Um Gottes willen, Herr Kaplan, ſteht doch auf, ihr müßt ja den Nachbar Doll begraben. Was, ſagte der Mann, bin ich denn der Kaplan? Ja, freilich Herr Kaplan, ſagte ſie, wißt ihr nicht mehr, daß ihr Kaplan geworden ſeid? Ei, ſagte der Mann, da müſte mir doch eine Platte geſchoren ſein. Damit fühlte er ſich auf den Kopf und fand richtig die Platte. Aber nur bald, Herr Kaplan, rief die Frau, laßt die Leute nicht ſo lange warten; ſie ſind ſchon alle vor dem Hauſe verſammelt. Hier liegen die Chorkleider: ich will euch helfen, daß ihr hinein kommt, denn ihr wißt noch nicht recht Beſcheid damit.

Inzwiſchen hielt auch die dritte, die ihren Mann zu wecken verſprochen hatte, ihr Wort. Mann, rief ſie, ſteh geſchwind auf, der Leichenzug wird ſich gleich in Bewegung ſetzen. Der Mann erhob ſich und wollte nach Rock und Beinkleidern greifen; aber die Frau hatte ſie bei Seite geſchafft. Der Rock iſt beim Schneider, ſagte ſie zu dem Manne, der eben aufgeſtanden war; es ſchadet aber nichts, du kannſt bei dieſer Schwüle wohl ohne Rock gehen. Wo ſind denn aber die Beinkleider? fragte der Mann. Die liegen neben dem Bette, ſagte die Frau; aber ſchäme dich doch, ſo zerſtreut zu ſein. Du haſt ſie ja eben ſchon angezogen. Mach nur ſchnell, daß du nachkommſt, die Leiche iſt ſchon auf dem Kirchhof, lauf, ſonſt kommſt du wenn Alles vorbei iſt. Da glaubte der Mann der Frau, er hätte die Beinkleider ſchon an, und lief im Hemde dem Leichenzug nach. Als er auf den Kirchhof kam, ward eben der Segen

über die Leiche gesprochen und es fehlte nichts, als daß der Sargdeckel geschloßen und die Leiche herabgelaßen würde. Da kam just der Nachbar im Hemde gelaufen und die Bauern schlugen ein lautes Gelächter auf über seinem Anzug. Davon erwachte der Todte, richtete sich empor, sah seinen Nachbar im Hemde herankommen und sagte: „Wenn ich jetzt nicht todt wäre, so lachte ich mich zu Tod über den Nachbar Doll.

7. Das fromme Gebet.

Eine alte Frau pflegte alle Tage in die Kirche zu gehen und dem Muttergottesbilde ihre Wünsche vorzutragen. Die waren denn beſcheiden genug, denn ſie erbat ſich weiter nichts als alle Tage

Ein Schlätchen (Salätchen),
Ein Brätchen
Und zwei Pinten Roth.

Das hatte des Küſters Junge bemerkt, und Eines Tages, als ſie wiederkam, ſtellte er ſich hinter das Marienbild und belauſchte der Alten frommes Gebet. Als ſie nun an die Stelle kam, wo es hieß:

Ein Schlätchen,
Ein Brätchen
Und zwei Pinten Roth

rief er mit heller Stimme dazwiſchen: Nun, ich ſollte meinen, Ein Pintchen thät es auch. Da meinte die alte Frau, das Chriſtuskind, das die Mutter Gottes auf dem Arme trug, hätte ihr das zugerufen und rief ihm zurück: Papperlapap, dumme Blage, halt dein Maul und laß die Mutter kallen: die weiß beßer, was einer alten Frau gut iſt.

8. Acht Pfennige täglich.

Es war einmal ein Kaiſer, der gab ein Geſetz, daß der eines harten Todes ſterben ſollte, der an ſeinem Feſttag arbeite. Darauf berief er einen Zauberer und ſagte ihm, welches Gebot er hätte ausgehen laßen; er beſorge aber, man werde ihm die Uebertretung zu verheimlichen wißen: darum ſollte er ihm ein Mittel ausfindig machen, woran er erkennen könnte, wenn Jemand ſeinem Gebot zuwider handle. Da ſchuf der Zauberer durch ſeine Kunſt eine Säule mitten in der Stadt und ſetzte darauf einen Abgott, der dem Kaiſer genau anzeigte, wer das Geſetz gebrochen und an dem verbotenen Tage gearbeitet hätte. Und auf die Anklage dieſes Abgotts hatten ſchon viele das Leben eingebüßt. Nun war aber in der Hauptſtadt ein Schmied, der pflegte an dem Feſttage des Kaiſers wie an jedem gewöhnlichen Tage zu arbeiten und hatte es auch heute wieder gethan. Als er nun Nachts in ſeinem Bette lag, bedachte er, wie er das Gebot des Kaiſers verletzt und wie Mancher durch den Verrath der Säule das Leben verloren habe. Hiemit ſtand er auf und gieng zu dem Abgott, drohte ihm und ſprach: „O Säule, Säule, dein Geſchwätz hat ſchon manchem armen

Sünder das Leben gekostet; aber ich befehle dir jetzt, mich nicht zu verrathen, sonst schlag ich dir dein Haupt ab und zerschmettere es mit meinem Hammer. Darum laß dir rathen und schweige von mir.

Des Morgens in aller Frühe schickte der Kaiser nach seiner Gewohnheit seinen Boten an die Säule und ließ fragen, ob Jemand wider sein Gebot gethan habe. Als aber die Boten kamen und den Auftrag des Kaisers ausrichteten, sprach die Säule: Schauet auf und lest, was an meiner Stirne geschrieben steht. Die Boten blickten auf und sahen an der Stirne geschrieben: „Die Zeit verkehrt sich, die Menschen verschlimmern sich, und wer die Wahrheit sagt, dem wird das Haupt zerschlagen mit einem eisernen Hammer. Darum höre, sieh und schweige, willst du in Frieden leben. Geht hin und sagt euerm Herrn, was ihr gehört und gelesen habt."

Da schieden die Boten von dem Abgott und hinterbrachten dem Kaiser was sie vernommen hatten. Und als der Kaiser dieß hörte, befahl er zwölfen seiner Ritter, sich eilends zu wappnen und zu der Säule zu gehen; wenn dann Jemand komme, der Böses wider sie im Schilde führe, dem sollten sie Hände und Füße binden und ihn gefangen vor ihn führen. Die zwölf Ritter kamen zu der Säule, grüßten sie im Namen des Kaisers und baten sie, denjenigen zu nennen, der das Gebot übertreten und ihr gedroht hätte. Da sprach sie: So nehmt dort den Schmied gefangen: denn der ist es gewesen,

der das Gebot des Kaisers nicht in Acht genommen und mir gedroht hat.

Da giengen die zwölf Ritter, ergriffen den Schmied und führten ihn gefangen vor den Kaiser. Da sprach dieser: Sag an, warum hältst du nicht das Gebot, das ich gesetzt habe? Der Schmied antwortete: Ich kann das Gebot nicht halten, denn ich muß alle Tage acht Pfennige verdienen, die ich nicht erschwingen kann, wenn ich nicht arbeite. Da fragte der Kaiser: Wozu bedarfst du denn die acht Pfennige? Der Schmied sprach: Das will ich euch sagen. Das ganze Jahr hindurch muß ich täglich zwei Pfennige erstatten, zwei Pfennige ausleihen, zwei verlieren und zwei verzehren. Das macht acht Pfennige, die ich täglich haben muß. „Wie soll ich das verstehen?" fragte der Kaiser, „du mußt dich deutlicher erklären." Da hub der Schmied an und sprach: Herr, zwei Pfennige muß ich meinem Vater erstatten, der mich von Jugend auf erzogen hat, nun aber alt ist und nichts mehr verdienen kann. Auch hab ich einen Sohn, der in die Schule geht: dem muß ich täglich zwei Pfennige leihen, die er mir auch erstattet, wenn ich alt werde. Ferner hab ich ein Weib, welcher ich täglich zwei Pfennige geben muß: die sind verloren, denn wenn ich sterbe, so nimmt sie einen andern Mann und vergißt mein ganz. Endlich bedarf ich selber zweier Pfennige, die ich verzehre mit Essen und Trinken. Darum, gnädiger Herr, bedenkt meinen Nothstand und fällt ein gerechtes Urtheil, denn ihr habt wohl gehört, daß ich der acht Pfennige keinen entbehren kann.

Als der Kaiser dieß hörte, wuste er nicht was er thun sollte. Er dachte: Wenn ich ihm geböte, von seiner Sitte zu laßen, so würde ich ihn verdrießen und irre machen: ich will ihm lieber ein strenges Gebot auferlegen und wenn er dawider verstößt, ihn zugleich für Alles bestrafen, was er meinen Befehlen zuwider gethan hat. Geh mit Gott, sprach er zu dem Schmied, und arbeite fleißig fort wie bisher; nur hüte dich wohl, bei Todesstrafe Jemand etwas von unserer Unterredung zu sagen, es sei denn, daß du zuvor hundertmal unser kaiserliches Antlitz gesehen habest. Diesen Befehl ließ der Kaiser von seinem Schreiber aufzeichnen. Der Schmied beurlaubte sich und gieng an seine Arbeit.

Bald darauf berief der Kaiser die Weisen des Landes an seinen Hof, um sie auf die Probe zu stellen, legte ihnen den Fall von den acht Pfennigen vor, von welchen zweie erstattet, zweie ausgeliehen, zwei verloren und zwei verzehrt würden, und fragte sie, wie das zu verstehen sei. Die Weisen wusten nicht gleich Bescheid und baten um eine achttägige Bedenkzeit, welche ihnen auch bewilligt wurde. Da hielten sie Zusammenkünfte und beriethen sich, konnten aber aller ihrer Bemühungen ungeachtet das Räthsel nicht lösen bis sie zuletzt muthmaßten, daß sich die Frage auf den Schmied bezöge, welchen der Kaiser hatte verhaften und vor sich bringen laßen. Sie begaben sich also in seine Wohnung und fragten ihn um die Bedeutung der seltsamen Worte. Aber der Schmied, dem der Kopf auf dem rechten Flecke saß, hütete sich wohl, sein Geheimniss zu

verrathen. Als sie ihm aber zuletzt Geld anboten, ward er willfährig und sprach: Besteht ihr darauf, es zu wißen, so geht hin und bringt mir hundert Goldgülden: unter keiner andern Bedingung werdet ihr es erfahren. Die Weisen, denen kein ander Mittel übrig blieb, wollten die Frist nicht verstreichen laßen und brachten ihm die verlangten Goldstücke. Der Schmied nahm sie, bevor er ihnen ein Wort sagte, Stück für Stück in die Hand und beschaute das Gepräge, welches auf der einen Seite den Kopf des Kaisers darstellte, mit aufmerksamem Wohlbehagen. Als das geschehen war, sagte er den Weisen Alles, was er dem Kaiser über die acht Pfennige gesagt hatte. Da giengen sie befriedigt von ihm und erwarteten den Ablauf der acht Tage.

Als diese verstrichen waren, ließ sie der Kaiser vor sich berufen, um die Antwort der Weisen auf die ihnen vorgelegte Frage zu hören und sieh, sie sagten ihm genau dasselbe, was er von dem Schmied gehört hatte. Den Kaiser wunderte es sehr, wie sie das erfahren hätten. Er ließ also den Schmied vor sich rufen und gedachte bei sich selbst: den will ich gut bezahlen. Sie werden ihm mit Versprechungen und Drohungen so lange zugesetzt haben bis er ihnen Alles verrathen hat; durch ihre eigene Weisheit hätten sie es nun und nimmermehr herausgebracht. Da hat er sich aber selber geschadet.

Als nun der Schmied kam, redete ihn der Kaiser an: Meister, ihr habt euch schwer an meinem Gebot vergangen, indem ihr verriethet, was ich befahl geheim zu halten: das

wird euch übel bekommen. Da sprach der Schmied: Gnädiger Herr, Ihr habt zu verfügen, nicht bloß über mich, über die ganze Welt, nach euerm Wohlgefallen; ich unterwerfe mich euch wie einem geliebten Vater und Herrn. Wißt aber, daß ich nicht glaube, wider euern Befehl gehändelt zu haben, denn ihr befahlt mir, Niemand was ich euch gesagt zu offenbaren, ich hätte denn zuvor hundertmal euer kaiserliches Antlitz geschaut. Ich durfte daher dem Ansinnen der Weisen des Landes kein Gehör geben bevor ich nicht der gestellten Bedingung Genüge geleistet. Diese suchte ich also zu erfüllen und ließ mir, ehe ich ein Wort sagte, hundert Goldgülden geben, besah in ihrer Gegenwart euer darauf ausgeprägtes Antlitz und sagte ihnen dann erst, was sie zu wißen begehrten. Damit, gnädiger Herr, meine ich nicht wider euch verstoßen zu haben.

Als dieß der Kaiser hörte, muste er lachen und sprach: Geh mit Gott, du bist klüger als alle meine Weisen. Der Herr schenke dir Heil und Segen! Damit beurlaubte sich der Schmied und lebte fortan in Frieden nach seiner Weise.

9. Die Siebenschläfer.

Es waren einmal drei Siebenschläfer, die schliefen sieben Jahre und weil sie sieben Jahre lang schliefen ohne aufzuwachen, hieß man sie die Siebenschläfer, obgleich ihrer nicht mehr als drei waren. Als nun die sieben Jahre herum giengen, wachte einer von ihnen auf, rieb sich einmal die Augen, gähnte und sagte: Es brüllt ein Ochs. Und wie er das gesagt hatte, streckte er sich wieder hin und schlief mit den beiden andern abermals sieben Jahre. Wie nun auch die sieben Jahre herum waren, da wachte der andere auf, rieb sich die Augen, gähnte und sagte: Es war eine Kuh. Und wie er das gesagt hatte, streckte er sich wieder hin und schlief mit den beiden andern noch einmal sieben Jahre. Wie nun auch diese sieben Jahre herum waren, wachte auch der dritte auf, rieb sich die Augen, gähnte und sagte:

„Was Ochs, was Kuh!
Laßt Einen doch nur schlafen,
Man kommt ja nicht dazu."

Das waren die Siebenschläfer. Ich weiß nicht ob sie seitdem aufgewacht sind; wenn es aber nicht der Fall ist, so schlafen sie wohl noch.

10. Bruder Stiefelſchmer.

Ein Fleiſchergeſell, der ſich tief im Walde verirrt hatte, traf da einen Jäger an, der ſich auf einem Baumſtamm ruhte und ſehr ſchmuck gekleidet war, auch glanzlederne Stiefel trug. Den grüßte er freundlich und weil er auch müde war, ſetzte er ſich zu ihm und fragte:

Wohin, woher,
Bruder Stiefelſchmer?

Der Jäger muſte des Grußes lachen und ſagte: Ich weiß ſelber nicht woher noch wohin. Ich bin im Walde verirrt und hoffte ſchon, Ihr würdet den Weg wißen. Es ſoll hier im Walde nicht richtig ſein. Bah! ſagte der Fleiſcher, bange machen gilt nicht. Seht ihr hier meinen Stab? So lang ich den bei mir habe, fürchte ich mich vor tauſend Teufeln nicht. Der Jäger ſah den Stock an und ſagte: Nun, der iſt doch ſo gefährlich noch nicht. Ich habe Hirſchfänger und Büchſe; aber was verſchlägt das, wenn wir den Räubern in die Hände fallen, die hier ihr Weſen treiben ſollen? Nur nicht ängſtlich! ſagte der Fleiſcher. Wir wollen zuſammenhalten; ich weiß hier auch nicht Weg und Steg. Das iſt ein ſchlechter Troſt, meinte der Jäger.

Sie giengen zuſammen und kamen bald an ein Haus im Walde. Da freute der Fleiſcher ſich und rief:

Komm, Bruder Stiefelſchmer,
Hier gehts luſtig her.

Ungern folgte der Jäger, es ſchien ihm da nicht geheuer. Der Fleiſcher war aber ſchon in der Stube und beſtellte ein Abendbrot und zwei Betten. Bruder Stiefelſchmer horchte an der Thüre und hörte eine alte Frau zu ſeinem Gefährten ſagen: Ihr ſeid hier ganz unrecht und ſolltet euch je eher je lieber aus dem Staube machen, denn ich habe zwölf Söhne und wenn ſie nach Hauſe kommen und euch hier finden, ſeid ihr Kinder des Todes. Papperlapap! ſagte der Fleiſcher, da müſten wir auch mit dabei ſein. Ich habe keine Bange nicht: bringt uns nur bald etwas zu acheln, ſonſt müßen wir Hungers ſterben. Das iſt doch der ſchlimmſte Tod, hab ich mir ſagen laßen. Damit gieng er vor die Thüre und ſuchte nach dem Jäger; aber der hatte ſich unterdes in der Scheuer verſteckt. Endlich fand er ihn zwiſchen zwei großen Heubündeln: er muſte ihn mit Gewalt hervorziehen. Sei doch geſcheidt, ſagte er: willſt du hier verhungern? Komm mit ins Haus und verlaß dich auf meinen Zauberſtab. So lang ich den habe, brauchſt du nichts zu fürchten. Das Eßen kann jetzt angerichtet ſein und ich will wetten, es wird dir auch munden. Aber wir ſind hier in eine Räuberhöhle gerathen, warf der Jäger ein. Meinſt du denn, verſetzte der Fleiſcher, in einer Räuberhöhle könnte man von der Luft leben? Komm nur mit herein und

iß für zweie: wer weiß, wenn wir wieder was ergattern: die Garküchen ſind ſelten hier im Walde. Ich rathe dir, trinke gleich einen guten Stiefel: hernach, wenn die Räuber kommen und ich ihnen die Suppe geſalzen habe, darfſt du mir nichts mehr anrühren. Dabei muſt du aber doch thun als könnteſt du nicht ſatt kriegen. Hörſt du wohl, Bruder Stiefelſchmer? Und noch eins, nimm dich zuſammen und laß dir die preußiſchen Aengſte nicht merken. Und wenn du ſiehſt, daß ich meinen Stab dreimal ſo in der Luft ſchwenke und ihn dann wie einen Stimmhammer auf den Tiſch ſtoße, daß die Gläſer klirren, ſo mach mir gleich Alles mit deinem Hirſchfänger nach. Du wirſt ſehen, das thut Wunder. Jetzt komm mit, Bruder Stiefelſchmer.

Da muſte Bruder Stiefelſchmer, er mochte wollen oder nicht, mit ihm in die Stube und tüchtig einhauen und mit dem Glaſe Beſcheid thun. Es währte auch nicht lange, ſo kamen die zwölf Räuber, und als der Hauptmann die beiden Gäſte ſah, rief er laut: Nun, Gott ſeis getrommelt und gepfiffen: das iſt ein Wundpflaſter. Den ganzen Tag haben wir nichts gefangen; nun ſind uns hier wenigſtens ein Paar Vögel ins Garn geflogen. Aber ſeid ihr auch fett? Ich meine wohl, ſagte der Fleiſcher, indem er ſeine Katze ſchüttelte, daß die Goldfritze klangen. Und Bruder Stiefelſchmer ſieht mir auch nicht aus, als hätt ihm der Mond in den leeren Beutel geſchienen. Ihr könnt uns wohl eine tüchtige Galgenmalzeit bereiten, denn wir wißen ſchon was die Glocke geſchlagen hat.

Aber wir wollen uns wenigstens erst gehörig anrichten laßen und nicht mit leerem Magen über die Klinge springen. Was uns die Alte hier aufgetischt hat, ist wie ein Tropfen auf einen heißen Stein gefallen, so ausgehungert sind wir hier im Walde.

Ihr sprecht vernünftig, sagte der Hauptmann, und uns soll es auf eine Malzeit nicht ankommen. Versäumt aber das Tischgebet nicht. Wir machen nicht viel Federlesens, wenn wir im Tritt sind. Aber Alte, warum trägst du nicht auf? Siehst du nicht, wie schlapp wir sind? Wir haben hier einen guten Fang gethan: du must tüchtig aufwichsen.

Es ist drinnen gedeckt, sagte die Alte. Ich wuste nicht, daß die Fremden miteßen sollten. Geht nur hinein, der Braten dampft schon, und wenn es euch recht ist, will ich Glühwein auffetzen.

Recht, alte Katze, sagte der Hauptmann; aber einen guten Kübel voll, denn der König hat uns Schweiß gekostet. Ich weiß nicht ob ich noch einen Tropfen Bluts im Leibe habe. Es hieß, er jage incognito im Walde: da haben wir Alles durchgestöbert, und Die im Eiskeller auch; aber wenn Die nicht glücklicher gewesen, Wir haben keinen Schwalbenschwanz von einem König zu Gesicht gekriegt.

Wer weiß, wozu es gut war, sagte der Räuber Einer. Ich traue dem König die Courage nicht zu, allein im Walde zu jagen; aber wenn uns die ganze Suite begegnet wäre —

Laßt es gut sein, sagte der Hauptmann, und geht mit mir hinein. Nun ich sehe, die Alte hats wohl mit uns gemeint.

Hier ist auch Futter genug für unsere ausgehungerten Galgenvögel. Die Alte soll noch zwei Gedecke auflegen. Aber da ist sie ja schon. Nun setzt euch und thut als ob ihr zu Hause wärt. Recht so, guter Freund, an meine grüne Seite. Aber warum nehmt Ihr denn nicht Platz, Bruder Stiefelschmer, wenn mir Recht ist —

Ja, Bruder Stiefelschmer, ihr sehts ihm an den Füßen an. Er hat noch nicht recht eingeheizt, darum zittert er so. Wenn die Bowle kommt, vergeht ihm das.

Nun saßen sie alle vierzehn um den Tisch herum und ließen sich wohlschmecken was die Alte beschert hatte. Auch Bruder Stiefelschmer langte zu, weniger aus Hunger als um sich nicht mahnen zu laßen. Als sie sich einen guten Kropf gegeßen hatten, kam die Alte und sagte, der Kübel sei so schwer, daß zweie befohlen werden müßten, ihn auf den Tisch zu tragen; sie habe nicht Macht dazu. Der Hauptmann schickte seinen Nachbar zur Linken und den Fleischer, der ihm zur Rechten saß. Es waren beide starke Leute; aber die Achselbänder krachten ihnen, als sie die riesige Bowle auf die Tafel hoben. Der Hauptmann ließ es sich nicht nehmen, die Gläser selbst zu füllen. Da klopfte der Fleischer seinem Nachbar zur Rechten auf die Schulter und sagte:

Nun, Bruder Stiefelschmer,
Komm du mal her

und laß uns die Gesundheit der ganzen Compagnie trinken. So ists recht, rief der Hauptmann, unser Gast mit der Katz

versteht sich auf Lebensart. Es ist ein flotter Bursch, den könnten wir brauchen. Stoßt Alle mit ihm an: die ganze Compagnie soll leben, hoch! Aber Bruder Stiefelschmer muß noch beßer einheizen. Will der Wein nicht schmecken?

Er ist etwas schwach, meinte der Fleischer; aber man muß nur desto mehr trinken; vielleicht hilft das. Darf ich noch Eine Gesundheit ausbringen? Ei, rief der Hauptmann, den des Gastes Muth freute, warum denn nicht! Noch zweie meinetwegen! Nun, das soll ein Wort sein, noch zweie, sagte der Fleischer. So trinke ich denn die erste auf unsern Hauptmann und der soll leben hoch! und abermals hoch! und zum drittenmal hoch! Hoch! rief die ganze Bande und stieß mit dem Fleischer an, daß die Gläser platzten. Auch Bruder Stiefelschmer säumte nicht mit Allen anzustoßen und das Glas bis auf die Nagelprobe zu leeren. Nun bin ich begierig, dachte er bei sich, wem das dritte Hoch gelten wird.

Der Hauptmann bedankte sich der erwiesenen Ehre, schenkte den Fremden und der ganzen Compagnie die Gläser wieder voll und bat, nun das dritte Hoch folgen zu laßen. Da faßte der Fleischer sein Glas, hob es auf und sagte: Das dritte Glas leere ich auf die Brudercompagnie im Eiskeller drüben, und damit ihr desto geneigter ihre Gesundheit trinkt, soll ich einen schönen Gruß vermelden und den König hätten sie gefangen. Den König gefangen! Das ist bitter, sagte der Hauptmann. Bitter, daß wir ihn nicht selber haben. Aber doch süß, fügte er hinzu, daß er gefangen ist und so mag es denn gelten. Die ganze Compagnie im

Eiskeller hoch! und nochmals hoch! und zum drittenmal hoch! Sie stießen alle an und tranken aus; auch Bruder Stiefelschmer ließ sich nicht erst mahnen und that seine Schuldigkeit.

„Ich wollte der Wein wäre auch so bitter bei der Süße: wie magst du das schlaffe Zeug nur vertragen, Bruder Stiefelschmer?“ Mir schmeckt die Bowle vortrefflich, entgegnete der Jäger. „Zu süß, Bruder Stiefelschmer, zu süß! das widersteht beim dritten Glase, und ich tränke gern noch mehr.“

Aber, unterbrach sie der Hauptmann, wie kommt ihr zu dem Auftrag? Kennt ihr das Zeichen? Ihr seht mir gar nicht aus als wärt ihr von der Bande. Laßt uns das Zeichen sehen! Der Fleischer stand auf, schwenkte seinen Stab dreimal über den Kopf und stieß ihn wie einen Stimmhammer auf den Tisch, daß die Gläser den Ton gaben. Bruder Stiefelschmer that fast à tempo mit seinem Hirschfänger das Gleiche. Wer hätte das gedacht? sagte der Hauptmann verdrießlich. Und der kleine bange Hase Bruder Stiefelschmer ist auch von der Compagnie? Man irrt sich doch nicht mehr als in den Menschenkindern. So will ich nun auch eine Gesundheit ausbringen. Unsere beiden Gäste sollen leben, hoch! Nur einen Augenblick Geduld, bat der Fleischer. Die Bowle ist zu süß, des Zeugs kann man nicht viel trinken. Fragt doch die Alte, ob sie keine grünen Pomeranzen hat. Pomeranzen! sagte der Hauptmann; die wachsen auch hier im Walde! Ei! sagte der Fleischer, sie wachsen auch nicht in meiner Katze und doch trag ich immer welche bei mir. Seht her! die werft hinein: sie sind ganz frisch und grün.

Riecht einmal wie köstlich! Das giebt eine andere Herzstärkung. Dabei ließ er den Hauptmann die Goldfritze sehen, daß ihm der Mund wäßerte nach dem Fang, der ihm nun entgieng, da sie mit von der Eiskellerbande waren, mit der sie gute Freundschaft hielten. Er schlug es sich aber bald wieder aus dem Sinn: die Gefangenschaft des Königs war ein Trost mehr werth als zwanzig Goldkatzen. So sprach er der Bowle kräftig zu, und vergaß darüber den Toast, den er schon angekündigt hatte. Wirklich mundete sie nun immer beßer je mehr die grünen Pomeranzen zogen. Er schenkte den Nachbarn und schenkte den Nahen und den Fernen fleißig ein und brauchte Keinem zuzureden; nur Bruder Stiefelschmer tadelte das Getränk: es sei zu bitter, die grünen Pomeranzen hätten nicht so lange drin bleiben dürfen. Wir wollen uns nicht darüber zanken, sagte der Fleischer, Bruder Stiefelschmer; aber ich glaube, die Pomeranzen sind nicht Schuld. Du hast vorher schon ein Uebriges gethan und kriegst nun Angst vor St. Ulrich. Da bist du aber schief gewickelt. Man kann jetzt ein Achtel mehr davon vertragen. Bitter dem Mund ist dem Herzen gesund. Dieser Ansicht stimmten die Andern alle bei und sprachen so lange zu bis der eine rechts, der andere links vom Stuhle fiel und der Hauptmann unter dem Tische lag.

Jetzt geschwind in den Stall, Bruder Stiefelschmer: da hab ich ein Paar blanke Rappen gesehen. Damit reiten wir in die Hauptstadt und laßen die Vögel in den Käficht setzen. Die Leimruthen halten sie wohl so lange fest: dafür laß ich

die grünen Pomeranzen sorgen. Die andere Bande im Eiskeller sitzt auch auf dem Kloben: der König wird seinen Diener loben. Aber die alte Frau wollen wir erst in den Keller sperren, damit sie uns nicht einen Strich durch die Rechnung macht." Damit gieng es leichter als er gedacht hatte, denn die Alte hatte sich auch ein Bene gethan und lag nun und schlief wie ein Ast. Sie merkte es gar nicht als man sie aus dem Bette hob und im Keller wie einen Anker auf den Sattel zwischen zwei Fäßer legte. Nun

Bruder Stiefelschmer,
Ist dir das Herz noch schwer?

Pfeifend und trällernd schwangen sich jetzt der Fleischer und Bruder Stiefelschmer auf die feißten Rappen und ritten nach der Residenz. Am Thor trat sogleich die Wache ins Gewehr und präsentierte. Auch blieb hier und da Einer stehen und machte Front. Darum kümmerten sich aber die beiden nicht, sondern ritten weiter dem Schloßplatz zu. Vor dem Schloß wirbelten die Trommeln, die ganze Wachmannschaft sprang hervor, stellte sich in Reih und Glied und der Officier commandierte: Präsentierts Gewehr! Bruder Stiefelschmer sah den Fleischer an, ob er auch überrascht sei; aber davon konnte er nicht die Spur gewahren. Als sie abstiegen und ins Schloß giengen, sagte der Fleischer: Einer von uns beiden muß der König sein. Wollen wir abschaffen? Nun Ich bins, sagte der Jäger. Aber Wer bist Du, mein Retter? — Ich bin der neuernannte Polizeipräsident und bitte um Gnade, Majestät, wenn

ich Ihr Incognito zu ſtreng beobachtet habe. Nun war der König der Ueberraſchte. Wie biſt du aber im Eiskeller zurecht gekommen? wo du das Zeichen erfahren haſt, fragte der König. Da hab ich mich für den neuen Hauptmann der andern Bande ausgegeben, der den König mit eigener Hand gefangen hätte. Darüber haben ſie auch grüne Pomeranzen zu koſten gekriegt. Hab ich meine Sache gut gemacht? — Excellent haſt dus gemacht: ich lege dir hiemit den Titel bei; aber mit dem Gruß Bruder Stiefelſchmer wird mich Excellenz künftig verſchonen und dazu reinen Mund halten. Krönen Sie nun Ihr Werk, Excellenz, nehmen Sie Mannſchaft und ein Paar Leiterwagen und heben die beiden Neſter aus. Es iſt Platz genug in der Hofvoigtei.

11. Gedanken errathen.

Es war einmal ein König, der hatte einen einzigen Sohn, an dem er viel Kummer erlebte, denn er war ein Thunichtgut und Bruder Liederlich und keine Ermahnung wollte bei ihm fruchten. Der Vater ward es endlich müde und sprach zu ihm: Ich kann dein Treiben nicht länger mit ansehen: hier hast du was von dem Erbtheil deiner Mutter noch übrig ist; damit zieh hinaus in die Welt; vielleicht wirst du klüger werden." Der Königssohn war es zufrieden, ließ sich zwei Pferde vorführen, packte Silber und Gold auf das eine, setzte sich selber auf das andere und ritt hinaus in die Welt. Hatte er bisher schon locker gelebt, so ließ er sich jetzt erst recht den Zügel schießen, da er sich vor seinem Vater nicht mehr zu scheuen brauchte. Die Schätze, die er bei sich führte, schienen ihm unerschöpflich, er verschwendete mit beiden Händen und meinte das sollte ewig so fortgehen. Doch machte er eines Tags die Entdeckung, daß es mit dem Golde zu Ende war und ihm nichts mehr übrig blieb als das Silber. Da kam er an einem Samstag in eine große Stadt, wo er über Nacht blieb. Am andern Morgen stand er früh auf und gieng nach der Kirche.

Als der Gottesdienſt vorüber war, ſah er vor der Kirchthür einen nakten Leichnam liegen, den alle Vorübergehenden anſpieen, ſtießen und ſchlugen. Das kam ihm ſehr grauſam vor, er gieng hinzu und fragte den erſten Beſten, warum der Todte ſo miſshandelt würde. Da ſagte man ihm, der Todte habe nichts als Schulden hinterlaßen, und werde nun ſo lange angeſpieen, geſtoßen und geſchlagen bis Einer käme, der ſeine Schulden bezahlte. Der Königsſohn hatte Mitleid mit dem Todten und erklärte ſich bereit, alle ſeine Schulden zu bezahlen, wenn man ihm den Leichnam überlaßen wollte. Als die Gläubiger das hörten, kamen ſie gleich in dem Gaſthauſe zuſammen, ſchlugen ihre Bücher nach und ſtellten eine Rechnung auf, die ſich ſo hoch belief, daß dem Königsſohn, wenn er die Schuld tilgte, eben noch ſo viel übrig blieb, den Wirth zu befriedigen. Er zahlte aber Alles bis auf Heller und Pfennig und erhielt dafür den Leichnam. Den wickelte er in ſeinen Purpurmantel, band ihn auf ſein lediges Pferd und ritt zum Thor hinaus. Gegen Mittag kam er in einen großen Wald: da erſah er ſich einen ſtillen Platz unter einer hohen Eiche, grub mit ſeinem Schwerte ein tiefes Grab, ſenkte den Todten in ſeinem Mantel hinein und deckte das Grab mit den Händen wieder zu. Von der Eiche hieb er dann zwei Zweige, ſchälte ſie und bildete ein Kreuz daraus: das ſteckte er auf den Grabhügel, kniete nieder und betete für die Seele des Verſtorbenen. Alsdann ſah er ſich nach einem Mittagsmal um, denn von dem Ritt und der anſtrengenden Arbeit fühlte er ſich ganz erſchöpft. Da fand

er einen Baum mit wilden Feigen; dabei floß ein Bach mit klarem Waßer: er aß und trank und meinte, es hätt ihm nie so wohl geschmeckt. Nun trieb er seine Pferde von der Weide, sattelte und zäumte sie und ritt seines Weges weiter. Als er vor den Wald kam, traf er einen Mann, der auf Jemand zu warten schien. Als der den Königssohn sah, ließ er sich ins Gespräch mit ihm ein, und als er hörte, er reise in die Welt ohne Zweck und Ziel, bot er ihm seine Begleitung an. Das war dem Königssohn recht, er bot dem Fremden sein lediges Pferd und so ritten sie zusammen. Unterwegs am Fuß eines Berges trafen sie ein altes Mütterchen, das unter der Last einer Holzbürde niedergesunken war. Helft mir auf! flehte sie. Da zog der Fremde ein Fläschchen hervor und goß der Alten ein Paar Tropfen auf die Zunge. Sogleich sprang sie selbst wieder auf, dankte ihnen und gieng wohlgemuth weiter unter ihrer Bürde. Aus dieser hatte aber der Fremde einige Reiser gezogen: daraus bildete er drei Ruthen. Da fragte der Königssohn: „Was willst du damit machen?“ „Wir werden sie brauchen,“ versetzte der Fremde. Sie giengen weiter und kamen in die Mitte des Berges; da lag ein verwundeter Soldat, der sie kaum noch um Hülfe ansprechen konnte. Der Fremde zog wieder sein Fläschchen hervor, ließ den Soldaten trinken und goß einen Tropfen auf seine Wunde. Da stand er gleich frisch und munter auf den Füßen; die Wunde aber war vernarbt. Dankbar bot der Soldat seinem Retter Hab und Gut zu Lohn; aber dieser verlangte nichts als sein Schwert. Das gab der Soldat

ihm herzlich gern und fügte tausend Dank hinzu. Was willst du nur damit machen? fragte der Königssohn wieder. „Wir werden es brauchen, war die Antwort. Nun kamen sie auf die Höhe des Berges: da lag ein kranker Rabe. Dem ist nicht mehr zu helfen, sagte der Fremde und hieb ihm den Kopf ab. Dann trennte er beide Flügel von dem Rumpfe und steckte sie zu sich. Der Königssohn fragte zum drittenmal: Was willst du nur damit?“ Wir werden sie brauchen, erwiederte der Fremde.

Als sie nun den Berg hinab kamen, lag da eine große Stadt. Da sahen sie das Volk zusammen laufen, denn eben ließ der König öffentlich ausrufen, wer dreimal die Gedanken seiner Tochter errathen könne, solle sie zur Gemahlin erhalten und nach dem Tode des Vaters das Königreich erben. Wer sich aber melde und nicht alle Aufgaben zu lösen wiße, habe das Leben verwirkt. Da lachten die Leute und sprachen: den müste der Hals wohl übel jucken, der das noch ferner versuchen wolle, nachdem es so vielen mißglückt sei. Damit wiesen sie auf die Gitterstäbe vor der Burg, wo schon neun und neunzig Köpfe aufgepflanzt standen. Aber der Fremde sprach zu dem Königssohn: Höre, du must die Gedanken der Königstochter zu errathen suchen. Da weigerte sich der Königssohn und sprach: Soll ich das Hundert voll machen? Aber der Fremde sprach ihm Muth ein: Verlaß dich auf mich, ich werde dir beistehen. Also meldete sich der Königssohn und erhielt mit seinem Begleiter Aufnahme in der königlichen Burg. Am andern Morgen

sollte er seine Probe ablegen: davor hatte er solche Angst, daß er Trank und Speise unberührt ließ. Da sprach der Fremde:

Iß und trink wohlgemuth;
Dein Leben steht in hoher Hut.

Da griff der Königssohn zu und genoß Trank und Speise. Dann gieng er nach des Fremden Rath zu Bette; aber die Sorge ließ ihn nicht schlafen. Der Fremde sprach:

Schlaf du bis an den Morgen;
Laß mich dein Gut besorgen.

Da schlief der Königssohn ein.

In der Nacht öffnete die Königstochter das Fenster und flog nach einem nahen Berge: da wohnte ein Zauberer, bei dem sie sich Raths zu erholen pflegte. Der Fremde hörte das Fenster klingen: da band er sich die Rabenflügel an, nahm eine von den drei Ruthen in den Schnabel und flog ihr ungesehen nach. Als die Königstochter an den Berg kam, hatte der sich aufgethan: da flog sie hinein und hinter ihr drein der Rabe. Da war eine große weite Höhle: hinten an der Wand auf einem Pferdegerippe als Thron saß der alte Zauberer, ein kleiner häßlicher Kerl mit dickem Kopf und langem Bart. Neben ihm standen lange Stäbe und auf jedem Stab ein Kohlkopf; das stellte die Bedienung vor. Als die Königstochter hinein kam, verneigten sich die Kohlköpfe dreimal; der alte Zauberer aber stieg von seinem Thron sie zu begrüßen; dann hieß er sie zu seiner Rechten niedersitzen. „Was bringst du Neues, meine Tochter?" „Es ist wieder ein Bewerber

angekommen," ſagte ſie, „helft mir ein ſchweres Wort aus-ſuchen, das er errathen ſoll." — „Ja, meine Tochter," ſprach der Zauberer. Gieb ihm das Wort Brot auf: das räth er ſicher nicht." Die Königstochter dankte ihm und beurlaubte ſich; die Kohlköpfe verneigten ſich dreimal. Der alte Zauberer aber gab ihr das Geleit und flog mit ihr bis zu ihrem Schloße; hinter beiden drein aber der Rabe, der Alles mit angehört hatte. Draußen aber nahm er ſeine Ruthe und peitſchte wacker auf beide los. Hu! rief ſie, wie es hagelt! Vor dem Schloß nahm der alte Zauberer Abſchied und flog zurück; ſie aber flog durch das Fenſter in ihr Gemach und der Fremde gieng zu dem Königsſohn, der in tiefem Schlummer lag.

Am Morgen war im Schloße große Verſammlung. Auf dem Throne neben dem König ſaß die Königstochter; vor ihr ſtand der Königsſohn und ihm zur Seite der Fremde. Da begann die Königstochter und gebot ihrem Freier das Wort zu nennen, woran ſie dächte. Sage „Brot," flüſterte der Fremde. Brot, ſtotterte der Königsſohn. Die Königstochter erblaſste und bekannte, er hätte es gerathen. Da klatſchte die ganze Verſammlung dem Königsſohn Beifall. Aber die Königs-tochter erhob ſich hochroth vor Zorn und rief: Heute iſt es dir gelungen; aber freue dich nicht zu früh; morgen muſt du ſterben!

Am Abend ward der Königsſohn noch beßer bewirthet als geſtern; aber der Braten wollte ihm nicht ſchmecken, der Wein nicht munden. Die Worte der Königstochter: Morgen

muſt du ſterben! hallten ihm in den Ohren wieder. Da ſprach der Fremde:

Iß und trink wohlgemuth,
Dein Leben ſteht in hoher Hut!

Da griff der Königsſohn zu und labte ſich. Auf des Fremden Rath legte er ſich auch zu Bette; aber der Schlaf mied ihn. Endlich ſprach der Fremde:

Schlaf du bis an den Morgen:
Laß mich dein Heil beſorgen.

Da ſchlief der Königsſohn ein.

In der Nacht, als das Fenſter wieder klang, legte der Fremde die Rabenflügel an, nahm aber dießmal zwei Ruthen mit. So flog er hinter der Königstochter her in den Berg, wo die Kohlköpfe ſich dreimal vor ihr verneigten. Was bringſt du Neues? meine Tochter, fragte der alte Zauberer. Böſe Zeitung, ſprach die Königstochter. Der Freier hat meine Gedanken errathen. Oder giebt es hier Verräther? — „Meine Leute ſind treu," ſprach der alte Zauberer. „So ſagt mir, woran ich morgen denken ſoll." Da rieth ihr der Zauberer, an ihr goldenes Halsgeſchmeide zu denken. Dann flog er mit ihr bis an das Schloß, hinter Beiden drein aber der Rabe, der mit den Ruthen jämmerlich auf ſie losſchlug. Hu! rief die Königstochter. Huhu! wie das klatſcht! Damit nahm ſie Urlaub von dem Zauberer und flog in die Burg zurück. Der Fremde aber gieng zu dem Königsſohn, der ſchon in tiefem Schlafe lag.

Am Morgen ſaß die Königstochter neben dem König auf

dem Thron und blickte zornig auf den Freier, der neben dem Fremden vor ihr stand. Schicke deinen Begleiter hinweg, sprach sie höhnisch: du bist so weise, du brauchst keinen Einflüsterer. Der Fremde zog sich zurück; er hatte aber dem Königssohn schon Bescheid gesagt. Rathe jetzt, woran ich denke, gebot die Königstochter. An, dein goldenes Halsgeschmeide, rieth der Königssohn. Die Königstochter ward bleich und roth und bekannte beschämt, er hätte es errathen. Lauter Jubel gieng durch die Versammlung. Alles jauchzte dem Königssohn Beifall, und erschöpfte sich im Preise seines Scharfsinns. Aber die Königin rief: „Noch Keinem ist es gelungen, meine Gedanken zum andernmal zu errathen. Aber wehe dir, wenn du dir morgen nicht gleich bleibst. Auf Gnade hast du nicht zu hoffen. Ich will auf Martern sinnen, deine Todesqual zu schärfen."

Am Abend mundete dem Königssohn nicht Trank noch Speise, obwohl man ihn noch reichlicher und köstlicher bedienen ließ. Die Drohung der Königstochter, noch mehr aber die nahende Entscheidung über ihren Besitz presste ihm das Herz zusammen. Aber der Fremde sprach: Du kennst doch jetzt die Macht meines Beistands. Darum

Iß und vertraue wohlgemuth
Dein Glück, dein Leben hoher Hut.

Da nahm der Königssohn Trank und Speise. Auf den Rath des Fremden versuchte er auch zu schlafen; aber kein Schlummer wollte auf seinen Augenliedern weilen. Endlich sprach der Fremde:

Schlaf feſt bis an den Morgen;
Laß mich dein Heil beſorgen.

Da ſchlief der Königsſohn ein.

Um Mitternacht, als er das Fenſter klingen hörte, legte der Fremde die Rabenflügel an, nahm aber dießmal alle drei Ruthen mit und umgürtete ſich mit dem Schwerte. Der alte Zauberer war ſehr erbost, als ihm die Königin klagte, der Freier habe auch dießmal ihre Gedanken errathen. Er ſtieß die Kohlköpfe von ihren Stangen und ſchleuderte ſie den Berg hinab. Folge mir jetzt, meine Tochter, ſprach er zu ihr, und denke an mein Haupt: das wird er ganz gewiſs nicht rathen. Da erhob ſich die Königstochter und der Alte gab ihr Geleit bis an ihr Schloß. Unterwegs peitſchte der Fremde mit den drei Ruthen ſo unbarmherzig auf ſie Beide los, daß die Königstochter jammerte. Huhu! rief ſie, welch Schloßenwetter! Huhu! wie das peitſcht! Als ſie an den Berg kam, flog ſie durch das Fenſter, und der Zauberer wandte ſich zurück nach dem Berge; aber der Fremde ſetzte ihm nach und holte ihn bald ein. Dann faßte er ihn beim Schopfe und hieb ihm mit dem Schwerte das Haupt ab: damit flog er zurück in die Burg und hüllte es in ein Tuch; unterdes lag der Königsſohn in tiefem Schlafe.

Am Morgen, als er zur Verſammlung gieng, gab er das Tuch dem Königsſohn und ſagte: Wenn die Königstochter früge, woran ſie jetzt dächte, ſollte er das Tuch ſtillſchweigend zurückſchlagen und ſie und alle Welt ſchauen laßen, was es verhülle. Da giengen ſie in den Saal, wo die Königstochter hochzeitlich

geſchmückt und von Schönheit ſtralend an des Königs Seite ſaß. Da hub die Königstochter an: Rathe nun, wenn du kannſt, woran ich denke. Der Königsſohn ſchwieg, entfaltete aber das Tuch und zeigte ihr und der ganzen Verſammlung des Zauberers Haupt. Da fuhr ein Grauſen durch den Saal, die Königstochter ſtieß einen lauten Schrei aus und der Königsſohn ſelbſt ließ das Tuch mit dem Kopf vor Entſetzen fallen. Der Fremde allein blieb ruhig, hob das Haupt an dem langen Barte empor und ſchleuderte es zum Fenſter hinaus in den Burggraben. Als die Königstochter ſich erholt hatte, ſtieg ſie mit ihrem Vater vom Throne und dieſer legte ihre Hand in die des Königsſohns. Alles Volk jauchzte ihm Beifall und freute ſich, daß die Königstochter endlich beſiegt war.

Als der Lärm ſchwieg, zog der Fremde den Königsſohn bei Seite und ſprach: Nun ſollſt du auch hören, wer ich bin. Sieh, ich bin der Geiſt des Todten, dem du durch ein ehrliches Begräbniſs zur ewigen Ruhe verholfen haſt. Ich durfte dich noch ſo lange begleiten bis ich dir deinen Dienſt vergolten hatte. Nun aber lebe wohl. Mit dieſen Worten verſchwand er.

Der Königsſohn nahm nun die Königstochter zur Gemahlin und nach dem Tode ſeines Vaters fiel ihm das Reich zu. Als ſein Vater vernahm, wie es ihm ergangen ſei, freute er ſich ſeiner Beßerung und ſeines Glücks, und gab ihm ſein Reich noch dazu.

12. Der verwünschte Esel.

Es war einmal ein junger Taugenichts, der stak aller Teufeleien voll und hatte sein Leben nichts gethan als was Gott und alle Rechtschaffenen verdroß. Zuletzt durfte er sich unter den ehrlichen Leuten nicht mehr sehen laßen und nahm sich vor unter die Spitzbuben zu gehen. Da lief er in den Wald zu einer Räuberbande und sagte, er hätte auch ihre Profession gelernt, sie sollten ihn unter sich aufnehmen. Sie sagten Ja, er müßte aber erst sein Probestück machen. Da kam just ein Bauer durch das Holz, der zog einen Esel hinter sich her. Da sagten die Räuber: Geh hin und nimm dem Bauer den Esel weg, daß er nichts davon merkt. Da gieng er sachte hinter dem Bauer her und streifte dem Esel den Halfterzaum vom Kopf, that ihn sich selber um und ließ den Esel ins Holz laufen, wo ihn die Räuber fiengen. Merkte denn der Bauer nichts? Bewahre. Der Bauer schritt immer zu durch das Holz und der Dieb an dem Strange hinter ihm her; als er es aber müde ward, blieb er stehen und sagte: Ach, lieber Herr, schenkt mir die Freiheit! Der Bauer sah sich um und erschrak gewaltig, als er sah, daß er einen Menschen am Zaum

hatte. Herr Je, rief er, ich meinte, du wärst ein Esel. Wie kommt es, daß du auf einmal ein Mensch bist? — Ach Herr, als ich ein kleiner Junge war, hab ich kein Gut gethan und hab immer Karten gespielt: da hat mich meine Mutter auf sieben Jahre in einen Esel verwünscht: schenkt mir doch die Freiheit! Da sagte der Bauer: Was soll ich mit dir machen? ich kann dich ja doch nicht mehr für einen Esel brauchen, und ließ ihn gehen. Da kam er zu den andern Spitzbuben und fragte, ob er sein Probestück gut gemacht hätte? Sie sagten Ja; er müste aber morgen auf den Markt, den Esel zu verkaufen. Der Bauer aber gieng nach Haus und sagte zu seiner Frau: Denk an, unser Esel ist unterwegs zu einem Menschen geworden, denn seine Zeit war um. Hab ich dirs nicht immer gesagt, versetzte die Frau, unser Esel wär ein klug Thier, und hätte mehr Verstand als mancher Mensch. Nun must du morgen auf den Markt einen neuen zu gelten. Aber nimm dich in Acht, daß dirs nicht wieder so geht. Am andern Morgen gieng also der Bauer auf den Markt, einen neuen Esel zu kaufen. Wie er dahin kam, standen da viel Esel in einer Reihe und wie er recht zusah, war auch sein alter Esel darunter. Der Bauer fieng an zu schmunzeln und dachte bei sich: Mit dem wird heute wieder Einer betrogen. Da wies er mit Fingern auf ihn und sagte: Wer den kennt, der kauft ihn nicht. Mehr will ich nicht sagen. Damit gab er dem Esel Eins über den Rückstrang und raunte ihm ins Ohr: „Sag, hast du wieder Karten gespielt? Mich sollst du nicht wieder anführen.“

13. Text und Gloſſe.

Ein reicher Müller im Baierland ſchickte ſeinen Sohn auf die Hochſchule zu Ingolſtadt, die Rechte zu ſtudieren. Das währte drei Jahre und koſtete dem Müller ein rundes Sümmchen Geld. Dafür dachte er aber, wird mein Sohn auch was Nützes gelernt haben. Als er nun wieder nach Hauſe kam, beſchwerte ſich der Alte über das viele Geld, das der Herr Sohn verſtudiert habe. Gleichwohl ſagte er, gäbe ich mich gerne zufrieden, wenn ich wüſte, daß es wohl angelegt wäre. Zeige mir einmal deine Bücher her. Da trug der Student ein ſchweres Buch herbei, das der Codex hieß. Darin war die Schrift in der Mitte grob, aber rings umher lief kleine feine Schrift. Da fragte der Müller: Was ſoll die doppelte Schrift bedeuten? Der Sohn verſetzte: Die grobe Schrift in der Mitte iſt der Text und die feine Schrift umher iſt die Gloſſe. Der Müller ſagte: Latein verſteh ich nicht, ſag mirs zu deutſch. Da ſagte der Sohn: Der Text iſt das Geſetz, das die Kaiſer gegeben haben, Recht danach zu ſprechen. Hernach haben aber die Gelehrten darüber geſchrieben wie man es verſtehen ſolle

und bei Gerichten damit umgehen, ein Jeder nach ſeinem Verſtande, ein Langes und Breites. Das nennt man die Gloſſe. Der Müller ſchwieg, obwohl es ihm nicht gefiel und ſprach: Dieſen Mittag biſt du bei deinem Oheim, dem Pfarrer, zu Tiſch: der wird mit dir zu Latein converſieren, daß ich höre, wie du Geld und Zeit angewandt haſt. Während der Sohn nun beim Pfarrer zu Tiſche ſaß und ſich auf den Zahn fühlen ließ, nahm der Müller das Buch, das ad marginem gloſſiert war, zeichnets mit der Röthelſchnur ab, nahm das Zimmerbeil und hieb die Gloſſe rund herum glatt hinweg; den Text aber ließ er ſtehen. Als der Sohn wiederkam und das Tentamen bei ſeinem Oheim, dem Pfarrer, wohl beſtanden hatte, ſah er das Buch auf dem Tiſch liegen. Da ſchrie er Ach und Weh! Vater, warum habt ihr mir mein beſtes Buch verderbt? Da ſprach der Müller: Ich hab es nicht verderbt, ſondern erſt gut gemacht, den Text und die Wahrheit ſtehen laßen, und die Lügen der Gelehrten hinweggehauen. Ach Vater, ſagte der Student, von der Wahrheit kann ich nicht leben: wenn ich nicht auch Liſt und Ränke kenne, Einreden und Widerreden, eine böſe Sache zu ſchmücken und die Gegenpartei zu verdrücken, ſo kommt mir kein Brot ins Haus. Da gerieth aber der Müller in Zorn und ſprach: Solcher Kunſt achten wir Dorfleute wenig und beſitzen doch unſer Gericht unter dem Himmel bei den Linden, wo wir nach der wahren Gerechtigkeit ſprechen und in kurzer Zeit ein Urtheil finden, wozu ihr oft lange Zeit braucht und die Sache hinſchleppt, um euern Gewinn ſtatt des gemeinen Nutzen zu ſuchen,

daher es wahrhaftig iſt wie das Sprichwort ſagt, daß ihr Juriſten nicht gute Chriſten ſeid. Haſt du nur Liſt und Ränke gelernt und weiſt mit der Wahrheit nicht umzugehen, ſo will ich keinen Pfennig mehr auf dich wenden. Beßer du ernährſt dich wie ich mit deiner Hände Arbeit und läßt deine Juriſterei fahren als daß deine Seele Schaden nehme.

14. Der eiſerne Johann.

Einem alten Gedienten träumte, wenn er ſeinen Abſchied nähme, könnte er ſein Glück machen. Da gieng er am Morgen zu ſeinem Hauptmann und bat um ſeinen Abſchied. Es war eben Friede geſchloßen und der König brauchte keine Soldaten mehr. Da ſagte der Oberſt: „Wenn du abgehen willſt, ſo geh in Gottes Namen, ich kann dich nicht halten,“ und gab ihm ſeinen Abſchiedsbrief und einen alten Torniſter, aber keinen Heller Geld auf die Reiſe. Da nahm er den Weg zwiſchen die Beine und als er den erſten Tag müde gelaufen war, kam er am Abend in einen großen Wald. Da dachte er das Schlafgeld zu ſparen und auf einem Baum zu übernachten, wenn er anders kein Unterkommen fände. Als er aber auf den Baum ſtieg, ſah er in der Ferne ein kleines Licht, ſtieg wieder hinab und gieng darauf zu bis er an ein kleines Häuschen kam. Getroſt klopft er an: da macht ihm ein altes Weib auf und bietet ihm freundlich guten Abend und ſagt, wenn er wolle, könne er ſein Glück machen. Ei, denkt er bei ſich, wird dein Traum ſo bald wahr? ſollſt du hier ſchon gleich dein Glück machen! Da bringt ihm das alte Weib Eßen und Trinken, als

hätt es schon für ihn bereit gestanden. Wie er sich nun satt gegeßen und getrunken hat, nimmt sie einen Korb und ein langes Seil und sagt, nun sollt er mit ihr gehen und thun was sie ihm sage. Sie giengen also aus dem Häuschen in den Wald bis vor einen alten verfallenen Brunnen. Da sagte sie, er sollte sich in den Korb setzen, sie wollt ihn an dem Seil hinunterlaßen. Sie beschrieb ihm auch Alles, was er unten zu thun hätte. Zuerst käm er in einen Garten, da sollt er hindurch gehen bis er vor das Schloß käme. Vor dem Schloß stünde ein eiserner Mann Schildwacht, vor dem sollt er sich aber gar nicht scheuen, der thät ihm nichts. Er sollte also in das Schloß gehen und gradaus in einen Saal: da würde ein Wachsstock auf dem Tische stehen. Den sollte er nehmen und gleich wieder zu ihr zurückkommen. Der Soldat that Alles, wie sie ihn geheißen hatte, gieng durch den Garten an das Schloß, wo der eiserne Mann Schildwacht stand. An den kehrte er sich aber nicht, sondern gieng durch das Thor in den Saal: da stand der Wachsstock auf dem Tische. Die Thüren der Nebensäle standen auch offen. Er gieng in den ersten: der lag ganz voller Silber. Ei, dachte er, da könnte er sich seinen Torniſter voll scharren, das wäre beßer als der Wachsstock. Wie er seinen Torniſter voll hat, sieht er auch in den andern Saal: der lag ganz voller Gold. Da geht er zurück, schüttet das Silber wieder aus und füllt sich den Torniſter mit Gold. Als er nun in den dritten Saal sieht, liegt der ganz voll Perlen und Edelgestein. Da geht er zurück, schüttet das Gold wieder aus und füllt sich

den Torniſter mit Perlen und Edelſteinen. Nun denkt er, habe er lebenslang ſein Auskommen. Indem er nun durch die drei Nebenſäle zurückgeht in den Hauptſaal, ſieht er in jedem Nebenſaal eine Harfe hängen. Die gefielen ihm ſehr wohl; weil ſie aber zu groß waren zum Mitnehmen, ließ er ſie hängen. Auch fiel ihm jetzt erſt ein, die Alte habe ihn doch geheißen, den Wachsſtock zu holen: er nahm ihn alſo vom Tiſche und kam durch den Garten an den Brunnenſchacht, wo der Korb herabhieng. Er ſetzte ſich hinein und ſchüttelte an dem Seile: da zog ihn die Alte hinauf. Wie er nun bald oben iſt, ruft ſie ihm zu, ob er auch den Wachsſtock hätte. Ja, den hätte er in der Hand. Da zog ſie ihn ſo hoch hinauf, daß ſie den Wachsſtock annehmen konnte. Wie ſie ihn aber hat, läßt ſie das Seil los und will ihn hinunterſtürzen. Er fieng ſich aber mit Händen und Füßen an den Steinen und kletterte mit großer Mühe aus dem Brunnenſchacht. Wie er nun droben war, ward er ärgerlich über die Alte, daß ſie ihn hatte fallen laßen wollen, lief ihr nach, denn ſie hatte ſich gleich mit dem Licht davon gemacht, kriegte ſie zu faßen, nahm ihr den Wachsſtock und prügelte ſie butterweich, daß ſie kein Glied mehr rühren konnte. Dann nahm er den Wachsſtock, ſteckte ihn in ſeinen Torniſter und gieng ganz fröhlich davon, denn er hatte nun Geld genug und meinte, ſein Glück wär ſchon gemacht. Am Abend kam er in eine große Stadt; es war die Hauptſtadt des Landes. Da gieng er in das vornehmſte Wirthshaus, dem königlichen Schloß gerade gegenüber, und fragte den Kellner, ob er da

logieren könnte. Als der Gastwirth sah, daß er so zerrißen aussah mit dem Torniſter auf dem Rücken, kam er herbei und sagte: Hier logieren keine gemeine Soldaten, nur reiche Grafen und Herren. Da taſtete er in ſeinen Torniſter und holte eine Hand voll Gold heraus. Da ſpannte der Wirth gleich andere Saiten auf und fragte ganz höflich, welche Nummer er haben wollte. Der Soldat ſagte, das wär ihm gleich, wenn er nur ein recht ſchönes Zimmer hätte mit der Ausſicht nach dem königlichen Schloß. Das beſte könnte er haben, ſagte der Wirth, das im ganzen Hauſe wäre. Nun logierte er da einige Zeit und ließ ſich ſchöne Kleider machen und lebte flott wie ein Cavalier und meinte, ſein Schatz könnte gar kein Ende nehmen. Es gieng aber doch bald zur Neige. Da ſaß er eines Abends noch ſpät auf ſeinem Zimmer und hatte noch keine Luſt ſchlafen zu gehen, denn die Königstochter lag ihm im Sinne, die er aus ſeinem Fenſter geſehen hatte. Sein Licht war ihm aber ausgebrannt, und weil es ſchon ſo ſpät war, daß Alles ſchlafen gegangen war, muſte er im Dunkeln ſitzen. Da fiel ihm ein, er hätte ja den Wachsſtock in ſeinem Torniſter: den wollte er anzünden. Wie nun das Licht brennt, ſteht der eiſerne Mann vor ihm, der im Garten vor dem Schloß Schildwacht geſtanden hatte, und fragt: Was befehlen Euer Majeſtät? Wie? ſagte er, ich habe euch nichts zu befehlen. Ja, ſagte der eiſerne Mann, was Euer Majeſtät befehlen, das muß ich thun. Wenn das iſt, ſagte er, ſo holt mir die Harfe, die im Schloß im erſten Nebenſaal hängt. Nun dauerte es nur einen Augenblick, ſo

hatte er die Harfe. Da fragte er den eiſernen Mann nach ſeinem Namen; der ſagte, er heiße der eiſerne Johann, und was er ihm befehlen würde, das könnte er Alles ausrichten, und ſo lange das Licht brennte, wäre er bei ihm und ſo wie es aus wäre, wieder vor dem Schloß. Nun dachte er, dann iſt es gut, blies das Licht aus und legte ſich ſchlafen. Am andern Morgen nahm er die Harfe, ſetzte ſich an das offene Fenſter und fieng an zu ſpielen und Alles, was er dachte, das ſpielte die Harfe. Das hörte gegenüber die Königstochter und hätte ihm die Harfe gern abgekauft, denn ihr Klang war wie das reinſte Silber. Sie ſchickte auch gleich hinüber und ließ fragen, was er für die Harfe begehrte. Er gab zur Antwort, zu verkaufen wäre ſie nicht; wenn ihn aber die Königstochter beſuchen käme, wollte er ſie ihr ſchenken. Die Königstochter mochte nicht ſelber kommen, ſchickte aber eins ihrer Kammermädchen, die ſollte ſich die Harfe von ihm ſchenken laßen. Er hatte aber mit dem Wirth abgeſprochen, wenn die Königstochter ſelber käme, ſollte er ihr mit zwei Lichtern heraufleuchten; der Kammerjungfer nur mit einem. Die Königstochter hatte dem Kammermädchen hundert Thaler verſprochen, wenn ſie ihr die Harfe brächte. Nun kam ſie am Abend zu ihm und blieb bis zum andern Morgen: da gab der Soldat ihr die Harfe mit. Die Königstochter war ſehr erfreut und gab dem Kammermädchen ſogleich die hundert Thaler. Sie fragte auch, wie es ihr bei dem Junker gefallen hätte? O ganz wohl, ſagte ſie, ſie habe ganz ungeſtört neben ihm liegen dürfen.

Vor Tiſche zündete der Soldat ſeine Kerze wieder an: ſogleich ſtand der eiſerne Johann vor ihm und fragte: Was befehlen Euer Majeſtät? Da gebot er ihm, die Harfe aus dem andern Nebenſaal herbeizuholen. Sogleich hatte er ſie, ſetzte ſich ans Fenſter und fieng an zu ſpielen: da lautete dieſe noch ſchöner als die erſte, ihr Klang war wie das reinſte Gold. Nun hörte das die Königstochter und ſchickte wieder hin zu fragen, was er für die Harfe begehrte. Da ließ er ſagen, er verkaufe ſie nicht; wenn aber die Königstochter ihn beſuchen käme, wollte er ſie ihr ſchenken. Die Königstochter mochte aber noch nicht ſelber gehn, und ſchickte wieder eine ihrer Kammermädchen, der ſie tauſend Thaler verſprach, wenn ſie ihr die Harfe brächte. Am Abend leuchtete ihr der Wirth mit Einem Licht herauf; am Morgen bekam ſie die Harfe und brachte ſie der Königstochter, die ihr gleich tauſend Thaler zahlte, und fragte, wie es ihr bei dem Junker gefallen hätte? O, ſagte ſie, ganz wohl, ſie habe ſo ungeſtört ſchlafen können wie in ihrem eigenen Bette.

Am Morgen zündete der Soldat den Wachsſtock wieder an: der eiſerne Johann erſchien ſogleich und muſte nun die dritte Harfe holen. Als er die hatte und am Fenſter ſeines Herzens Gedanken darauf ſpielte, klang ſie noch zehnmal ſchöner als die andern, die Töne waren wie Perlen und Diamanten. Die Königstochter war ganz außer ſich vor Entzücken. Sogleich ſchickte ſie und ließ fragen, was er für die Harfe begehrte. Er gab zur Antwort, verkaufen wollte er ſie nicht, ſie ſolle ſie aber geſchenkt haben, wenn ſie ihn beſuchen käme. Da dachte

die Königstochter, ihre Kammermädchen hätten ungestört geschlafen, mithin könne sie das Geld wohl selbst verdienen. Wie sie nun am Abend kam, leuchtete ihr der Wirth mit zwei Wachskerzen hinauf, und am andern Morgen, als sie von ihm gieng, gab er ihr die Harfe zum Geschenk. Sie hatte aber die Nacht doch nicht ganz ungestört geschlafen und nach einiger Zeit fühlte sie sich unwohl und klagte es ihrem Vater. Als der König das hörte, ward er sehr aufgebracht und ließ sogleich den Soldaten rufen: der ließ ihm aber sagen, wenn der König mit ihm zu sprechen hätte, möchte er sich gefälligst zu ihm bemühen. Da hatte er den Tag über Frieden; in der Nacht aber, als er schlief, stiegen des Königs Trabanten zum Fenster hinein, banden ihm Hände und Füße und warfen ihn ins Zuchthaus. Da hörte er vor seiner Kammer eine Schildwacht auf und abgehen: der versprach er zwei Louisdors, wenn er zu seinem Wirth gienge und das Stümpfchen Wachslicht holte, das auf seiner Stube gestanden hätte. Die Wache dachte, das Geld wäre leicht zu verdienen und brachte ihm das Stümpfchen Licht und Cigarren und Schwefelhölzchen dazu. Wie er nun allein war, zündete er das Licht an und sogleich stand der eiserne Johann da und fragte: Was befehlen eure Majestät? Da sagte er, er sollte das Zuchthaus und das ganze königliche Schloß zusammenbrechen; dem König und seiner Tochter aber nichts zu Leide thun. Das that der eiserne Johann und schlug Alles zusammen, daß kein Stein auf dem andern blieb. Der Soldat aber gieng ruhig in sein Wirthshaus und bezog die alte Stube. Als der König sah,

daß er nichts mit ihm ausrichten könnte, ließ er ihm ſagen, er ſollte kommen, der König wollte ihm ſeine Tochter und das halbe Königreich geben. Er ließ aber zurückſagen, wenn ihm der König etwas zu ſagen hätte, er wohnte noch, wo er gewohnt hätte. Da kam der König und brachte ihm ſeine Tochter und bot ihm das ganze Königreich, wenn er ſogleich mit ihr Hochzeit machte. Das konnte er ſich ſchon gefallen laßen, und machte ſogleich Hochzeit. Dann zündete er ſein Licht wieder an und befahl dem eiſernen Johann, das Schloß mit dem Garten und das ganze verſunkene Königreich unter der Erde wieder heraufzubringen, daß es wieder ſtünde, wo es früher geſtanden hätte. Das that der eiſerne Johann und kam dann zurück und ſagte, das Schloß ſtünde auf der Erde wieder am alten Fleck: nun bäte er ihn aber, daß er mit ihm gienge vor das Thor des Schloßes. Wie ſie dahin kamen, hob der eiſerne Johann vor der Schwelle einen ſchweren Stein aus der Erde: darunter lag ein Schwert. Mit dem Schwert, ſagte der eiſerne Johann, müße er ihm den Kopf abhauen, ſo würde er erlöst. Der neue König meinte, das könnte er doch nicht thun, nachdem er ihm ſo treu gedient hätte. Aber der eiſerne Johann ſagte, das müße er thun, damit er ein Kind der ewigen Seligkeit würde, ihm aber das ganze Königreich zufiele. Da that er ihm ſeinen Willen und ward König über beide Länder, und wenn er nicht geſtorben iſt, ſo lebt er noch.

15. Wie ein Bauer beten lernte.

Ein reicher Bauer gieng zur Beichte. Der Beichtvater gab ihm zur Buße, sieben Vaterunser zu beten. Beten könne er nicht, sagte der Bauer: er habe es oft lernen wollen, aber nie behalten mögen. Ob er denn auch nicht lesen und schreiben gelernt habe? Nein, sein Vater hätte ihn nicht zur Schule gehalten. Wie behaltet ihr es denn, fragte der Beichtvater, wenn ihr Geld oder Korn ausleiht? Ei, sagte der Bauer, das vergeße ich nicht. Wollt ihr denn zu eurer Buße haben, fragte der Beichtvater, den armen Leuten Korn zu leihen mit dem Beding, daß sie es nach der Ernte zurückgeben? Ja, sagte der Bauer, das bin ich zufrieden. Tags darauf schickte ihm der Beichtvater einen armen Mann zu, den er nicht kannte; der sprach zu ihm: Euer Beichtvater hat mich zu euch geschickt, ihr sollt mir zwei Sester Korn leihen bis zur Ernte. Der reiche Bauer fragte: Wie heißt ihr denn? Vater unser. Und mit dem Zunamen? Der du bist im Himmel. Da gab ihm der Bauer die zwei Sester Korn. Einige Tage darauf kam ein anderer, der nannte sich: Geheiliget werde dein Name, mit dem Zunamen: Zu uns komme dein Reich. Dem lieh er

auch ein Paar Seſter. Bald darnach kam Einer, der hieß: Dein Wille geſchehe, mit dem Zunamen: wie im Himmel alſo auch auf Erden. Und ſo gieng es fort bis zum Amen. Darnach beſuchte ihn der Beichtvater und fragte, ob er noch nicht beten gelernt hätte. Nein, ſagte der Bauer, wer hätte michs lehren ſollen? Habt ihr denn auch kein Korn ausgeliehen? fragte der Beichtvater. Das hab ich wohl, ſagte der Bauer. Wie hießen denn eure Schuldner? Der Erſte hieß: Vater unſer der du biſt im Himmel; der andere: Geheiliget werde dein Name, Zu uns komme dein Reich u. ſ. w. Da ſagte der Beichtvater: Nun nennt mir einmal eure Schuldner hintereinander. Da ſagte der Bauer das ganze Vaterunſer her. Der Beichtvater fieng an zu lachen. Warum lacht ihr, Herr? fragte der Bauer. Darum, ſagte der Beichtvater, weil ihr beten könnt und wißt es nicht. Das iſt ja das ganze Vaterunſer. Als der reiche Bauer das hörte, war er nicht wenig verwundert, freute ſich aber doch noch mehr, daß er nun beten könne und ſchenkte den armen Leuten das gelichene Korn.

16. Wie viel ein Vaterunser werth ist.

Ein Bischof fand einen armen Menschen auf der Straße, dessen erbarmte er sich, räumte ihm eine Wohnung ein in seinem Hof und versprach ihm seine tägliche Nahrung zu geben so lange er lebte; doch sollte der Arme täglich ein Vaterunser für ihn sprechen, damit ihn Gott vor allem Uebel bewahre: das versprach der Arme. Da befahl der Bischof seinem Schaffner, dem Armen fortan täglich seine Nahrung zu reichen. Das geschah und der Arme sprach auch täglich ein Vaterunser für den Bischof, daß ihm kein Uebel wiederfuhr. Das währte bis der Bischof eine Reise nach Rom antreten muste; da geschah es eines Tags, daß der Schaffner vergaß, dem Armen seine Speise zu reichen. Da ließ der arme Mann das Vaterunser unterbleiben und sprach es nicht für den Bischof. An demselben Tage gerieth der Bischof in so große Noth, daß er fast ertrunken wäre, und kam auch nicht ohne großen Schaden davon. Diesen Tag merkte sich der Bischof wohl. Darnach, als er wieder nach Hause kam, fragte er den armen Mann, ob er auch alle Tage das Vaterunser für ihn gesprochen hätte. Ja, sagte der arme Mann, alle Tage, nur Einen Tag nicht. Da

unterließ ich es, weil mir der Schaffner meine Nahrung nicht reichte. Da ward der Bischof zornig und sprach zu dem Schaffner: Ihr habt mir großen Schaden gethan, den sollt ihr mir ersetzen. Der Schaffner sagte: Herr, erzürnt euch nicht wider mich eines Vaterunsers wegen, ich will es euch gerne bezahlen. Sagt nur, was ihr dafür haben wollt. Ich verlange nicht mehr, sagte der Bischof, als was es werth ist: fahrt gen Rom und fragt nach, wie viel ein Vaterunser werth sei. Der Schaffner muste nach Rom fahren und den Pabst fragen, wie viel ein Vaterunser werth sei. Ein Vaterunser, sagte der Pabst, ist einen Pfennig werth. Der Schaffner kam also zurück zu dem Bischof und sprach: Herr, ich bin zu Rom gewesen bei dem Pabst und habe die große Mühe und Kosten aufgewandt für Nichts und wieder Nichts. Der Pabst hat gesagt, ein Vaterunser sei einen Pfennig werth. Ich wollte euch hundert Pfennige gegeben haben, wenn ihr mir die Müh und Kosten erlaßen hättet. Aber der Bischof sprach: Hat denn der Pabst auch gesagt, was für einen Pfennig? Es gibt Gold-, Silber- und Kupferpfennige. Nein, sagte der Schaffner, davon war keine Rede. So müßt ihr noch einmal dahin fahren, sagte der Bischof, und fragen, was es für ein Pfennig sein solle. Der Schaffner muste also wieder nach Rom fahren und den Pabst fragen, was er für einen Pfennig gemeint habe. Der Pabst gab zur Antwort, es müße ein goldener Pfennig sein. Als der Schaffner wieder nach Hause kam, sagte er: Herr, es soll ein goldener Pfennig sein. Ich hätte euch aber gern zehn

Goldpfennige gegeben, wenn ihr mir die doppelte Reise erlaßen hättet. Der Bischof sagte: Aber sagte der Pabst denn auch, wie groß der Pfennig sein sollte? Nein, sagte der Schaffner, davon ist keine Rede gewesen. Da sprach der Bischof: So zieht zum drittenmal gen Rom und fragt den Pabst, wie groß der Pfennig sein solle. Mochte er nun wollen oder nicht, er muste zum drittenmal gen Rom und den Pabst nach der Größe des Goldpfennigs fragen. Der Pabst sprach: Der Pfennig soll so groß sein wie die ganze Welt und dabei so dick als der Himmel hoch ist. Betrübt zog der Schaffner heim zu dem Bischof, fiel ihm zu Füßen und sprach: Lieber Herr, seid mir gnädig, denn euer Vaterunser kann ich euch nicht bezahlen, ja die ganze Welt könnte es nicht, denn der Pfennig müste so groß sein wie die ganze Welt und dabei so dick als der Himmel hoch ist von der Erde. Da erbarmte sich der Bischof über ihn und schenkte ihm wieder seine Gnade.

17. Der gute Kauf.

Ein Mann hatte neben seiner rechtmäßigen Frau noch zwei Freundinnen. Nun wollte er eines Tags in Handelsgeschäften auf einen Jahrmarkt. Da gieng er zu der ersten Freundin und fragte, was er ihr mitbringen sollte. Sie bat ihn, ihr einen guten Zobelpelz zu kaufen. Darauf gieng er zu der andern: die wollte feines Zeug zu einem neuen Kleide mitgebracht haben. Zuletzt fragte er auch seine Frau, was er ihr mitbringen sollte. Da sagte sie: Bringe mir für zwei Weißpfennige Sinn und Verstand mit, damit ich dich deinen Thorheiten abwendig mache. Als er nun auf den Markt kam und seine Geschäfte besorgt waren, kaufte er seinen Freundinnen, was sie begehrt hatten; Sinn und Verstand aber konnte er nicht kaufen, weil sie nicht feil waren. Er zog aber seinen Wirth zu Rath und erzählte ihm, wie er seiner Frau versprochen hätte, für zwei Weißpfennige Sinn und Verstand mitzubringen, damit sie ihn seinen Thorheiten abwendig machte. Er erzählte ihm auch, was er sonst noch eingekauft hätte. Sinn und Verstand, versetzte der Wirth, will Ich euch verkaufen: gebt Mir die drei Weißpfennige. Er erhielt sie und sprach: Wenn ihr heimkommt, so nehmt

einen Hahn, schlachtet ihn und bestreicht euch das Gesicht mit seinem Blut, zieht dann alte schlechte Kleider an und geht zu dem Hause eurer ersten Freundin und sagt, ihr wärt verwundet und beraubt worden und hättet Hab und Gut verloren. Darauf geht auch zu der andern Freundin und zuletzt zu eurer Frau und sagt ihnen dasselbe. Und also that er. Als er in die Wohnung der ersten Freundin kam, fieng er jämmerlich an zu heulen und sagte, er habe Alles verloren was er je besessen, und sei schwer verwundet kaum mit dem Leben davongekommen. Als die falsche Freundin hörte, daß er ein armer Mann geworden sei, wies sie ihm die Thüre und sagte: Scher dich hinaus, Elender, und geh zu deiner Frau: was hab ich mit dir zu schaffen? Darauf gieng er zu der zweiten Freundin und sprach zu ihr wie er zu der ersten gesprochen hatte und erhielt von ihr denselben Bescheid. Hierauf gieng er zu seiner Frau und sagte ihr dasselbe, was er seinen Freundinnen gesagt hatte. Da umarmte sie ihn mitleidig und sagte: Sei gutes Muths: deine Wunden heile ich dir und sind Hab und Gut verloren, so wollen wir neues zusammen erwerben. Als der Mann ihre Güte und Treue sah, gestand er ihr, daß er nur auf den Rath seines Wirthes so zu ihr gesprochen und nun die Falschheit seiner Freundinnen erkannt habe. Und fortan wollte er ihr allein anhängen, da Sie allein ihn wahrhaft liebe. Da schenkte er ihr Alles, was seinen Freundinnen bestimmt war, und hatte nun Sinn und Verstand erlangt und für drei Weißpfennige einen guten Kauf gethan.

18. Peter auf dem Markt.

Eine Bauerfrau hielt ſich einen Knecht, der hieß Peter. Eines Tags ſchickte ſie ihn auf den Markt, ihre Butter zu verkaufen; aber die Leute, die erſt lange nachfragten, was die Butter koſte, mit denen ſolle er ſich nicht zu viel aufhalten: die kauften doch keine. Als nun der Peter auf dem Markte ſtand und die Butter feil hielt, kamen die Leute und fragten, was die Butter gelten ſolle. Da ſagte Peter zu ihnen: Geht nur eures Wegs, ihr kauft doch keine. So behielt er die Butter alle. Als er nun wieder zu Hauſe fuhr, kam er an einer Kirche vorbei und ſah ein Heiligenbild in einer Niſche ſtehen. Da hielt er inne, ſtand und blickte zu dem Mann da oben hinauf. Willſt du vielleicht meine Butter kaufen? fragte Peter. Der Heilige ſchwieg ſtille und ſagte nicht ein Wort. Aha! dachte Peter, der will deine Butter kaufen: der fragt nicht erſt was ſie koſten ſoll. Alſo nahm er eine Scheibe Butter nach der andern und warf ſie ihm hinauf. Dann blieb er ſtehen und wartete geduldig auf die Bezahlung. Unterdeßen zerſchmolz aber die Butter in der Sonne und floß in langen Strömen die Thurmwand hinunter. Da meinte Peter, das Uebermaß

der genoßenen Butter bekomme dem heiligen Mann übel: er könne sie nicht bei sich behalten. Da rief er hinauf: Siehst du! das hätt ich dir vorausſagen wollen, daß du so viel Butter auf einmal nicht vertragen könnteſt. Man muß auch die Butter nicht ohne Brot eßen. Nun dachte er: Dem Mann ist nicht wohl, er kann jetzt nicht gleich bezahlen. Du willſt nur unterdes nach Hauſe fahren: wenn er sich erholt hat, kann man ja wieder nachfragen. Als er nun mit dem ledigen Schubkarren heimkam, freute sich die Bauersfrau, daß die Butter alle verkauft sei, und verlangte das Geld. Da erzählte er ihr, an der Kirche habe Einer geſtanden, dem habe er die Butter verkauft und nächſtens werde er das Geld bekommen. Es sei ein angeſehener Mann, die Leute hielten ihn für heilig: bei dem habe es mit dem Gelde gute Wege.

19. Der dicke Frosch.

Es war eine Königstochter, die gieng spazieren und kam auf eine grüne Wiese und bei der Wiese war ein Teich, daran blühten die schönsten Blumen. Da setzte sich die junge Königstochter und wand einen Kranz; dabei streifte sich der Ring von ihrem Finger und fiel ins Waßer und versank so tief, daß sie ihn nicht herausholen konnte. Das betrübte sie sehr, denn der Ring war von ihrer seligen Mutter. Da sprach sie für sich hin: Wer mir den Ring wieder brächte, dem wollte ich Alles geben, was er von mir verlangte. Gleich streckte ein garstiger dicker Frosch sein Haupt aus dem Waßer und rief:

Ist das wahr, ist das wahr,
Schöne Königin?
Auf dem Boden, seh ich klar,
Liegt das Ringelein:
Wenn du willst mein Schätzchen sein,
Aus dem Teich
Hol ich ihn gleich,
Schöne Königin!

Da dachte die junge Königstochter: Was spricht doch der

dumme Froſch? Wie kann der mein Schätzchen ſein? Wenn er mir aber den Ring wieder bringen will, verſprechen kann ich es immer. Da ſprach ſie zu ihm:

Ja, ich will dein Schätzchen ſein:
Hole mir das Ringelein.

Der Froſch ſprang ins Waßer, holte den Ring herauf und legte ihn zu ihren Füßen. Die Königstochter nahm ihn auf, ſteckte ihn an den Finger und gieng fröhlich nach Hauſe. An den Froſch dachte ſie nicht mehr.

Als ſie aber Abends mit ihrer Magd auf ihrer Schlafkammer war, klopfte es an die Thüre und rief:

Mach mir auf, mach mir auf,
Schöne Königin!

Mach einmal auf, ſagte die Königstochter zu ihrer Magd. Da rief es aber wieder vor der Thüre:

Nicht die Magd, nicht die Magd,
Schöne Königin!
Selber mach mir auf:
Selbſt biſt du mir zugeſagt.
Auf der Wieſe bei dem Teich,
Wo du Blumen brachſt,
Weiſt du nicht mehr was du ſprachſt:
Holt ich dir das Ringelein,
Wollteſt du mein Schätzchen ſein.
Holt es gleich aus dem Teich,
Schöne Königin!

Da machte die Königstochter auf, und was kommt hereingehüpft? Es war richtig der dicke Frosch: der that ganz freundlich und rief:

Koch uns Fisch, koch uns Fisch,
Schöne Königin!

Da sagte die Königstochter zu ihrer Magd: Geh und koch dem dicken Frosch Fische. Aber der Frosch rief:

Nicht die Magd, nicht die Magd,
Schöne Königin,
Selber koch uns Fisch,
Selbst bist du mir zugesagt.
Auf der Wiese bei dem Teich,
Wo du Blumen brachst,
Weist du nicht mehr was du sprachst?
Holt ich dir das Ringelein,
Wolltest du mein Schätzchen sein.
Holt es gleich aus dem Teich,
Schöne Königin!

Da muste die junge Königstochter ihm die Fische selber kochen. Als sie damit fertig war, hub der Frosch an und rief:

Deck den Tisch, deck den Tisch,
Schöne Königin!

Die junge Königstochter sagte zu der Magd, sie sollte dem dicken Frosch den Tisch decken. Aber der war damit nicht aufgeschickt und rief wieder:

Nicht die Magd, nicht die Magd,
Schöne Königin,
Selber deck den Tiſch:
Selbſt biſt du mir zugeſagt.
Auf der Wieſe bei dem Teich,
Wo du Blumen brachſt,
Weiſt du nicht mehr was du ſprachſt?
Holt ich dir das Ringelein,
Wollteſt du mein Schätzchen ſein.
Holt es gleich aus dem Teich,
Schöne Königin!

Da ward die junge Königstochter ganz verdrießlich über den Froſch. Aber ſie muſte doch thun was er begehrte, weil ſie ihr Wort gegeben hatte. Als nun der Tiſch gedeckt war, hüpfte der Froſch auf einen Stuhl und von dem Stuhl auf den Tiſch und aß mit der ſchönen Königstochter von Einem Teller, wie zwei liebhabende Menſchen zu thun pflegen. Als ſie nun gegeßen hatten, fieng der Froſch wieder an:

Mach das Bett, mach das Bett,
Schöne Königin!

Die Königstochter befahl ihrer Magd, das Bett zu machen. Aber der Froſch war damit nicht zufrieden und rief:

Nicht die Magd, nicht die Magd,
Schöne Königin!
Selber mach das Bett:
Selbſt biſt du mir zugeſagt.

Auf der Wiese bei dem Teich,
Wo du Blumen brachst,
Weist du nicht mehr was du sprachst?
Holt ich dir das Ringelein,
Wolltest du mein Schätzchen sein.
Holt es gleich aus dem Teich,
Schöne Königin!

Da wurde die Königstochter ganz roth vor Zorn, daß sie einem Frosch das Bett machen sollte. Das ist doch zu arg, sagte sie: wie kann er das verlangen! Und ich thu es auch nicht und wenn er sich auf den Kopf stellte! Aber der Frosch blies sich gewaltig auf und glotzte sie mit den feurigen Augen an, daß ihr angst und bange ward. Da gieng sie mit Thränen in den Augen hin und machte das Bett zurecht. Als der Frosch das sah, ward er ganz froh und rief:

Komm zu Bett, komm zu Bett,
Schöne Königin!

Pfui! rief die junge Königstochter: bei einem Frosch schlafen! Das thu ich nicht, das kann die Magd für mich thun. Aber der Frosch bestand darauf, daß sie es selber thue und rief:

Nicht die Magd, nicht die Magd,
Schöne Königin,
Selber komm zu Bett:
Selbst bist du mir zugesagt.
Auf der Wiese bei dem Teich,

Wo du Blumen brachſt,
Weiſt du nicht mehr was du ſprachſt:
Holt ich dir das Ringelein,
Wollteſt du mein Schätzchen ſein,
Schöne Königin!

Da fieng die Königstochter hell auf an zu weinen, daß ſie ſich ſo verſchnappt hatte, ſie wolle einem Froſch ſein Schätzchen ſein. Aber was konnte das helfen? Sie hatte es einmal verſprochen und muſt es nun auch halten. Schluchzend warf ſie ſich endlich ins Bette und klitſch klatſch hüpfte der Froſch ihr nach. Am andern Morgen aber, als ſie aufwachte, lag ein ſchöner Königsſohn an ihrer Seite: der erzählte ihr: eine Hexe hätte ihn verwünſcht, und weil die Königstochter ſich ihm verlobt und ihm auch Wort gehalten hätte, wär er nun erlöſt. Da freute ſie ſich und führte ihn gleich zu ihrem Vater: der gab ſeinen Segen dazu und ließ eine prächtige Hochzeit halten. Da lebten ſie lange Jahre glücklich zuſammen und wenn ſie nicht geſtorben ſind, ſo leben ſie noch.

20. Die sieben Thiere.

Bruder und Schwester hatten sich vereinbart, nicht zu heiraten, sondern miteinander hauszuhalten. Im Winter wohnten sie in der Stadt bei einem reichen Metzger; im Sommer zogen sie auf ihr Landgut. Da gieng Er auf die Jagd und Sie besorgte die Haushaltung. Einmal aber, als sie vom Lande wieder in die Stadt zogen, waren da alle Häuser schwarz ausgeschlagen. Er fragte sogleich, was die allgemeine Trauer bedeute? Da sagte man ihm, der König müße seine letzte Tochter einem Drachen ausliefern, der das Land verwüste; die andern wären ihm schon alle geopfert worden. Wenn aber Er den Drachen erlege, so würde die Königstochter ihm zur Frau gegeben und nach des Königs Tode erbe er das ganze Reich. Nun wuste er wohl, heiraten durfte er nicht; er setzte sich aber doch vor, die Königstochter zu erlösen und den Drachen zu tödten. Er hielt es aber heimlich, daß es Niemand gewahr würde, auch seine Schwester nicht. Als es Nacht wurde, schlich er sich heimlich aus seinem Zimmer, nahm sein schwarzes Hündlein zu sich und sein gutes Schießgewehr und gieng nach dem See, wo die Königstochter dem Drachen ausgeliefert werden

ſollte. Wie er dahin kommt, ſieht er ſie ſchon ganz weiß gekleidet auf einem Steine knieen und inbrünſtig beten. Als er heran kam, fiel ſie in Ohnmacht, weil ſie meinte, der Drache komme geflogen. Er gieng hinzu und beſprengte ſie mit dem Waßer des Sees bis ſie wieder zu Sinnen kam. Da tröſtete er ſie und ſagte, er wolle ſie von dem Drachen erlöſen. Sie freute ſich und ſagte, wenn er das vermöchte, ſo wolle ſie auch nie einen Andern zum Gemahl haben. Ehe es nun Mitternacht wurde, hörte man es durch die Luft ſauſen. Er dachte gleich, daß es der Drache wäre, ließ ihn aber herankommen bis er ihn unterm Schuß hatte: da drückte er los und traf ihn mitten ins Herz, daß er für todt niederſtürzte. Aber die ſieben Köpfe lebten noch: er muſte ihnen mit dem Kolben die Schädel entzweiſchlagen. Endlich trug er aber doch den Sieg davon: das Ungethüm lag und rührte kein Glied mehr. Da gieng er hinzu und ſchnitt den ſieben Köpfen die Zungen aus: die wickelte er in ſein Tuch und ſteckte es in die Taſche. Die Köpfe befahl er Ihr: ſie ſollte ſie nach dem Schloße mitnehmen und ihrem Vater zeigen. Sie fragte, ob er denn nicht ſelbſt mit dahin gehen wolle? Nein, ſagte er; er hätte ein Verbündniſs mit ſeiner Schweſter gemacht und dürfte nicht heiraten. Wenn ſich aber ſeine Schweſter veränderte, ſo wär er frei. Sie ſollte Jahr und Tag auf ihn warten; wenn er dann nicht käme, ſo möchte ſie einen Andern nehmen. Sie verſprach, auf ihn zu warten bis er käme und ſchenkte ihm ihr Tuch und den Ring von ihrem Finger.

Darüber kamen Zwei von des Königs Officieren, die aus der Ferne zugesehen hatten und sich erst jetzt heran wagten, da der Drache verendet hatte. Die fragten sie, Wer den Drachen erschlagen hätte. Sie sagte, das hätte der Jäger, der eben von ihr gegangen wäre. Wie er heiße, das wiße sie nicht: sie habe ihn früher nie gesehen, noch auch sein schwarzes Hündlein. Da sagten die Officiere, sie müße ihnen schwören zu sagen, Sie wären es, die sie von dem Drachen erlöst hätten; sie würden sie sonst hier auf der Stelle umbringen. Da muste sie den Eid leisten, damit sie am Leben bliebe. Wie sie nun an das Schloß ihres Vaters kamen, war da große Freude über ihre Erlösung. Der König sagte, nun müße er sie, wie er versprochen habe, Einem von den beiden Officieren zum Gemahl geben, welcher ihr am Meisten gefiele. Da muste sie versprechen, Einen von ihnen zu heiraten, hielt sich aber Jahr und Tag darüber Bedenkzeit aus.

Unterdessen kam der Jäger mit seinem Hündchen wieder nach Hause, ohne daß ihn seine Schwester oder sonst Jemand vermisst hatte. Als dann das Frühjahr kam, zogen sie wieder aufs Land. In der Stadt aber hatte seine Schwester eine Bekanntschaft gemacht und wollte ihren Bruder nichts davon wißen laßen. Ihr Liebhaber drang alle Tage auf die Heirat; sie sagte aber, das könnte nicht geschehen so lang ihr Bruder lebte. Da meinte aber der Liebhaber: den wollten sie schon aus dem Wege räumen. Wenn er heute von der Jagd nach Hause käme, sollte sie sich krank stellen und wenn er am Morgen an ihr

Bette käme, nach ihrem Befinden zu fragen, sollte sie vorgeben, sie hätte geträumt, im Wald sei eine Wolfshöhle: wenn sie von der Milch der Wölfin tränke, würde sie gesund. Wenn er das hörte, würde er ihr die Milch holen wollen und das wär sein Unglück. Als er nun nach Hause kam, lag sie zu Bette: er kam zu ihr und fragte: Wie geht es dir, Schwester? Sehr schlecht, sagte sie; ich habe auch nichts für dich zu eßen bereit. Das thut nichts, sagte er; wenn du nur wieder gesund wirst. So gieng er hungrig schlafen; am Morgen aber kam er wieder an ihr Bette und fragte: Wie geht es dir, Schwester? Sehr schlecht, sagte sie; ich habe aber einen wunderlichen Traum gehabt. Ei, so erzähle doch. Im Wald sei eine Wolfshöhle: wenn ich von der Milch der Wölfin tränke, würde ich gesund. Da nahm er alsbald sein gutes Schießgewehr und sein schwarzes Hündlein hinter sich und machte sich auf den Weg. Es war aber eine Tagereise weit. Als er fort war, kam sogleich der Liebhaber herbei: sie kochten und brieten und thaten sich gütlich. „Der kommt so bald nicht wieder," meinte der Liebhaber: „da laß ich die Wölfe sorgen!"

Unterdessen kommt der Jäger vor die Wolfshöhle: da geht die alte Wölfin ihm entgegen und legt sich vor seine Füße nieder. Da nimmt er sein Fläschchen, melkt es voll und steckt es zu sich. Als er aber heimgehen will, folgt ihm die Wölfin nach und geht geduldig hinter ihm drein mit seinem schwarzen Hündlein. Darüber kommt auch der Wolf mit dem jungen Welf an: die laufen ihm auch nach, so daß der Thiere vier

waren, die Wölfin, der Wolf, das Welfchen und ſein ſchwarzes Hündlein. Wie er nun bald zu Hauſe iſt, guckt ſeine Schweſter zum Fenſter hinaus, ſieht ihn von fern kommen und ruft: Da kommt mein Bruder und hat drei Wölfe hinter ſich mit ſeinem ſchwarzen Hund. Das hat nichts zu ſagen, ruft der Liebhaber; nur gleich ins Bett! Da verſteckte er ſich in die Nebenſtube; ſie aber legte ſich zu Bette. Wie er nun zu ihr kommt, ſagt er: Guten Abend, Schweſter, hier bring ich dir die Milch. Das iſt gut, Bruder; aber die Thiere hätteſt du daheim laßen ſollen. Ach, ſagte er, die laufen mir nach wie mein Hündlein: das macht mir ſolche Freude. — Nun hab ich aber nichts für dich zu eßen. — Das thut nichts, Schweſter; wenn du nur wieder gut wirſt. So geht er hungrig ſchlafen; am Morgen aber kommt er an ihr Bette und fragt wie es ihr gienge. Etwas beßer, Bruder. So wolle er heute zu Hauſe bleiben und nach Tiſche mit ihr ſpazieren gehen. Nein, er müße fort auf die Jagd: ſie hätte nichts mehr für ihn zu eßen. Wie er nun auf die Jagd geht, kommt der Liebhaber wieder zum Vorſchein und lebten die Zwei luſtig und guter Dinge und überlegten wie ſie ihn los würden. Im Wald ſei eine Löwenhöhle, ſagte der Liebhaber: wenn ſie ihn dahin ſchickte, ſo werde er wohl nicht wieder kommen: dafür ließe er die Löwin ſorgen. Als er nun nach Hauſe kam, hatte ſie ſich wieder zu Bette gelegt und ſagte, ſie wär ſehr krank, hätte auch nichts für ihn zu eßen. Das thut nichts, Schweſter; wenn du nur beßer wirſt. So gieng er wieder hungrig

schlafen. Am andern Morgen kam er an ihr Bette und fragte wie es ihr gienge. Sehr schlecht, Bruder! Ich habe einen wunderlichen Traum gehabt. Ei, laß hören. Im Wald sei eine Löwenhöhle; wenn ich von der Milch der Löwin tränke, würd ich gesund. Ach Schwester, so will ich sehen, daß ich sie bringe. Er sollte aber doch die Thiere daheim laßen. Ach Schwester, die sind ja meine einzige Freude: auf Schritt und Tritt laufen sie mir nach wie mein Hündlein. Als er nun fort war, kroch ihr Liebhaber aus seinem Versteck hervor; sie kochten und brieten und lebten wieder lustig und guter Dinge. Er hatte unterdes sein gutes Schießgewehr und die vier Thiere hinter sich genommen. Es war aber zwei Tagereisen bis an die Löwenhöhle. Als er nun dahin kommt, geht die alte Löwin heraus ihm entgegen und legt sich vor seine Füße nieder. Er nimmt sein Fläschchen, melkt es voll von der Milch und steckt es zu sich. Als er aber heim geht, folgt ihm die Löwin und geht geduldig hinter ihm drein und auch der alte Löwe und das junge Löwenwelfchen laufen ihm nach, daß er seine Freude dran hat. Wie er nun bald zu Hause war, guckt seine Schwester zum Fenster hinaus und sieht ihn kommen und ruft ihrem Liebhaber zu: Da ist mein Bruder und hat drei Wölfe bei sich, drei Löwen und seinen schwarzen Hund. Der Liebhaber sagte: Das hat nichts zu sagen, lege dich nur gleich zu Bette und morgen früh, wenn er zu dir kommt, sag ihm, du hättest einen wunderlichen Traum gehabt. Da wär eine Mühle im Walde und darauf eine Ziege: wenn du von deren Milch

hätteſt, ſo würdeſt du geſund. Auf der Mühle iſt aber eine Hexe, die wird ihm gleich den Hals herum drehen. Damit gieng der Liebhaber und verſteckte ſich; ſie aber legte ſich zu Bette. Wie er nun zu ihr kommt, ſagt er: Schweſter, hier hab ich von der Löwenmilch. Das iſt gut, Bruder, ſagte ſie und ſtellte ſich ſehr krank. Aber die garſtigen Thiere hätteſt du daheim laßen ſollen. Ach, ſeufzte er, das iſt ja meine einzige Freude. Sie laufen alle hinter mir drein wie mein Hündlein. — Ich habe aber auch nichts für dich zu eßen. — Das thut nichts, Schweſter; wenn du nur Morgen wieder gut biſt. Da gieng er hungrig ſchlafen; am Morgen aber kam er an ihr Bette und fragte wie es ihr gienge. Ganz ſchlecht, Bruder! die abſcheulichen Thiere haben mich ſo erſchreckt, daß ich nicht ſchlafen konnte. Doch habe ich einen wunderlichen Traum gehabt. Ei, laß hören. Im Wald iſt eine Mühle und eine Ziege darauf; wenn ich von deren Milch hätte, würd ich geſund und nie wieder krank. Ach, Schweſter, du treibſt deinen Spott mit mir. Nein, es wär ihr Spott nicht, es wär ihr Ernſt. So wollte er ſehen, daß er die Milch bekäme. Ja, aber die Thiere müſte er abſchaffen, davor entſetze ſie ſich. Ach, ſagte er, die thun ja Niemand was zu Leide. Es wird mir ſchwer ſie zu laßen. Damit nahm er ſein gutes Schießgewehr und die ſieben Thiere hinter ſich und trat die Reiſe an. Es war aber drei Tagereiſen hin und zurück. Wie er nun bald an der Mühle iſt, ruhte er ſich erſt ein Bißchen an einem Brunnen unter der Linde. Darüber fielen den Thieren

die Augen zu; nur sein schwarzes Hündlein, das Wacker hieß, wedelte noch mit dem Schwanze bis es zuletzt auch einschlief. Ei, denkt er, die ruhen sich aus: da willst du hinlaufen und sehen ob du die Milch haben kannst. Wie er nun an die Mühle kommt, hatte die Alte ihn schon von ferne gesehen und rief ihm zu: Kommt nur herein, ich weiß schon was ihr wollt. Hier ist die Milch. Aber wo euch so viel geschehen ist, mag euch noch mehr widerfahren. Davor hütet euch! Er dankt der alten Frau ohne weiter auf ihre Warnung zu achten, gießt die Milch in sein Fläschchen und geht fort; aber statt auf die Thiere anzugehen, nimmt er einen andern Weg. Wie er nun bald zu Hause ist, guckt die Schwester zum Fenster heraus und ruft ihrem Liebhaber zu: Da kommt mein Bruder; aber die Thiere hat er nicht mehr bei sich. Da sagt der Liebhaber: Nun können wir ihn nicht anders los werden, wir müßen ihm den Hals abschneiden. Er rieth ihr auch wie sie sich anstellen sollte, damit sie ihm Hände und Füße zusammenbrächte; für das Uebrige wollte er dann wohl sorgen. Wie er nun ins Haus kam, hatte sie sich wieder ins Bett gelegt und als er fragte wie es ihr gienge, sagte sie: Sehr schlecht, Bruder. — Sieh, hier bring ich dir die Ziegenmilch. Das ist gut, Bruder: nun werd ich wieder gesund. „Meine Thiere hab ich aber alle verloren; auch das schwarze Hündlein.“ Nun, das ist gut, Bruder. „Ja,“ sagte er, „wenn du wieder gut wirst, kann ichs verschmerzen.“ Ich hab aber nichts für dich zu eßen. „Das thut nichts, Schwester.“ So gieng er schlafen; am

Morgen aber kam er an ihr Bette und fragte wie es ihr gienge. Ganz gut, Bruder, ſagte ſie. Darüber hatte er eine kindiſche Freude. Nun, heute werd ich doch wohl zu Hauſe bleiben. Ja, ſagte ſie, bleibe heute hier und ruhe dich aus. Wie es nun bald Mittag wurde, ſagte ſie, ſie fühle ſich beßer und wolle ein wenig im Garten ſpazieren gehen. Da will ich dich begleiten, Schweſter! Wie ſie nun durch den Garten gehen, ſagt ſie zu ihm: Wollen wir einmal ſpielen wie wir früher geſpielt haben, als wir noch Kinder waren? Ach, ſagte er, die Kinderſpiele waren wohl ſchön; aber andere Zeiten, andere Sitten! Sie ließ aber nicht nach bis er endlich fragte was ſie denn ſpielen ſollten. Weiſt du noch, ſagte ſie, wie ich dir Hände und Füße zuſammenband? Dann ſteckteſt du die Füße durch die Arme und ließeſt dich durch den Garten kugeln. Nun, wenn es dir Freude macht, ſagte er, hier lieg ich ſchon im Graſe. Wie ſie nun am Binden war, band ſie ſo feſt, daß er ſich beklagte, es thue ihm weh. Ja, ſagte ſie, wenn es nicht feſt iſt, ſo hilft es nicht. Nun konnte er aber die Beine nicht ſelbſt durch die Arme bringen: da half ſie ihm, daß er hindurch kam. So, ſagte ſie: nun ſieh einmal, ob du dich ſelber rollen kannſt. Nein, Schweſter, ich kann mich nicht bewegen. Da ließ ſie ihn liegen und holte ihren Liebhaber: der kam mit einem großen Meßer geſprungen. Als er das ſah, wuſte er wohl was ſie im Schilde führten und ſagte, er wollte auch gerne ſterben, da er ſeine Thiere verloren hätte. Sie ſollten ihm nur als einem alten Waidmann geſtatten, auf

seinem Pfeifchen noch einmal sein Leibstück zu blasen. Das sollte ihm unversagt sein, sagte der Liebhaber, löste ihm die Binde von den Händen und hieß ihn blasen. Machs aber kurz, Bruder, sagte sie. Da fieng er an zu blasen und wie die Vögel aus der Luft kamen seine Thiere vor den Garten gerannt und setzten über die Hecke. Als sie ihn gebunden liegen sahen, sprang der Löwe dem Liebhaber, der Wolf der Schwester an die Kehle und rißen sie in tausend Fetzen. Ihm aber zerbißen sie die Bande und wollten nicht aufhören ihm zu liebkosen.

Nicht lange darauf gieng er mit seinen Thieren nach der Stadt, als das Jahr eben verlaufen war, das er der Königstochter zum Ziel gesetzt hatte. Er kehrte wieder bei dem Metzger ein, wo er Winters zu wohnen pflegte. Ueber Tisch fragte er, was es denn Neues gebe. Nichts, sagte der Metzger, als daß die Königstochter heute Hochzeit macht. Wer ist denn der Bräutigam? Einer von des Königs Officieren, die den Drachen erschlagen haben. Ei, da wird es ja hoch her gehen; wenn wir nur auch etwas hätten von dem Hochzeitsmal. Ja, sagte der Metzger, davon werden wir beiden wohl nichts bekommen. Wer weiß? sagte er; wenn es eine Wette gälte, die der Mühe werth wäre, wollt ich uns wohl vom besten Wein und Braten verschaffen. Der Metzger sagte, er wollte die zwanzig besten Ochsen in seinem Stalle missen, wenn er das zu Wege brächte. Es gilt, sagte der Jäger: die beste Flasche Wein und das beste Stück Braten soll für uns vor dem König hinweggenommen werden. Da rief er dem Wolf, band ihm das Tuch der

Königstochter um den Hals und hieng einen Korb daran mit einem Brieflein, worin er um die beste Flasche Wein und das beste Stück Braten von dem Hochzeitstische bat; sie müsten aber vor dem König für ihn hinweggenommen werden. Wie nun der Wolf zu ihr kommt, und sie ihr Tuch erkennt, liest sie das Brieflein, besorgt sogleich Alles was darin stand, legt es in den Korb und schickt den Boten wieder ab. Als darauf der Wolf zurückkommt und Wein und Braten bringt, thun sie sich am Tische gütlich damit. Der Wein war köstlich und stieg dem Metzger so zu Kopfe, daß er die zwanzig besten Ochsen verschmerzte. Als der Braten verzehrt war und die Flasche leer, sagte der Jäger, nun müste er aber auch von dem Nachtisch haben. Der Metzger sagte, er hätte noch zwanzig feißte Ochsen im Stall: die wollte er verwetten, daß er weiter nichts bekäme. Es gilt, sagte der Jäger: wenn der Nachtisch ausbleibt, sind die zwanzig besten Ochsen wieder euer. Da nahm er den Löwen, band ihm das Tuch um den Hals, hieng den Korb daran und bat in einem Brieflein um einen Teller von dem Nachtisch; er müße aber vor dem König hinweggenommen werden. Die Officiere hatten unterdes die Wachen verdoppelt und Befehl gegeben, daß nichts mehr hindurchgelaßen würde. Als aber der Löwe kam, stoben die Wächter auseinander und ließen ihn hindurch zu der Königstochter. Die liest das Briefchen und schreibt ein anderes: er möchte doch so schnell als möglich selber kommen. Das legt sie in den Korb mit Allem was er verlangt hatte. Als nun der Löwe zurückkommt, liest

der Jäger das Briefchen und sagt zu dem Metzger, die vierzig Ochsen hätte er nun gewonnen; er schenke sie ihm aber wieder, denn jetzt wolle er hingehen und König werden.

Unterdessen hatten die Officiere die Wache verdreifacht und den Befehl verschärft, Niemand hindurch zu laßen. Als aber der Jäger kam mit dem Hündlein, den drei Wölfen und drei Löwen, geht er gerade hindurch und stört sich an nichts. Wie er in den Saal kam, stand die Königstochter auf, nahm ihn bei der Hand und rief: Lieber Vater, dieß ist der Mann, der mich erlöst hat; den Officieren habe ich schwören müßen zu sagen, Sie hätten es gethan: sie hätten mich sonst umgebracht. Aber gezwungener Eid ist Gott leid. Der König sagte: Wie ist das möglich? Man hat mir doch die sieben Drachenköpfe zum Wahrzeichen gebracht. Da sagte der Jäger: Herr, laßt die Köpfe herbeibringen und nachsehen ob auch Zungen darin sind. Das geschah: die Köpfe wurden gebracht; aber Zungen fanden sich nicht darin. Da nahm er die Zungen aus seinem Taschentuch hervor und sagte: Seht zu, ob diese passen. Da befand es sich so. Da sagte der König: Köpfe ohne Zungen sind Zeugen ohne Lungen. Er möchte nun den Officieren selber ihr Urtheil finden. Er möchte sie verhungern laßen oder was ihm sonst beliebte. Da sagte der Jäger: Verhungern ist ein harter Tod. Man soll ihnen das Land verbieten: damit seien sie hart genug bestraft. Dann hat er sich zu Tische gesetzt mit der Königstochter und hat Hochzeit gemacht und nach des Königs Tod ist er selber König geworden und wenn er nicht gestorben ist, lebt er noch.

21. Erſt ein Loch und dann eine Thüre.

In einem Dorfe ließen die Bauern mit Genehmigung des Biſchofs eine Kirche bauen. Als ſie nun fertig ſtand, konnte Niemand hinein, und es war ſo gut als hätten ſie gar keine Kirche gehabt. Da hielten die Bauern Rath, was zu thun ſei und beſchloßen endlich, einen von ihnen zum Biſchof zu ſchicken, damit dieſer riethe wie da zu helfen ſei. Die Wahl fiel auf den Schultheiß, der ſich auch alsbald auf den Weg machte und dem Biſchof die Sache vortrug, wie die Kirche gebaut ſei, aber Niemand hineinkönne: er werde wohl zu ſagen wißen wie da zu helfen ſei. Der Biſchof fertigte ihn kurz ab und ſagte: „Erſt ein Loch und dann eine Thüre!“ Der Schultheiß merkte ſich das und ſagt auf dem Heimweg immer vor ſich hin: Erſt ein Loch und dann eine Thüre! denn er fürchtete immer, er möchte es unterwegs vergeßen. Wie er nun ſo einen Fuß vor den andern ſetzte und dabei mit geſchloßenen Augen murmelte: „Erſt ein Loch und dann eine Thüre, erſt ein Loch und dann eine Thüre!“ kam er an einen Graben und pardauz! lag er drinnen. Es war ein harter Fall geweſen, er fühlte es in allen Gliedern, denn er konnte ſie kaum mehr rühren. Endlich

erholte er ſich doch noch ſo weit, daß er wieder aufſtand, Stock und Hut zuſammenſuchte und ſich aus dem Graben hervorarbeitete. Wie er ſich nun langſam weiter ſchleppte und endlich das Dorf erreichte, fand er die Gemeinde vor der Kirche verſammelt. Nun, Herr Schultheiß, ſagten die Bauern, ihr ſeid beim Biſchof geweſen: ſagt an, was er uns melden läßt. Ja, ſagte der Schultheiß, ich bin beim Biſchof geweſen, er hat mir auch Beſcheid gegeben mit einem kurzen Spruch, den ich wohl behalten und nicht vergeßen habe bis ich an den Graben kam, wo der Weg hindurch führt, ihr wißt wohl: da bin ich aber geſtolpert und über dem Stolpern iſt mir der Spruch entfallen. Mir thaten die Glieder zu weh von dem Fall und der langen Wanderſchaft, ſonſt hätt ich nachgeſehen: ich mein aber, er müſte noch da liegen. So laßt uns hingehen und ſuchen, riefen die Bauern; Ihr, Herr Schultheiß, bleibt nur hier unter der Linde ſitzen und ruht euch aus; wir wollen ihn ſchon finden. Da machten die Bauern ſich auf den Weg und kamen an den Graben, ſuchten da lange, fanden aber nichts. Vielleicht iſt es in den Boden geſchlagen, riefen die Schöffen: ihr müßt hingehen und Schaufeln holen, daß wir nachgraben können. Die Bauern liefen alſo Schaufeln holen und fiengen dann an zu graben. Inzwiſchen hatte der Schultheiß ſich ausgeruht; weil aber die Bauern nicht zurückkamen, dachte er, du willſt doch ſehen was ſie machen. Wie er nun hinkam, ſah er, daß ſie ein tiefes Loch gegraben hatten. Darüber fiel ihm ein Theil des Spruchs wieder ein. Da ſagte er zu den Bauern:

Hier hab ichs jetzt gefunden: der Bischof hat gesagt, wir sollten ein Loch machen. Er meinte aber nicht, hier bei dem Graben, in die Kirche meinte er. Ja, riefen die Bauern, so wirds sein, ein Loch in die Kirche, wodurch man hinein kann: das ist ein guter Rath! Der Bischof ist doch ein grundgelehrter Mann! Also giengen sie hin und machten ein Loch in die Kirche, und von Stund an konnten sie darin ihren Gottesdienst halten. Nun gieng aber einmal die Procession aus der Kirche rings um das Weichbild des Dorfs und als die Procession zurückkehrte, ward ein Hase aufgescheucht, der lief vor ihr her und nahm seinen Weg nach der Kirche und fand da das Loch und rettete sich vor den Bauern, die immer hinter ihm drein waren, durch das Loch in die Kirche. Nun galt es den Hasen zu fangen; der sprang aber hin und her, vom Chor ins Schiff und vom Schiff ins Chor, und weil noch immer neue Bauern durch das Loch in die Kirche kamen, konnte er da nicht hinaus. Nun war der Schultheiß ein sehr kluger Mann, denn als jetzt die Bauern alle in der Kirche waren, fürchtete er, der Hase möchte ihnen durch das Loch entspringen und dann hätten sie zu Mittag keinen Braten gehabt. Er befahl also dem ältesten Schöffen, eine Egge vor das Loch zu stellen. Das geschah und nun begann die Jagd aufs Neue, der Hase sprang hin und her, als er aber an die Egge kam, wupp! war er zwischen den Zähnen durch. Da sagte der Schultheiß: Wenn wir nun Bretter nähmen und sägten sie durch, und setzten viereckige Brettchen zwischen die Zähne der Egge, so könnten uns ein

andermal die Hasen nicht mehr entwischen. Also wurde die Egge zum Schreiner getragen; der setzte viereckigte Brettchen zwischen die Zähne der Egge und ließ sie dann an die Thüre schlagen. Der Schultheiß gieng hin, um nachzusehen, ob es nun gut sei, und war ganz zufrieden. Nun fiel ihm auch ein, daß der Bischof gesagt hatte: Erst ein Loch und dann eine Thüre! Und nun war ja ein Loch und eine Thüre. Seitdem haben die Bauern in ihrer Kirche die beste Jagd und fangen die Hasen bei lebendigem Leibe.

22. Wer hats gebaut?

Es war einmal ein Kaiser, der ließ ein großes Münster prächtig erbauen aus seinem Gute und zugleich ein Gebot ausgehen, daß bei Leibe Niemand zu seinem Münster beisteuern sollte, denn er wollt es allein bauen. Als es nun fertig stand, befahl er in großen goldenen Buchstaben seinen Namen vor die Hochpforte zu setzen, und daß Niemand dazu gesteuert hätte als Er. Das geschah; aber in der Nacht verschwand sein Name und an der Stelle stand am Morgen der Name einer alten Frau: die hätte ganz allein das Münster erbauen laßen. Als der König das hörte, verwunderte er sich sehr und befahl, den Namen der alten Frau zu tilgen und seinen dafür wieder hinzusetzen. Das geschah; aber am andern Morgen war sein Name wieder verschwunden und stand der Name der alten Frau an der Stelle. Das geschah dreimal. Da gieng der König in sich und fragte: Wer die alte Frau wäre, und befahl, daß man sie vor ihn brächte. Als sie nun vor ihn kam, sprach er: Liebe Frau, seid so gut und sagt mir, wie das kommt, daß euer Name immer vor dem Münster steht; ich dachte doch, ich hätte es allein erbauen laßen. Es muß aber wohl Gottes

Wille so sein. Also sagt mir, habt ihr je zu dem Münster gesteuert? Es soll euch darum nichts zu Leide geschehen. Da sprach die alte Frau: Nehmts nicht ungnädig, Herr Kaiser. Ich bin eine arme alte Frau und muß mein tägliches Brot mit Spinnen erwerben. Ich hätte aber doch gerne zu dem Gotteshause gesteuert, wenn Ihr es nicht verboten hättet. Indes konnte ich es doch nicht über mein Herz bringen gar nichts zu thun. Da kaufte ich ein Paar Pfund Heu und streute es den Pferden, die die Steine herbeizogen. Als der König das hörte, sah er wohl, das Opfer der armen alten Frau sei Gott wohlgefälliger gewesen als all sein Aufwand und nahm sich vor, ihren Namen ruhig stehen zu laßen. Sobald er sich so bedacht hatte, verschwand der Name der alten Frau und stand seiner an der Stelle.

23. Schlauer als der Teufel.

Es war einmal ein redlicher Bauersmann, der lebte mit seinem Weibe so einträchtig und gottgefällig, daß er allen Nachbarn ein Muster und eine Freude war. Aber dem Teufel war es ein Herzeleid; vergebens versuchte er seine Künste, die Liebe und Treue der beiden glücklichen Eheleute zu Falle zu bringen. Als er einst mürrisch darüber am Wege saß, fragte ihn im Vorübergehen ein altes Weib, warum er denn so ingrimmig aussehe? Da sagte er: Ach, ihr könnt mir doch nicht helfen. Wer weiß? sagte sie: bei mir ist guter Rath noch nie theuer gewesen. Da klagte er ihr sein Leid, wie er die zweie Eheleute nicht auseinander zu bringen wüßte. Als sie das hörte, schalt ihn das böse Weib, daß er ein so dummer und unbeholfener Teufel sei. Für einen guten Lohn, sagte sie, wollte sie es schon zu Stande bringen, daß sein Wunsch sich erfülle. Da versprach ihr der Teufel ein Paar neue Schuh dafür. Als sie nun handelseins waren, gieng das böse Weib alsbald zu der guten Frau hin und sagte ihr mit traurigem Gesicht und als eine theilnehmende Freundin, ihr Mann übe große

Untreue an ihr, indem er sich heimlich mit andern Weibern einlaße. Aber das wollte ihr die gute Frau durchaus nicht glauben, ob ihr jene gleich Leib und Gut für die Wahrheit ihrer Aussage verpfändete.

Da sprach das böse Weib zu ihr: So folgt wenigstens meinem Rath und wenn es nichts nützt, so kanns doch nicht schaden. Heute Nacht, wenn euer Mann bei euch eingeschlafen ist, schneidet ihm eine Locke aus seinem Bart: dann dürft ihr darauf zählen, daß er jedes andere Weib haßen und euch allein getreu bleiben wird. Das versprach ihr die gute Frau zu thun und dankte der Alten für ihren Rath.

Die böse Hexe eilte nun zu dem Manne, der auf dem Felde hinter dem Pfluge gieng. Euch wundert vielleicht, hob sie an, daß ich euch hier aufsuche; aber euch droht große Gefahr von euerm Weibe, und ihr seid mir ein lieber Mann: darum will ich euch gewarnt haben.

Der Mann wollte ihr mit Schlägen danken, daß sie sein Weib so verleumde; aber die Alte fuhr fort: Ich hörte sie ihrem Buhler geloben, euch heute Nacht im Schlafe den Hals abzuschneiden. Darum hütet euch wohl, nicht in Schlaf zu fallen, sondern haltet euch wach und macht sie glauben, daß ihr schlieft; dann mögt ihr sehen ob ich die Wahrheit rede.

Der betrogene Mann, ob er gleich dem bösen Weibe nicht glauben wollte, that dennoch wie ihm gerathen war und als die gute Frau meinte, daß er schliefe, kam sie mit einem blanken Schermeßer und begann ihm den Bart zu schneiden.

Da fuhr der Mann mit wüthendem Ingrimm auf und ſchlug ſein gutes Weib ſo lange bis ſie todt zu Boden ſtürzte.

In demſelben Augenblick trat aber der Teufel zu dem böſen Weibe und reichte ihr über den Bach an einem langen Stecken die verſprochenen Schuhe und ſprach: „Du kluge Frau, hier haſt du deinen Lohn: nimm die Schuhe von dem Stecken, denn ich getraue mich nicht, dir zu nahen und laße dir die Meiſterſchaft.“

24. Des Teufels Schürenbrand.

Ein Bauer hatte einen Sohn, der nicht gut thun wollte. In die Schule ließ er sich nicht schicken und arbeiten mochte er auch nicht. Der Vater klagte dem Pastor sein Leid: da sagte der: Ich brauche gerade einen Knecht und wills mit ihm versuchen: schick ihn zu mir. Wie er nun kam, befahl ihm der Pastor, aufs Feld zu gehen und Mist zu spreiten. Da werd ich mir nicht weh thun, sagte der Knecht. Nun, meinte der Pastor, es soll mich freuen, wenn es dir leicht von der Hand geht. Als er nun aufs Feld kommt, streckte er sich auf den Misthaufen und schlief ein. Gegen zehn Uhr gieng der Pastor hinaus, um zu sehen was er geschafft habe; hatte auch ein Butterbrot für ihn in die Tasche gesteckt. Da fand er ihn auf dem Misthaufen liegen und schnarchen. Du Faullenzer, rief er, so glaube ich wohl, daß du nicht müde wirst. Scher dich nach Hause: solch einen Knecht kann ich nicht brauchen. Ich hab es euch vorausgesagt, Herr Pastor, sagte der Junge, und trollte gemüthlich heim. Da fragte ihn der Vater, warum er nicht bei dem Pastor in der Arbeit sei. Hm, sagte der Junge, weil er mich nicht mehr haben will. Der Vater ward

zornig und sagte: So will ich dir einen andern Dienst suchen und wärs bei dem Teufel in der Hölle. Komm mit, Tagedieb. Warum nicht? sagte der Junge, und gieng ruhig hinter ihm drein. Wie sie eine Strecke gegangen sind, begegnet ihnen ein feingekleideter Herr auf einem kohlschwarzen Ross. Wohinaus? Landsmann, fragte er den Bauer. O Herr, sagte der, da hab ich einen Schlingel von Jungen, der keinen Schuß Pulver werth ist: dem will ich einen Dienst suchen und wärs bei dem Teufel in der Hölle. Ei Freund, sagte Jener, ihr müßt nicht so streng sein; es ist ja doch euer Sohn. Ich brauche gerade selbst einen Knecht: vermiethet mir den Burschen: er ist groß und stark und gefällt mir wohl. Von Herzen gern, sagt der Bauer. Was verlangt ihr für Lohn? fragte der Herr. — O gar keinen, ich bin froh, wenn ich ihn nur los werde. Nein, sprach der Herr, er soll Lohn bekommen nach seinen Diensten. Darauf wurden sie handelseins: der Bauer überließ seinen Sohn dem Fremden und gieng seines Wegs. Kaum hatte er den Rücken gewandt, so verwandelten sich Reiter und Ross in einen ungeheuern Drachen, der faßte den Jungen beim Kragen und fuhr schnurstracks mit ihm zur Hölle. Als sie da unten waren, nahm der Teufel seine natürliche Gestalt an und fragte den Burschen, ob er auch wüßte, wo er wäre? Nein, sagte der Junge, es ist mir auch Ein Teufel, wo ich bin. Du bist in der Hölle, sagte der Gottseibeiuns. Damit zeigte er ihm zwei ungeheure Keßel und zwei große Haufen Holz: damit müße er die Keßel heizen und brav Holz unterlegen, unter den

Einen noch mehr als unter den Andern. Es sind Seelen darin, die etwas Extras bekommen. Laß dir aber nicht beigehen, die Keßel aufzudecken, sonst dreh ich dir den Hals um und setze dich dafür hinein. Im Uebrigen sollst du hier nicht zu klagen haben. Ich muß jetzt verreisen: mach deine Sachen gut, denn wenn ich wieder komme, wird es heißen: Wie der Dienst, so der Lohn! Damit setzt' er sich auf seinen Rappen und ritt hinaus. Der Junge machte sich nun rüstig an sein Amt und heizte, daß es eine Art hatte und unter den Einen Keßel legte er doppelt so viel Holz als unter den Andern. Den Hals mochte er sich doch nicht umdrehen laßen; auch wär er nicht gern fortgeschickt worden, denn es war ein herrliches Leben in der Hölle: alle Tage frische Wurst und Schinken. In dem Einen Keßel aber wimmerte und stöhnte es gar erbärmlich: da hätte er doch gerne gewust, wer das beste Extra bekäme. Auch kam ihm die kreischende Stimme so bekannt vor. Ehe er aber den Deckel aufhob, machte er mit Kreide einen Strich rund um den Keßelrand, damit er wüste, wie tief er den Deckel wieder drauf senken müße. Wie er ihn nun aufhebt, sieht er seine Großmutter in der Brühe sitzen. Ach Karl, fängt die an zu jammern: wie kannst du doch so unbarmherzig heizen! Denkst du denn gar nicht mehr daran, wie ich dir einmal heimlich, als du hungrig schlafen gehen musteſt, zwei Butterbrote ans Bett brachte? — „Und wie du mir einmal den Hintern besehen hast," sagte er, „daß ich acht Tage nicht mehr drauf sitzen konnte. Dafür sollst du nun schmoren." Da ließ er den Deckel wieder

drauf und heizte deſto beßer und nahm noch Holz von dem Haufen, der für den andern Keßel beſtimmt war, und legte es unter den ſeiner Großmutter. So gieng ein Jahr vorüber: da kehrte der Teufel zurück und beſah ſich Alles: die Holzhaufen und die Keßel. Weil aber der Strich unter dem Keßelrand nicht weggewiſcht war, merkte er Lunte und ſagte: Ich wuſte wohl, daß du hineinkucken würdeſt. Es iſt nur dein Glück, daß du kein Mitleid gehabt und deſto beßer geheizt haſt, ſonſt dreht' ich dir den Hals herum. Ich will dir aber jetzt einen leichtern Dienſt anweiſen. Damit führte er ihn in den Stall: da ſtanden zwei Pferde, ein ſchwarzes und ein weißes. Dem ſchwarzen müße er Heu und Hafer geben; dem weißen aber Diſteln und Dornen. Darauf gieng der Teufel hinaus und ließ ſich lange Zeit nicht mehr ſehen. Karl verſah nun ſeinen Dienſt treulich: dem ſchwarzen Pferde gab er Hafer und Heu, dem Schimmel Diſteln und Dornen; manchmal aber doch, weil ihm das ſchöne Thier gar zu leid that, einen Ranft von ſeinem Brot. Da ſah es ihn eines Tages an und begann zu ſprechen und ſagte: Gieb mir Heu und Hafer und dem Rappen Diſteln und Dornen: ich will dir auch ſagen, wann es Zeit iſt. Als Karl hörte, daß der Schimmel ſprechen konnte, faßte er ein Vertrauen zu ihm und folgte ſeinem Rathe. Da geſchah es, daß der Schimmel ſich erholte und bald ſo ſchön ward, daß Karl meinte, er hätte nie ein edler Pferd geſehen; der Rappe aber ſchrumpfte zuſammen und ward noch häßlicher als zuvor. Da kam eines Tags der Teufel in den Stall und merkte gleich an den Pferden, was mit

ihnen vorgegangen war. Er fluchte und wetterte gewaltig. Wenn du dich das noch einmal unterstehst, so geht es dir gerade wie diesen da.

Als der Teufel aber weggieng, sagte der Schimmel wieder zu ihm: Gieb mir Heu und Hafer und dem Rappen Disteln und Dornen. Das that Karl und der Schimmel fuhr fort: „Nun will ich dir auch sagen, daß die Zeit gekommen ist.“ Der Teufel muste nämlich heute eine Stunde auf dem Pechstuhle sitzen, und wenn er gleich einen andern Knecht gehabt hätte, so wär es um den Burschen geschehen gewesen. Das wuste der Schimmel und sagte zu Karl: Geh jetzt in das erste Zimmer rechts, da steht ein Brunnen, darein tauche den Kopf. Der Bursche gieng, gerieth aber in ein unrechtes Zimmer und zwar gerade in das, wo der Teufel auf dem Pechstuhle saß. Als er den Burschen sah, rückte und rüttelte er hin und her, konnte aber nicht loskommen. Erschrocken fuhr Karl zurück, erkannte seinen Irrthum und fand jetzt das richtige Zimmer. Da tauchte er den Kopf in den Brunnen und kam mit goldenen Haaren zurück in den Stall. Jetzt ist es Zeit, sagte der Schimmel, sattle mich und reite davon so schnell du magst. Erst aber gehe noch in des Teufels Schlafzimmer: da steht ein Tisch, davon nimm Bürste, Spiegel und Waßerflasche. In der Schublade findest du drei Nüße, die steck zu dir, nimm auch den Mantelsack, der unter dem Tische liegt, und komm schnell zurück. Karl that, wie ihm geheißen war, kam zurück, bestieg den Schimmel und trabte lustig zum Höllenthor hinaus. Als er

eine Weile geritten war, ſagte der Schimmel: Nun ſieh einmal hinter dich. Der Junge that es und bemerkte mit Schrecken, daß der Teufel auf dem ſchwarzen Roſs nachſetzte und ſie faſt ſchon eingeholt hatte. Da rief er: Lauf, Pferdchen, lauf, ſonſt ſind wir verloren. Der Schimmel griff aus und ſagte zu Karl: Wirf die Bürſte hinter dich! Karl that es: da gab es einen Wald ſo dicht, daß keine Katze hindurch konnte: der Teufel muſte zurück, Arbeiter zu holen, die ihm erſt eine Straße durch den Wald hieben. Als dieſe mühſam gebahnt war, ſetzte der Teufel den Flüchtigen nach und trotz dem guten Vorſprung, den ſie gewonnen hatten, hätte er ſie faſt eingeholt. Sieh einmal hinter dich, ſagte der Schimmel. Karl that es und ſah den Teufel ihm faſt auf den Hacken. Pferdchen lauf, rief er, oder wir ſind des Todes. Wirf den Spiegel hinter dich, rieth der Schimmel. Karl that es und ſieh, es gab einen breiten See: der Teufel konnte nicht hinüber und muſte zurück in die Hölle, Arbeiter zu holen, die ihm eine Brücke legten. Aber ſchnell waren die gefällten Stämme berappt, Pfähle eingerammt, die Balken darüber gelegt und donnernd ritt der Teufel über die Brücke den Flüchtigen nach. Nicht lange währte es, ſo hatte er ſie wieder im Geſichte. Sieh einmal hinter dich, rief der Schimmel. Der Junge ſah um, gewahrte den Verfolger und rief: Tummle dich, Pferdchen, tummle dich! er iſt uns auf den Ferſen. Der Schimmel griff aus und rief: Wirf die Flaſche hinter dich. Karl that es: da gab es einen himmelhohen Glasberg. Dreimal verſucht es der Teufel vergebens, hinüber

zu reiten: immer glitt er wieder hinunter. Da ritt er zurück, stellte seinen Rappen in den Nothstall und ließ ihm scharfe Hufeisen auflegen. Nun konnte er den Glasberg überreiten. Wie er aber hinüber war, sah er die Flüchtlinge schon bei dem Grenzgraben seines Reichs. Wüthend drückte er dem Rappen die Sporen in die Seiten ein; der hatte aber so lange Distel und Dornen gefreßen, daß er nicht konnte wie er wollte. Doch hätte sie der Teufel noch eingeholt: schon streckte er die langen Klauen gierig nach dem Reiter, als ihn der Schimmel mit einem mächtigen Satz über den Scheidegraben in Sicherheit brachte. Grinsend und knirschend muste der Teufel in die Hölle zurück.

Der Sorge ledig trabte nun Karl gemächlich weiter und kam bald in ein ander Land. Schon zeigte sich in der Ferne Schloß und Hauptstadt. Da sprach der Schimmel zu ihm: Binde mich in dieser hohlen Weide fest und geh ins Schloß, Dienste zu suchen. Die geringste Stelle, die du offen findest, laß dir gut genug sein. Hier im Mantelsack findest du eine Flöte: die mag dir die Weile kürzen. Verbirg aber deine goldenen Haare wohl und halte dir täglich eine Stunde frei, mir Futter zu bringen. Karl that, wie ihm geheißen war, gieng aufs Schloß und fragte, ob sie keinen Burschen brauchten. Da hieß es, es sei keine Stelle frei als die des Schweinehirten. Die nahm er an, hütete am Tage seine Heerde und kam alle Morgen, seinen Schimmel zu füttern. Abends setzte er sich vor das Schloß und spielte auf seiner Flöte. Das hörte

die Königstochter gerne: da gieng sie auch manchmal am Tag hinaus, ihn spielen zu hören. Einmal fand sie ihn schlafend: da hieng eine goldene Locke aus seiner Mütze hervor. Er erwachte aber, als sie näher kam und versteckte sie schnell. Nach einiger Zeit starb der Gärtner: da meldete Karl sich um die Stelle und erhielt sie. Nun sah er die Königstochter täglich, wenn sie im Schloßgarten spazieren gieng und bei seinen Beeten verweilte. Ihm gerieth Alles beßer: seine Blumen blühten höher und schöner, und kein Anderer durfte ihr einen Strauß pflücken. Eines Tags sagte sein Schimmel zu ihm: Du bist nun Gärtnerbursch; du mußt aber auch Gärtner werden. Folge meinem Rathe: sattle und sprenge mich, wenn der König mit seiner Tochter auf der Jagd ist, durch den Garten über die Beete. Das that Karl und setzte mit seinem Schimmel lustig über die Blumen, bis Alles zertreten ward, was der alte Gärtner in seiner Pflege hatte. Dieser war dem Burschen schon lange gram: als er aber sah, daß er seine Pflanzungen zerstörte, ward er zornig und verklagte ihn bei dem König, als er eben mit seiner Tochter von der Jagd zurückkehrte. Er fand auch williges Gehör: der König befahl, den Burschen mit Hunden aus dem Hofe zu hetzen. Aber die Königstochter sagte: Das ist recht und billig, lieber Vater, wenn er unsern Garten zerstört hat; aber laßt uns doch erst hineingehen und sehen, ob es auch wahr ist: ich kann es nicht glauben. Wie sie aber in den Garten kamen, zeigte sich keine Spur von Zerstörung mehr: Alles grünte und blühte schöner als je zuvor, viel seltene Blumen

und Stauden prangten, die man da nie gesehen hatte, und Alles war frisch begoßen bis auf die Beete des Gärtnerburschen, denen dieser eben auch Waßer zutrug. Da erzürnte der König über die Verläumdung, gab dem alten Gärtner den Abschied und dem fleißigen Burschen die erledigte Stelle.

Nun geschah es, daß ein benachbarter Fürst das Reich mit Krieg überzog und der König an der Spitze seines Heeres ihm entgegenrückte. Als es zum Treffen kam, ward der König hart gedrängt. Da sagte der Schimmel zu Karl: Der König ist in Gefahr, Krone und Leben zu verlieren. Eben liegt er am Berge auf den Knieen und fleht Gott um Hülfe an. Geh jetzt schnell zu der Königstochter und bitte sie um Erlaubniss, die Schlacht mit anzusehen. Dann komm zurück und öffne die erste Nuß: darin findest du ein rothes Kleid. Das zieh an, und besteige mich. Du wirst die Schlacht gewinnen, denn hier in dem Mantelsack ist ein unüberwindliches Schwert. Nach der Schlacht wird der König dir danken wollen; du aber gieb mir die Sporen und entschwinde ihm. Karl that, wie ihm befohlen war, erhielt die Erlaubniss, die Schlacht anzusehen, zog das rothe Kleid aus der Nuß, legte es an und umgürtete sich mit dem unüberwindlichen Schwert. So ritt er in die Schlacht, und erschien dem König, der noch auf den Knieen lag, wie ein Engel vom Himmel. Er erhielt alsbald die Erlaubniss, das Heer zu führen und schlug den Feind so hart, daß er für heute das Schlachtfeld räumte. Als der Sieg gewonnen war, wollte der König seinem Ritter danken; der gab aber seinem

Schimmel die Sporen und entschwand im Walde, wo er den Schimmel wieder in der hohlen Weide barg, das rothe Gewand ablegte und dann als Gärtner der Königstochter die Botschaft brachte, die Schlacht sei gewonnen. Vor Freude und Liebe wäre sie ihm fast um den Hals gefallen; er stellte sich aber, als bemerkte er es nicht, und gieng in den Garten an seine Arbeit.

Am andern Morgen erneuerte der Feind die Schlacht und rächte die gestrigen Verluste an des Königs Heer, das hart gedrängt zu weichen begann. Schon war der König mit seinen Getreuen umzingelt, da sprengte Karl, der dießmal ein weißes Kleid in der Nuß gefunden hatte, ins dichteste Gewühl. Wohin sein Schwert reichte, da flogen die Köpfe herab wie die Schneeflocken. So hieb er den König aus den Feinden, erhob das Banner weiter, ordnete die Scharen von Neuem und führte das Heer zum Siege. Nur die einbrechende Nacht hemmte die völlige Niederlage des Feindes. Der König hatte seinen Getreuen befohlen, ihren Retter dießmal nicht entwischen zu laßen, damit er Gelegenheit fände, ihm seine Dankbarkeit zu bezeigen. Als nun die Schlacht gewonnen war, drängten sie sich um ihn und gedachten ihn einzuschließen; er aber gab seinem Schimmel die Sporen, setzte über ihre Häupter hinweg und entschwand im Walde, wo er den Schimmel in der hohlen Weide verbarg, das weiße Kleid auszog und der Königstochter als Gärtner die Botschaft brachte, daß die Schlacht gewonnen sei. Dießmal konnte er sich ihren Liebkosungen nicht ganz entziehen, er erwiederte sie aber nicht, sondern gieng an seine Arbeit.

Zum drittenmal erneuerten am Morgen die Feinde die Schlacht; aber dießmal wurden sie unter Anführung Karls, der im blauen Kleide dem König zu Hülfe kam, völlig geschlagen und ihr Lager mit Sturm genommen. Der König wollte seinen Retter durchaus nicht entkommen laßen und umstellte ihn mit einer so breiten Schar von Gewappneten, daß der Schimmel seinem Reiter zuflüsterte, er vermöge nicht hinüber zu springen. Dennoch gab Karl ihm die Sporen; aber der Satz mißglückte und Karl stürzte, von einer Lanzenspitze am Bein verwundet, zu Boden. Sogleich verband ihm der König die Wunde mit seinem goldgestickten Taschentuche, dankte ihm für seine Rettung und lud ihn auf sein Schloß, wo seine Tochter ihn pflegen und heilen solle. Das nahm er zwar an; wuste sich aber auf dem Heimritt hinwegzustehlen, verbarg seinen Schimmel in der hohlen Weide, zog das blaue Kleid aus und brachte der Königstochter als Gärtner die Botschaft von dem errungenen Siege. Eben wollte sie ihn umarmen, als er von dem Blutverlust erschöpft vor ihren Füßen in Ohnmacht sank. Sie ließ ihn zu Bette tragen und untersuchte seine Wunde, wobei sie das seidene Taschentuch fand, das sie selbst ihrem Vater mit Gold gestickt hatte. Da verband sie ihm die Wunde, die nicht gefährlich war, mit ihrem eigenen Tuche und gieng zu ihrem Vater, zeigte ihm das blutige Taschentuch und sagte, es sei der Gärtner und Niemand anders, der ihn dreimal gerettet und die Schlacht gewonnen habe. Der König wollte ihn sogleich ins Verhör nehmen; als er aber an sein Bette kam, fand er es leer. Karl

war zu seinem Schimmel gegangen, ihm Futter zu bringen. Da rieth ihm dieser: Zieh das blaue Kleid wieder an, umgürte dich mit dem Schwert, sattle mich und reite vor das Schloß. Hier angekommen, sprach der Schimmel: Jetzt ziehe dein Schwert aus der Scheide und haue mir den Kopf ab. Das wollte er nicht thun; aber der Schimmel drohte ihm mit seinem Zorn, wenn er nicht gehorche. Da entschloß er sich dazu mit schwerem Herzen. Kaum war es aber geschehen, so stand statt des Schimmels ein schöner Königssohn vor ihm, der nahm ihn in den Arm, dankte ihm für seine Erlösung und führte ihn in das Schloß seines Vaters, denn er war der verlorene Sohn des Königs. Man feierte nun frohe Feste; der junge Königssohn heiratete die Tochter des besiegten Fürsten, der ihm das Land abtrat; Karl aber erhielt die junge Königstochter und nach dem Tode des Königs erbte er das Reich.

25. Warum sich die Hunde beriechen.

Die Hunde wurden auch einmal von dem Freiheitsfieber angesteckt, schrieben eine Volksversammlung aus und beschloßen, einen Botschafter nach Rom zu senden, damit ihnen der Pabst die Freiheit gewähre, alle Freitage und Samstage Fleisch zu eßen, auch ferner die Fasttage nicht mehr halten zu dürfen, was sie gar wohl damit zu verdienen meinten, daß sie den Geistlichen Wildbrät fiengen und Haus und Hof getreulich bewachten. Der Pabst gewährte die Bitte und ließ ihnen Brief und Siegel darüber ausfertigen. Der Botschafter hat alsbald die kostbare Urkunde mit der bleiernen Bulle unter den Schwanz gesteckt, diesen eingekniffen und sich eilends auf die Heimfahrt gemacht. Als er nun heimkam, beriefen die Hunde eine neue Versammlung, verlasen den Freiheitsbrief und fragten, wo nun die Urkunde mit den päbstlichen Insiegel verwahrt werden sollte, damit sie nicht um ihre Freiheit betrogen würden. Weil sie nun weder Truhe noch Kanzlei hatten, wurde auf den Rath eines uralten Köters für gut befunden, den Brief ihren alten Freunden und Bundesgenoßen, den Katzen, zu treuen Händen zu befehlen. Die Katzen gelobten ihnen das und verbargen den

Freiheitsbrief unter dem Dach eines Thurms, wo er vor Menſchenhänden ſicher war. Das ſtund ein Jahr an, da begehrten die Hunde ihren Brief zu ſehen; als aber die Katzen ihn holen wollten, hatten ihn unterdeſſen Ratten und Mäuſe gefreßen. Darüber entſtand der Krieg zwiſchen Hunden und Katzen, der noch fortwährt bis dieſen Tag; auch die tödtliche Feindſchaft der Katzen wider Ratten und Mäuſe nahm daher ihren Urſprung und auch die iſt noch heute nicht beigelegt.

Da ſchickten die Hunde zwei neue Botſchafter nach Rom, vom Pabſt eine zweite Ausfertigung ihrer Freiheit zu verlangen, da ihnen die erſte von Ratten und Mäuſen gefreßen wäre. Wie die Boten aber nach Welſchland kamen, wo es ſehr heiß war, tranken ſie zur Kühlung des guten Weins zuviel, kriegten Händel miteinander, zerbißen und zerzauſten ſich das Fell und hiengen ſich ſo lange an den Zähnen, bis ſie beide von des Gebirges Joch wohl zwanzig Klafter tief herabſtürzten und ſo ihr Leben jämmerlich aufgaben. Obgleich ſie nun nimmermehr nach Deutſchland kommen, ſo warten die Hunde doch noch immer ihrer Boten und wo ein Hund den andern ſieht, da beriecht er ihn hinten und vorn und fragt, ob er den Brief nicht bringe oder von der Botſchaft zu ſagen wiße, und geben ſie ſich nicht guten Beſcheid, ſo fallen ſie übereinander her und zerraufen ſich das Fell, als ob ſie auch von dem kühlen welſchen Wein getrunken hätten.

26. Die zwölf Eier.

Ein reicher holländiſcher Kaufmann, der zu Cleve in einen Gaſthof einritt, beſtellte ſich zwölf gekochte Eier. Er konnte ſie aber, als ſie gebracht wurden, nicht verzehren, weil eben ein Eilbote eintraf, der ihn in einer dringenden Angelegenheit heimberief. Er verließ auch ſogleich das Haus, ſprang wieder zu Pferde und ritt fort ohne die Eier bezahlt zu haben. Zehn Jahre nachher begab es ſich aber, daß der Kaufmann wieder in demſelben Gaſthof einkehrte. Da ſagte er zu dem Wirth, er wär heute nicht zum Erſtenmal in ſeinem Hauſe: vor vielen Jahren hätte er ſich einmal zwölf Eier bei ihm kochen laßen: die wär er noch ſchuldig. Ja, ſagte der Wirth, die ſind euch angerechnet und werden euch auch theuer genug zu ſtehen kommen. Nun, ſagte der Kaufmann, zwölf Eier zu bezahlen werde ich doch wohl reich genug ſein. Das fragt ſich ſehr, entgegnete der Wirth: es wird ſich aber bald ausweiſen; denn ich hab euch längſt verklagt und da ihr jetzt hier ſeid, müſt ihr mir morgen zu Gericht ſtehen. Deſſen weigerte ſich der Holländer nicht. Als ſie nun andern Tags vor den Richter kamen, rechnete der Wirth ihm vor, aus den zwölf Eiern würden zwölf Küchlein gekommen

sein, die Küchlein wieder Eier gelegt haben, aus denen wieder Küchlein gekommen sein würden und sofort, was zuletzt eine ungeheure Summe ausmachte, die der Wirth forderte und der Richter ihm auch zubilligte, weil der Kaufmann vor Schrecken die Sprache verloren hatte. Ganz niedergeschlagen gieng der reiche Holländer aus der Gerichtsstube, denn sein ganzes großes Vermögen langte bei Weitem nicht, die ungeheure Schuld zu bezahlen. Wie er nun so traurig einhergieng, begegnete ihm ein alt Männchen und fragte, warum er so traurig wäre; er sähe ja aus wie die theure Zeit. Der reiche Holländer antwortete, wozu er ihm das sagen solle: er könnte ihm ja doch nicht helfen. Wer weiß? sagte das Männchen, er wäre doch ein guter Rathgeber, er sollt ihm seine Noth nur klagen. Da erzählte er ihm die Geschichte von den zwölf Eiern und wie er jetzt ein armer Mann sei. Wenn es weiter nichts sei, sagte das Männchen, so solle er nur gleich hingehen und Berufung einlegen; Er wolle dann vor Gericht die Sache schon für ihn ausmachen. Wenn er das fertig brächte, sagte der Kaufmann, wolle er ihm sechshundert Gulden geben. Das wird sich finden, sagte das kleine Männchen: geht jetzt nur hin und sagt: Ich wär euer Fürsprech. Er gieng also hin vor den Richter, legte Berufung ein gegen das Urtheil und sagte: er hätte einen Fürsprech angenommen, weil er als Fremder des geltenden Rechts unkundig wäre. Da setzte der Richter einen Tag an, wo die Sache aufs Neu zur Verhandlung kommen und er mit seinem Rechtsbeistand erscheinen sollte. Als nun der Gerichtstag kam, fand er sich zeitig genug ein;

aber das kleine Männchen war noch nicht da. Die Gerichtsherrn, die schon hinter dem grünen Tische saßen, fragten ihn einmal über das andere, wo denn sein Fürsprech bleibe. Der Kaufmann wuste darauf keine Antwort: in großer Verlegenheit geht er vor die Thüre, um zu schauen, ob das kleine Männchen nicht bald käme; aber da war weit und breit nichts von ihm zu sehen. Die Herren wurden ungeduldig und sagten, die anberaumte Stunde werde gleich ablaufen, dann müsten sie das erste Urtheil bestätigen. In großer Angst läuft der Kaufmann noch einmal vor die Thüre: da steht das Männchen davor: der Kaufmann freut sich und führt es sogleich vor den Richter. Da fragen sie ihn, warum er denn so lange ausgeblieben sei? Das Männchen antwortet: er hätte erst Erbsen kochen müßen. Was er denn mit den Erbsen habe machen wollen, fragten die Richter. Die habe er pflanzen wollen, gab das Männchen zur Antwort. Ei, sagen die Richter, gekochte Erbsen pflanze man nicht, davon käme ja doch keine Frucht. Und von gekochten Eiern, fiel das Männchen ein, wären auch keine Küchlein gekommen: darum seid so gut, ihr Herrn, und sprecht ein ander Urtheil. Dieser Kaufmann ist dem Wirth zwölf gekochte Eier schuldig und will sie gern bezahlen. Das leuchtete den Richtern ein. Sie hoben das erste Urtheil auf und der Kaufmann bezahlte dem Wirth die zwölf gekochten Eier; dem Männchen hätte er mit Freuden die sechshundert Gulden bezahlt; aber es war verschwunden.

27. Dreſchflegel und Feuerbrand.

Als einmal der Heiland nach ſeiner Gewohnheit mit dem heiligen Petrus die Welt durchwanderte, kamen ſie bei untergehender Sonne vor ein Haus, wo Petrus ſtille ſtand und Herberge nehmen wollte. Der Herr warnte zwar, hier wohne ein karger Wirth, bei dem ſie es nicht gut haben würden; aber Petrus betheuerte, er ſei todtmüde und könne nicht weiter. Ein Viertelſtündchen von hier, ſagte der Herr, wartet unſer ein treffliches Nachtlager und gute Pflege. Pflege hin, Pflege her, ſagte Petrus, ich kann nicht mehr. Und ſchon ſtand er auf der Schwelle des Hauſes und der Herr muſte ihm wohl folgen. Finden wir hier Nachtkoſt und Herberge? fragte Petrus den Wirth. Von Herzen gern, ſagte dieſer, wenn ihrs bezahlen könnt. Geld haben wir nicht, ſagte Petrus, aber Gottes Lohn. Damit iſt mir nicht gedient, verſetzte der Bauer: wenn ihr kein Geld habt, ſo ſeid ſo gut und geht ein Haus weiter. Weiter tragen uns die Beine nicht, ſagte Petrus; wir verzichten aber auf die Nachtkoſt und nehmen mit einer Streu

vorlieb, wenn ihr uns aus Barmherzigkeit behalten wollt. „Aus Barmherzigkeit thu ich nichts," sagte der Bauer; „ihr sollt aber Nachtkost und Herberge hier finden, wenn ihr mir morgen dafür dreschen helft. Wer nicht arbeitet, soll nicht eßen." Des Handels wurden sie eins: der Wirth hieß sie eintreten, setzte ihnen einen Haferbrei vor und wies sie dann zu einem Strohlager. Am andern Morgen war er schon in aller Herrgottsfrühe auf den Beinen, weckte die Gäste und da diese nicht gleich aufstanden, gieng er in die Scheuer, warf die Garben, die er gedroschen haben wollte, herab auf die Tenne und als die Gäste sich noch immer nicht einfanden, nahm er den Dreschflegel, sie damit nachdrücklicher zu wecken. Der Herr lag an der Wand, aber Petrus vorne und so trafen ihn die Schläge. Als der Bauer hinaus war, meinte Petrus, aufstehen könne er jetzt noch nicht, er bedürfe noch ein Stündchen der Ruhe; aber der Platz da vorn auf dem Stroh sei zu hart; er wolle nun auch einmal an der Wand liegen. Willig tauschte der Herr den Platz mit ihm und Petrus streckte sich wieder zu schlafen. Nach einer Weile kam der Wirth zurück, die säumigen Gäste zum drittenmal zu wecken. Weil aber der Herr nicht zu schlafen schien, dachte er, der da vorne liegt, ist wacker genug, hat auch vorher schon sein bescheiden Theil bekommen: jetzt ist der Schläfer an der Wand da hinten an der Reihe. Da weckte er ihn so eindringlich mit dem Dreschflegel, daß er von aller Schlafluft geheilt sich erhob, worauf der Herr mit ihm dem Bauer in die Scheuer folgte. Da sprach

der Herr: Wo ist nun das Stroh, das wir ausdreschen sollen? Dort liegt es auf dem Haufen, sagte der Bauer. Da sprach der Herr: Das Dreschen ist zu umständlich: ich weiß einen kürzern Weg, das Korn aus den Aehren zu bringen. Er gieng an den Herd, zog ein brennendes Scheit aus der Flamme und hielt es unter den Barn. Der Bauer schrie und wollte ihm wehren, denn das Stroh müße ja Feuer fangen; als er aber sah, daß es nicht brannte und die Körner stromweis aus dem Haufen quollen, ließ er nach, wunderte sich aber gewaltig über den unerhörten Brauch, der sich gleichwohl bewährte, denn er überzeugte sich selbst, daß kein Korn im Stroh geblieben war: so rein hätte er es nicht ausdreschen können. Als nun die Arbeit vollbracht war, die er den Gästen zugedacht hatte, ließ er sie ihres Weges ziehen, gedachte aber alsbald von der Lehre auf eigene Hand Gebrauch zu machen.

Nun setzte der Herr mit dem Apostel den Wanderstab weiter. Unterwegs kamen sie auf eine Anhöhe mit weiter Aussicht und blickten zurück auf die Gegend, von der sie gekommen waren. Da sahen sie die Scheuer des kargen Wirths in lichten Flammen stehen, denn das Feuer hatte ihm die übrigen Garben nicht ausgedroschen, sondern in Brand gesteckt. Da sprach der Herr zu dem Apostel: Womit glaubst du nun wohl, Petrus, daß der Bauer diese Strafe verdient habe? Ei, mit seinem Wecken, meinte Petrus, und den Schlägen, die ich noch in allen Gliedern fühle. Aber der Herr sprach: „Nicht also, Petrus: die Schläge hast du dir durch deine Widerspenstigkeit

ſelber zugezogen, als du wider meinen Rath und Willen in das Haus des kargen Wirthes trateſt. Dem Bauern aber ward dieſe Strafe für ſeine Ungaſtlichkeit zu Theil. Er wollte zu ſchnell reich werden: dafür wird er nun arm; er meinte ſich nicht verpflichtet das ihm anvertraute Gut zum Beſten ſeiner Nächſten zu verwenden, darum ward es ihm genommen."

28. Sanct Peter mit der Geige.

Als unser Herr einsmals mit St. Peter über Land gieng, kamen sie an einen Bauplatz, wo ein Haufen Zimmerleute sich in der Schenke gütlich that. Als St. Peter hörte, wie es da so munter zugieng, gelüstete ihn, einzukehren und sagte das dem Herrn. Der aber warnte: Thu das nicht, du bist nicht von dieser Zunft, es könnte dir übel bekommen. Aber Petrus ließ von seinem Begehren nicht ab und gieng zuletzt hinein gegen die Warnung des Herrn. Als er nun in die Stube trat und die Zimmerer ihn vorn und hinten besahen, rief Einer der Gesellen: Juchhe! nun haben wir auch einen Spielmann! Und gleich wandte er sich zu Petrus und sprach: Spielmann, spiel auf! Er hatte nämlich eine Geige auf seinem Rücken gesehen, die vielleicht nur gemalt war, was der Herr insgeheim so veranstaltet hatte. Aber Petrus sagte, er sei kein Spielmann und komme nur sich an Trank und Speise zu laben wie ein anderer Gast. Der Geselle ließ das aber nicht gelten und sagte: Wozu trägst du denn eine Geige auf dem Rücken, wenn du kein Spielmann bist und nicht aufspielen willst? Sind wir dir keine ehrlichen Leute? Gleich aufgespielt

oder da hinaus, wo der Zimmermann ein Loch gelaßen hat! Nun riß St. Petern auch die Geduld, daß er keck entgegnete: wenn er eine Geige hätte, so würde er ihm den Fiedelbogen um den Kopf schlagen. Damit hatte er aber den Giebel schief aufgesetzt, denn nun packten ihn drei handfeste Gesellen und schoben ihn unsanft zur Thüre hinaus. Nachdem St. Peter so seine Luft gebüßt, gieng er seines Weges und kam zu dem Herrn, der am Saume des Waldes seiner harrte. Petrus erzählte wie es ihm ergangen war, worauf der Herr erwiederte: Hab ich dir es nicht gesagt, daß du nicht zu dieser Zunft gehörtest. Warum bist du nicht weggeblieben? Da bat ihn Petrus, er sollte nun doch den Zimmerleuten eine Strafe dafür auferlegen, daß sie sich an ihm vergriffen hätten. Da sprach der Herr: Was soll ich ihnen denn thun? Meister, sagte Petrus, mach ihnen eiserne Knoten ins Holz, daß ihre Sägen sich die Zähne daran stumpf beißen. Aber der Herr entgegnete: Nein, Petrus, hölzerne sind schon hart genug. Und seitdem finden sich zu großem Verdruß der Zimmerleute hölzerne Knoten im Holze.

29. Sanct Petrus mit der Geiß.

Als Christus noch mit den Aposteln auf Erden wandelte, hub einst St. Petrus an und sagte: Ach Herr und Meister, wie läßest du es doch auf der Welt zugehen so wunderlich, recht wie in einem Fischteich, wo Eines das Andere verschlingt. Und wenn noch die Guten die Oberhand hätten; aber weit gefehlt, da geht Gewalt vor Recht und der Gottlose übervortheilt den Frommen mit Schalkheit: das siehst du Alles mit an und läßt es dich nicht kümmern, da du es doch verhindern könntest, weil du allmächtig bist. Ich sollte nur ein Jahr Herrgott sein und die Gewalt haben wie du, das Ding wollt ich abstellen. Du denkst also, sagte der Herr, du würdest es beßer machen, wenn du das Regiment hättest? Nein, meinte St. Peter, aber manche Klage wollt ich doch abschaffen, die Frommen schützen und die Bösen plagen und eine Ordnung machen, daß es nicht so kunterbunt durcheinander gienge. Gut, sagte der Herr, so sollst du heut einmal Herrgott sein an meiner Statt. Du magst segnen und fluchen, strafen und belohnen, Regen und schön Wetter machen nach deinem Wohlgefallen. Damit gab ihm der Herr seinen Stab zum Zeichen der Herschaft in die

Hand und St. Peter nahm ihn und fieng an zu regieren. Indem kam ein armes Weib barfuß in zerrißenem Kleid daher, ihre Geiß auf die Weide zu treiben. Geh hin in Gottes Namen, sprach sie zu ihr, ich befehle dich in des Herrn Hut, denn ich kann dich nicht selber hüten, ich muß für das tägliche Brot sorgen, daß ich mit meinen kleinen Kindern zu eßen habe. Damit ließ sie die Geiß laufen und gieng zurück ins Dorf. Da sprach der Herr zu St. Peter: Du hast das Gebet der armen Frau gehört und da du heut Herrgott bist, so wirst du die Geiß wohl in Obacht nehmen, daß sie sich nicht verläuft und abhanden kommt, oder Wölf und Bären sie zerreißen. Da nahm St. Peter die Geiß in seine Hut und trieb sie auf die Weide; aber die Geiß war jung und muthwillig und sprang bergauf, bergab, und schloff durch Stauden und Hecken hin und her, daß St. Peter mit Aechzen und Keuchen seine liebe Noth hatte ihr zu folgen. Dabei schien die Sonne heiß: da mag man denken wie der alte Mann geschwitzt haben wird und wie froh er war, als er der alten Frau die Geiß am Abend wohlbehalten wieder ins Haus geschafft hatte. Da traf ihn der Herr und fragte: „Nun, Petrus, willst du das Regiment noch länger behalten? Ach nein, lieber Herr, sagte St. Peter demüthig, nehmt euern Stab nur wieder, ich begehre des Weltregimentes nicht mehr: ich hab wohl erfahren, daß meine Weisheit nicht ausreicht nur eine Geiß zu regieren. Vergebt mir meinen Fürwitz, ich will euch künftig nicht mehr einreden.

30. Gute Zeit und böse Zeit.

St. Peter der Pförtner des Himmels bat einmal unſern Herrgott um Urlaub auf die Erde zu fahren und ſich mit ſeinen Freunden zu letzen, welchen er durch ſein Martyrthum ohne Abſchied plötzlich entrißen worden war. Das gewährte ihm der Herr und gab ihm acht Tage Friſt. St. Peter blieb aber einen ganzen Monat aus. Doch empfieng ihn der Herr gütig und fragte nur, warum er ſo lange geblieben ſei. Ach, Herr, ſagte Petrus, auf Erden war gute Zeit, der Moſt ſüß und wohlfeil, das Getreide wohl gerathen, Klauen- und Federvieh die Hülle und die Fülle; wir tanzten, ſangen und ſprangen und waren ſo fröhlich, daß ich des Paradieſes und des Wiederkommens ganz vergaß. Da fragte der Herr: Sag an, St. Peter, gedachte man denn meiner auch bei der guten Zeit? Nein, Herr, ſagte Petrus, kein Menſch im ganzen Lande gedachte deiner als ein altes Weib, der Haus und Hof verbrannt war. Da ſchrie ſie zu dir, daß ihrer Jedermann ſpottete. Der Herr ließ es gut ſein und St. Peter trat ſein Pförtneramt wieder an. Als der Herbſt aber kam, bat er um einen neuen Urlaub und gedachte dießmal einen ganzen Monat auszubleiben. Er

erhielt auch den Urlaub und fuhr fröhlich hernieder; aber am dritten Tage war er schon wieder da und sah ganz sauer drein. Der Herr fragte ihn, warum er dießmal so bald wieder komme. Ach Herr, sagte St. Peter, auf Erden war böse Zeit, das Getreid ist nicht gerathen, ein saurer Wein gewachsen, Hunger und Pestilenz rafft das Volk hin, und dazu ist Krieg, Mord und Raub im Lande, und weil es so kläglich und langweilig zugeht, hat es mir nicht länger da gefallen. Da fragte der Herr: Sag an, St. Peter, gedachte man meiner auch bei der bösen Zeit? Ja, lieber Herr, sagte Petrus, Jung und Alt schreit früh und spät zu dir und bekennt seine Schuld und bittet, daß du ihnen gnädig seist und von deinem Zorn abläßest. Darum wende ihnen dein Angesicht wieder zu und laß ihnen meine Fürbitte zu Statten kommen. Da sprach aber der Herr: Nun schau an, Petrus, wenn ich ihnen gute Zeit und fruchtbare Jahre schicke, so vergeßen sie mein und meiner Wohlthaten. Muß ich ihnen da nicht böse Zeit, Hunger und Pestilenz schicken, damit sie Buße thun und sich zu mir bekehren?

31. Das Schmidtchen von Bielefeld.

Unser Herrgott ist einmal mit dem heiligen Petrus spazieren gegangen: da sind sie auch zu dem Schmidtchen von Bielefeld gekommen. Der hat ihnen alle mögliche Ehre angethan mit Eßen und Trinken und hätte sie auch gern über Nacht behalten. Sie sagten aber, sie müsten heute noch weiter reisen; weil er sich aber so gastfrei bewiesen, sollte er dreier Wünsche Gewalt haben. Ach, sagte das Schmidtchen, was soll ich mir wünschen? ich hab Alles genug und was mir etwa noch fehlt, das kann ich mir mit meinem Hammer verdienen. Wenn ich ja etwas wünschen sollte, so wär es, daß mir die gottlosen Buben die Birnen nicht stehlen dürften und wenn einer auf meinen Baum stiege, müste er drauf sitzen bleiben so lang es mir gefiele. Das war ein recht einfältiger Wunsch, Meister, sagte St. Peter. Jetzt hast du nur noch zwei Wünsche: sei nun klüger und vergiß das Beste nicht. Soll ich mir noch mehr wünschen, sagte das Schmidtchen von Bielefeld, so muß ich mich erst einmal besinnen. Ich habe mich bisher noch mit meinem Hammer ernährt und nicht viel ans Wünschen gedacht. Wie er sich nun eine Weile besonnen hatte und nichts finden

konnte, sagte er: So wünsche ich denn, daß ich eine lederne Tasche hätte, wo Alles drin sein müste, was ich haben wollte. Da sagte unser Herrgott: „Dieser Wunsch ist dir gewährt und auch der erste; nun kommt der letzte: darum bedenk deine arme Seele und begehre nicht wieder so eitle Dinge. Ei du mein Gott, sagte das Schmidtchen von Bielefeld, nun weiß ich ja doch platterdings nicht was ich noch weiter wünschen sollte. Vergiß das Beste nicht, warnte St. Peter noch einmal. Das Beste ist doch mein Hammer, sagte das Schmidtchen von Bielefeld: so lang ich den habe, kann es mir an nichts fehlen. Darum wünschte ich nur, daß ich immer bei meinem Hammer sein müste oder mein Hammer bei mir. Auch dieser Wunsch soll dir gewährt sein, sagte der Herr; du hättest aber beßer gethan, dir die himmlische Seligkeit zu wünschen. Ei, sagt das Schmidtchen, die himmlische Seligkeit kann mir ja schlechterdings nicht fehlen. Wir wollen sehen, sagte St. Peter und nahm mit dem Herrn Abschied.

Nun lebte das Schmidtchen von Bielefeld lustig und guter Dinge und meinte es sollte in alle Ewigkeit so fort gehen. Da pochte aber eines Tags eine knöcherne Hand an seine Schmiede und als er aufklinkt, steht der Tod vor ihm und sagt: Deine Uhr ist abgelaufen; mach dich fertig, du must mit. Ja, sagt das Schmidtchen von Bielefeld, ich bin gleich bereit, steig nur derweil auf den Baum da und pflück uns Birnen ab, damit wir unterwegs was zu eßen haben. Da stieg der Tod auf den Birnbaum und pflückte sich die Taschen

voll; als er aber wieder herunter wollte, saß er fest. Nun bin ich bereit, sagte das Schmidtchen, steig herunter, daß wir die Reise antreten. Ich kann nicht, sagte der Tod. Da stellte sich das Schmidtchen ganz unschuldig und sagte: Nun so bleib meinetwegen sitzen, wenn du zu viel Birnen gegeßen hast. Aber laß jetzt das Naschen, damit mir noch was auf dem Baum bleibt. Damit gab er sich wieder an seine Arbeit. Wollte der Tod nun wieder herunter, so muste er gute Worte geben und dem Schmidtchen von Bielefeld versprechen, es nicht zu holen.

Nun ist das Schmidtchen von Bielefeld alt und grau geworden und der Tod hat es nicht holen dürfen. Nun kommt dem Tod aber einmal der Teufel begegnet und sagt zu ihm: Tod, du holst doch sonst alle Leute, warum holst du das Schmidtchen von Bielefeld nicht? Der ist mir zu schlau, sagte der Tod; hol du ihn, wenn du ihn kriegen kannst. Aber nimm dich vor seinem Birnbaum in Acht: wenn du darauf kommst, kannst du nicht wieder herunter. Da geht der Teufel zum Schmidtchen von Bielefeld und sagt: Hör einmal, guter Freund, du kannst nicht ewig leben. Der Tod will dich nicht holen, so muß ich es thun. Also mach dich fertig. Nu meinetwegen, sagt das Schmidtchen; aber ich möchte doch nicht gerne, daß es hieße, der Teufel habe das Schmidtchen von Bielefeld geholt. Darum sei so gut und kriech hier in meine lederne Tasche, so sehen dich die Leute nicht. Ich will sie dann umhängen und dich in die Hölle tragen; so schonst du

auch deine Stiefel. Närrischer Kerl, sagte der Teufel, du siehst doch wohl, daß ich viel zu groß bin, in deine Tasche zu kriechen. Paperlapap, sagt das Schmidtchen. Meinst du ich wüste nicht, daß du dich groß und klein machen kannst nach Belieben? Aber ich will dir schon zeigen wie dus machen mußt. Da wünschte das Schmidtchen von Bielefeld den Teufel in seine lederne Tasche und sogleich zog sich der Teufel zusammen und kroch hinein. Das Schmidtchen nicht faul wirft die Tasche auf den Amboß, nimmt seinen Hammer und schlägt gottsackermäßig drauf zu, daß der Teufel Mordio schreit und ganz erbärmlich anhält, er möchte ihn doch wieder herauslaßen. Aber das Schmidtchen sagt: ich hab immer gehört, man soll das Eisen schmieden, wenn es warm ist, und fängt nun erst an, drauf los zu hämmern, daß der Teufel so dünn wird wie ein Blechpfennig. Endlich wird die Tasche ganz mürb und kriegt ein Loch und wie der Teufel das merkt, fährt er heraus und macht sich auf und davon in die Hölle. Das Schmidtchen wuste aber nicht, daß der Teufel sich fortgepfuscht hatte und schlug noch immer drauf zu bis die schöne Tasche in tausend Fetzen auseinander gieng und zu nichts mehr nutz war.

Da nun der Tod das Schmidtchen von Bielefeld nicht holen durfte und der Teufel es sich nicht getraute, ward es endlich alt und abständig und gedachte bei sich: Es thut kein Gut mehr mit mir auf dieser Welt: ich muß sehen wo ich anderwärts ein Unterkommen finde. Da nahm es seinen Hammer und machte sich auf den Weg nach dem Himmel.

Wie es da anklopft, macht St. Peter auf und ſagt: Schmidtchen von Bielefeld, du haſt gemeint die himmliſche Seligkeit könne dir gar nicht fehlen; da haſt du aber die Rechnung ohne den Wirth gemacht. Sieh nun wo du bleibſt: hier iſt kein Platz für dich. Damit ſchlug er ihm die Thür vor der Naſe zu. Das kam nun dem Schmidtchen von Bielefeld nicht gelegen, beſonders weil er wuſte, daß er bei dem Teufel auch nicht zum Beſten angeſchrieben war; ſonſt hätte er ſich wohl getröſtet. Um aber doch ſeiner Sache gewiſs zu ſein, nahm er den Weg zwiſchen die Füße und gieng gemächlich den Berg herab der Hölle zu. Da liegt aber der Teufel ſchon im Gauploch und ſieht das Schmidtchen mit ſeinem Hammer daherkommen. Gleich fährt ihm der Schrecken in die Eingeweide, daß er aſchenbleich wird, denn er meinte, er krümmte ſich ſchon wieder zwiſchen Hammer und Amboß. Er erkriegt ſich aber noch und ruft geſchwind ſeine Unterteufel zuſammen und heißt ſie die Hölle mit Eiſenſtangen verrammeln und noch ein großes Hängeſchloß davorlegen. Denn, ſagt er, wenn er hereinkommt, hämmert er uns alle ſo dünn wie Blech. Als nun das Schmidtchen ankommt, iſt die Hölle zu und die Teufel ſchütten Schwefel und Pech von der Mauer. Da denkt das Schmidtchen: In den Himmel ſoll ich nicht und in die Hölle komme ich nicht: da müſt ich ja ins Ewig darneben. Das kommt davon, wenn man ſich den Teufel nicht zum Freunde hält. Hier iſt nichts anzufangen: ich muß es noch einmal mit St. Peter verſuchen. Da kehrt er ſich wieder um und ſchleppt ſich zum

andernmal den steilen Himmelsberg hinauf. Wie er oben ist, kommt eben ein Reiter daher gesprengt und will spornstreichs durch das Himmelsthor. Aber St. Peter gebietet ihm Halt und sagt: Meinst du, du könntest mit Stiefeln und Sporen ins Himmelreich? Du must nach Warteweil. Bald darauf kommt ein Bäuerlein und klopft ganz bescheiden an. Dem öffnete St. Peter gleich die Himmelspforte. Da ersieht sich das Schmidtchen die Gelegenheit und wirft seinen Hammer in den Himmel, und wie der drin ist, wünscht er sich zu ihm und war nun auch im Himmel und St. Peter konnte ihn nicht wieder daraus vertreiben.

31. Der Meiſter über alle Meiſter.

Als der Herr Chriſtus noch mit St. Peter auf Erden wandelte, kamen ſie einmal zu einem Schmied, der ſich ſo viel auf ſeine Kunſt zu Gute that, daß er ſich ein Schild geſchmiedet hatte, worauf mit goldenen Buchſtaben geſchrieben ſtand: Hier wohnt der Meiſter über alle Meiſter. Als nun der Herr Chriſtus vorüber kam und las was auf dem Schilde ſtand, fieng er an zu lachen und der Apoſtel lachte mit. Da fragte der Schmied, der vor der Thüre ſtand: Was lacht ihr? Ueber dein Schild, ſagte der Apoſtel, und weil du dich rühmſt, ein Meiſter über alle Meiſter zu ſein. Das bin ich auch, ſagte der Schmied. Da fragte Jeſus: Wie viel Zeit brauchſt du denn, ein Hufeiſen zu machen? Ha, ſagte der Schmied, das ſtecke ich nur dreimal ins Feuer und gleich iſt es fertig. Das iſt zu viel, ſagte Jeſus, einmal iſt genug. Das wollte der Schmied nicht glauben.

Da kam eben ein Reiter herangeritten, deſſen Pferd die Hufeiſen verloren hatte, das ſollte der Schmied beſchlagen. Da ſagte der Schmied: Da habt ihr ja Gelegenheit eure Kunſt zu zeigen: beſchlagt mir einmal dieß Pferd nach eurer Weiſe.

Das soll geschehen, sagte Jesus, da nahm er dem Pferd das eine Vorderbein ab, während St. Peter die Bälge zog, und legte es in die Esse, wozu der Reiter ein kurios Gesicht machte, warf ein Eisen ins Feuer, zog es glühend wieder heraus und nagelte es gemächlich auf den Huf. Dann setzte er das Bein dem Pferde wieder an und machte es mit dem andern Vorderbein und den beiden Hinterbeinen ebenso, indem er eins nach dem andern abbrach, beschlug und wieder ansetzte. Als das Pferd seine vier Eisen hatte, lief es noch einmal so schnell als zuvor und der Reiter gab dem Schmied ein gut Stück Geld. Herr, sagte der Meister über alle Meister, du bist doch kein so schlechter Schmied. Meinst du? sagte Jesus. Ich muß aber erst noch mehr Proben deiner Kunst sehen, setzte der Schmied hinzu, ehe ich dich für meinen Meister erkenne. Darüber kam ein altes Männlein in die Schmiede, ganz gekrümmt von der Last der Jahre, und bat um ein Almosen. Den will ich wieder jung schmieden, wenn es dir recht ist, sagte der Herr. Mir wär es schon recht, sagte der Schmied, aber der Alte wird sich wohl bedanken. Es thut nicht weh, sagte der Herr, ließ Petrus die Bälge ziehen, und als das Feuer auffunkte, groß und ungeheuer, nahm unser Herr das alte Männlein, schob es in die Esse, mitten ins weißrothe Feuer, daß es drin glühte wie ein Rosenstock und Gott lobte mit lauter Stimme. Nur einmal berührte ihn der Herr mit dem Hammer, nahm dann die Zange, zog ihn in den Löschtrog, daß das Waßer über ihm zusammenschlug und zischte, und wie er abgekühlt war

und der Herr ihn wieder heraus nahm, wars ein Jüngling schön und zart, mit frischen graden Gliedern, wie von zwanzig Jahren. Herr, sagte der Schmied, es steht zwar über meiner Thüre, hier wohnt der Meister über alle Meister, aber gleichwohl sag ich, man ist nie zu alt um zu lernen. Diese Stücke habe ich zwar noch nicht gewust; aber nun ichs gesehen habe, kann ichs auch. Es ist jetzt Eßenszeit, nehmt mit uns vorlieb, bei Tische sprechen wir weiter von der Kunst. Das jung geglühte Männlein ist auch unser Gast. Nun hatte der Schmied eine alte halbblinde, buckliche Schwieger, die setzte sich zu dem Jüngling und fragte, ob ihn das Feuer auch hart gebrannt hätte. Er bekannte aber, ihm sei nie beßer gewesen, er habe in der Gluth gesessen wie in einem kühlen Thau. Das klang der alten Frau in den Ohren, daß sie Eßen und Trinken vergaß und an nichts dachte, als wie sie sich auch verjüngen laßen wollte.

Als die Suppe gegeßen war, kam ein zweiter Reiter geritten, der sein Pferd beschlagen laßen wollte. Das ist bald gethan, sagte der Schmied, ich habe jetzt eine neue Manier zu beschlagen gelernt, die ist gut bei den kurzen Tagen. Da brach er dem Pferd die Beine ab, alle viere auf einmal, denn, sagte er, ich weiß nicht wozu die Plackerei soll, eins nach dem andern anzusetzen. Dem Reiter aber, dem um sein Pferd bange war, sagte er: Nur nicht ängstlich, Mann, ich bezahl euch das Pferd, wenn es Schaden nimmt. Da warf er die Beine alle vier in die Esse, legte brav Kohlen zu und hieß den Schmiedejungen frisch die Bälge ziehen. Nun wollte er es machen, wie

er es gesehen hatte; es gerieth ihm aber nicht so, die Beine verbrannten und der Reiter wollte das Pferd bezahlt haben. Das gefiel dem Meister übel, doch ließ er sichs nicht angehen und sagte: Gelingt das eine nicht, so gelingt wohl das andere, holte seine alte Schwieger herbei und fragte sie, ob sie nun auch verjüngt werden wollte und in Sprüngen dahergehen wie ein Mädchen von achtzehn Jahren. Sie sprach: Von ganzem Herzen, weil sie gehört hatte, daß es dem Jüngling so sanft angekommen war. Da legte sie der Meister in die Esse, hieß den Jungen die Blasbälge ziehen und rückte die Alte mit dem Hammer zurecht, daß sie sich hin und wieder krümmte und ein grausam Mordgeschrei aufschlug. Sitz still, rief der Schmied, was schreist und hüpfst du? ich will erst weidlich zublasen, und zog damit an den Bälgen, daß ihr bald alle Haderlumpen brannten. Da schrie das alte Weib jämmerlich; aber der Schmied ließ sich nicht aus der Faßung bringen, und zog sie mit der Zange in den Löschtrog. Da schrie sie erst überlaut, und als er sie herauszog, fiel sie in Ohnmacht, und die Verjüngung war misrathen. Ich will ihr helfen, sagte der Herr Christus, und auch das Pferd wieder heilen, wenn du gestehen willst, daß du kein Meister über alle Meister bist. Der Schmied nahm seinen Hammer und schlug stillschweigend das Schild von der Thüre; der Herr aber schob die Alte wieder in die Esse, nahm Hammer und Zange und brachte aus dem Kühltrog ein hübsches junges Mädchen von achtzehn Jahren, suchte dann des Pferdes Beine aus der Asche, legte den

Hammer auf, beſchlug die Hufe und ſetzte dem Pferd die heilen Beine wieder an. Das ſprang auf und wieherte vor Freude, der Reiter gab ſich zufrieden, ſchenkte dem Schmied noch ein gut Stück Geld und ritt ſeines Wegs. Da war der Schmied guter Dinge, am frohſten war aber das junge Mädchen, die hüpfte und tanzte durch die Schmiede und fiel Einem nach dem Andern um den Hals, zuletzt dem Jüngling, und da blieb ſie hängen und ward ſeine Frau, und ſie wurden zuſammen noch einmal alt und wenn ſie nicht geſtorben ſind, ſo leben ſie noch.

32. Vom Schwaben der das Leberlein gefreßen hatte.

Der Schwabe muß allzeit das Leberlein gefreßen haben, heißt es im Sprichwort. Das schreibt sich von folgender Geschichte her. Als unser lieber Herr und Heiland noch auf Erden wandelte, von einer Stadt zur andern das Evangelium predigte und viele Zeichen that, begegnete ihm auf eine Zeit ein guter einfältiger Schwab und fragte: Mein Leidensgesell, wo willst du hin? Unser Herrgott antwortete: Ich zieh umher und mache die Leute selig. Da sagte der Schwab: Willst du mich mit dir ziehen laßen? Ja, antwortete unser Herrgott, wenn du fromm sein willst und fleißig beten. Das sagte der Schwab ihm zu. Als sie nun miteinander giengen, kamen sie einst zwischen zwei Dörfer und hörten in beiden Geläute. Der Schwab, der gern schwätzte, fragte unsern Herrgott: Mein Leidensgesell, sag an, warum läutet man da? Unser Heiland, dem alle Dinge bewust waren, antwortete: In dem einen Dorfe läutet man zu einer Hochzeit, in dem andern zu einem Leichenbegängniss. Da sagte der Schwab: Gang du zur Leiche, so will ich zur Hochzeit gehen. Unser Herrgott gieng also in das Dorf wo der Todte lag, und machte

ihn wieder lebendig: da schenkte man ihm hundert Gulden. Der Schwab aber war auf die Hochzeit gegangen, da half er einschenken, einem Gast um den andern und auch sich selbst, und als die Hochzeit zu Ende war, schenkte man ihm einen Kreuzer. Des war der Schwab wohl zufrieden, machte sich auf den Weg und kam wieder zu unserm Herrgott. Alsbald als der Schwab ihn von Weitem sah, hob er sein Kreuzerlein in die Höhe und schrie: Lug, mein Leidensgesell, ich hab Geld, und pralte so mit seinem Kreuzerlein. Was hast Du denn? Unser Herrgott lachte sein und sprach: Ach, ich hab vielleicht mehr als du! that den Sack auf und ließ den Schwaben die hundert Gulden sehen. Der war aber nicht unbehend, warf geschwind sein armes Kreuzerlein unter die hundert Gulden und rief: „Gemein, gemein! Wir wollen Alles mit einander gemein haben!“ Das ließ unser Herrgott gut sein. Als sie nun weiter giengen, begab es sich, daß sie zu einer Heerde Schafe kamen. Da sagte unser Herrgott zu dem Schwaben: Geh zu dem Hirten und heiß ihn uns ein Lämmlein davon geben. Ja, sagte der Schwab, und that wie ihn der Herr geheißen, ließ sich ein Lämmlein von dem Hirten geben, zog es ab und bereitete das Gehänge zu einem Eßen. Wie er es aber sott, schwamm das Leberlein stäts empor, der Schwab drückts mit dem Löffel herunter, aber es wollte nicht unten bleiben. Das verdroß den Schwaben, er nahm ein Meßer und schnitt das Leberlein, weil es gar war, von einander und aß es. Als nun das Eßen auf den Tisch kam, fragte unser

Herrgott, wo denn das Leberlein hingekommen wäre? Der Schwab war gleich mit der Antwort bei der Hand, das Lämmlein habe kein Leberlein gehabt. Ei, sagte unser Herrgott, wie sollte es denn gelebt haben ohne ein Leberlein? Da verschwur sich der Schwab hoch und theuer: Es hat bei Gott und allen Gottes Heiligen keins gehabt. Was wollt unser Herrgott machen? Wollte er haben, daß der Schwab still schwieg, muste er sich wohl zufrieden geben.

Als sie nun weiter miteinander giengen, läutete es abermals in zweien Dörfern. Der Schwab fragte: Lieber, warum läutet man da? Unser Herrgott sagte: In dem einen Dorf läutet man zur Hochzeit, in dem andern zur Leiche. Wohl! sprach der Schwab. Gang du jetzt zur Hochzeit, so will ich zur Leiche. Er vermeinte, so wollte er auch hundert Gulden verdienen. Aber sage mir, Lieber, sagte der Schwab noch, wie hast dus gemacht, daß du den Todten auferweckt hast? Der Herr antwortete: Ich sprach zu ihm: Steh auf im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. Da stand er auf. — Schon gut, schon gut, rief der Schwab, nun weiß ichs wohl zu machen, und zog zu dem Dorfe, wo man ihm den Todten entgegentrug. Als der Schwab das sah, rief er mit heller Stimme: Halt da, halt da! Ich will ihn lebendig machen. Und wenn ich ihn nicht lebendig mache, so hängt mich ohne Urtheil und Recht. Die guten Leute wurden froh, verhießen dem Schwaben hundert Gulden, und setzten die Bahre, worauf der Todte lag, nieder. Der Schwab that

den Sarg auf und fieng an zu ſprechen: Steh auf im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geiſtes. Der Todte wollte aber nicht aufſtehen. Dem Schwab ward angſt, er ſprach ſeinen Segen zum andern und zum drittenmal; aber der Todte rührte ſich nicht. Da rief er voll Zorn: Ei ſo bleib liegen in tauſend Teufel Namen! Als die Leute dieſe gottloſe Rede hörten und ſahen, daß ſie von dem Gecken betrogen waren, ließen ſie den Sarg ſtehen, faßten den Schwaben und eilten mit ihm dem Galgen zu, da warfen ſie die Leiter daran und führten den armen Schwaben hinauf.

Unterdes zog unſer Herrgott ſein gemeßen ſeine Straße heran, da er wohl wuſte wie es dem Schwaben ergehen würde und ihn doch nicht im Stich laßen wollte. Als er nun dem Gerichte nahe kam, rief er: O guter Geſell, was haſt du doch gethan? In welcher Geſtalt erblick ich dich! Der Schwab ward blitzwild und begann zu ſchelten, der Herr hätte ihn den Segen nicht recht gelehrt. Ich habe dich recht gelehrt, ſprach der Herr, du haſt es aber doch nicht gekonnt. Dem ſei aber wie ihm wolle. Willſt du mir nun ſagen, wo das Leberlein hingekommen iſt, ſo will ich dich erledigen. Ach, ſagte der Schwab, das Lämmlein hat wahrlich kein Leberlein gehabt. Wes zeihſt du mich? „Ei, du willſt es nur nicht ſagen!“ ſprach der Herr, „wohlan, bekenn es, ſo will ich den Todten lebendig machen!“ Der Schwab aber fieng an zu ſchreien: Henket mich, henket mich! So komm ich der Marter ab. Der will mich zwingen mit dem Leberlein und hört doch

wohl, daß das Lämmlein kein Leberlein gehabt hat. Hängt mich nur stracks!

Als unser Herrgott hörte, daß sich der Schwabe eher wollt henken laßen als die Wahrheit gestehen, befahl er, ihn herabzulaßen, und machte nun selbst den Todten lebendig.

Als sie nun miteinander von dannen zogen, sprach unser Herrgott zu dem Schwaben: Komm her, wir wollen das gewonnene Gut mit einander theilen, und dann von einander scheiden, denn wenn ich dich allwegs vom Galgen erledigen sollte, würde mir das zu viel. Er nahm die zweihundert Gulden und theilte sie in drei Theile. Als Solches der Schwab sah, fragte er: Ei Lieber, warum machst du drei Theile, da doch unser nur zween sind. Ja, antwortete unser lieber Herrgott, der eine Theil ist mein, der andere ist dein, und der dritte Theil dessen, der das Leberlein gefreßen hat. Als der Schwab Solches hörte, rief er fröhlich aus: „So hab ichs bei Gott und allen lieben Heiligen doch gefreßen!“ Sprachs und strich auch den dritten Theil ein, und nahm also Urlaub von unserm lieben Herrgott.

33. Die fünf Träume.

Kaiſer Karl ritt eines Tags auf die Jagd mit großem Gefolge. Da brachte er einen Hirſch auf und ſetzte ihm nach und der Hirſch lief ſo ſchnell, daß ihn der Kaiſer nicht einholen konnte; zuletzt verlor er ihn ganz aus dem Geſichte. Wie er ſich nun wieder nach ſeinen Gefährten umſchaute, waren die ſo weit zurückgeblieben, daß er nichts mehr von ihnen hörte noch ſah. Ermüdet trat er bei ſinkender Nacht in ein einſames Haus im Walde. Da lagen vier Räuber um den Heerd geſtreckt und ſtellten ſich, als hätte der Gaſt ſie aus tiefem Schlaf geſtört und wollten ſich nun ihre Träume erzählen. Da hub der Erſte an und ſagte: Mir hat geträumt, ich nähme dem Fremdling, der ſoeben hier ins Haus trat, den goldenen Helm vom Haupte und ſetzte ihn ſelber auf. Dem Andern hatte geträumt, er zöge ihm den Harniſch aus; dem Dritten, er beraubte ihn ſeiner koſtbaren Kleider; und der Vierte, der den Kaiſer, den ſie nicht kannten, mit einer goldenen Kette umhangen ſah, woran ein Hifthorn hieng, ſagte: Mir hat geträumt, ich entledige ihn dieſer ſchweren Bürde. Da ſagte der Kaiſer, er ſähe wohl, ſie würden ihm Alles nehmen und

zuletzt auch das Leben nicht laßen. Er sei aber in ihrer Gewalt und könnte sich nicht wehren; doch bäte er sie, ihm zu gestatten, daß er noch ein Stückchen auf seinem Horne bliese, bevor sie ihn umbrächten. Die Räuber sagten: das wollten sie ihm erlauben, denn man solle einem Sterbenden den letzten Wunsch nicht versagen. Da stieß Kaiser Karl so laut in sein Horn, daß alle seine Jäger und Dienstmannen von allen Ecken und Enden zu Fuß und zu Pferd daher gerannt kamen und sich ihm zu Seiten stellten. Da sich nun Kaiser Karl von einer guten Leibwache umgeben sah, sagte er zu den Räubern: Nun ist die Reihe an mir, meinen Traum zu erzählen. Mir hat geträumt, ihr wurdet alle vier vor diesem Hause aufgeknüpft.

Dieser Traum gieng sogleich in Erfüllung.

34. Gutmann und Gutweib.

Tief in einem Walde wohnte ein Mann allein mit seiner Frau. Nun kam einst ein Festtag: da wollten sie Kuchen backen, hatten aber keine Pfanne. Es waren aber sieben Stunden Wegs bis an das nächste Nachbarhaus, wo sie eine Pfanne leihen konnten. Da giengen sie miteinander hin, liehen die Pfanne und wie sie zu Hause kamen, backten sie den Kuchen und verzehrten ihn friedlich zusammen. Nun sollte aber die Pfanne auch wieder zurückgebracht werden: da waren sie wohl darüber eins, daß es unnöthig sei, daß sie beide giengen, die Pfanne zu tragen, denn die sei nicht so schwer; nur darüber konnten sie sich nicht verständigen, wer sie heim bringen sollte, denn der Mann meinte die Frau und die Frau meinte der Mann. Nach langem Zank wurden sie des lieben Hausfriedens willen zu Rath, wer das erste Wort spräche, der sollte die Pfanne zurücktragen. Da setzte sich der Mann hin und schnitzte Gerten für das Bohnenfeld und pfiff sich eins dazu, und die Frau saß und spann und summte ein Lied vor sich hin. Das gieng einige Tage so fort, da trat ein Jäger, der sich im Walde verirrt hatte, ins Haus und fragte nach dem Wege.

Da ſitzt der Mann und ſchnitzt und flötet dazu, und die Frau ſpinnt und ſummt ein Lied; keins aber giebt Antwort. Sind denn die Leute toll! ſagt der Jäger und geht nach der Thüre. Bald darauf kommt er aber wieder herein und winkt der Frau, zu ihm heraus zu kommen. Die Frau geht hinaus und der Jäger verſpricht ihr ein gut Trinkgeld, wenn ſie mit ihm gienge und ihm den Weg zeigte. Die Frau thut das und bekommt dafür ein gut Trinkgeld. Wie ſie nun in die Stube zurückkommt, hält ſie dem Mann das Geld in der Hand vor die Naſe und ſummt dazu: Hm, hm, hm! Der Mann wird böſe und ſagt, ſo viel könnte ſie nicht ehrlich verdient haben. Da ſagt die Frau: Mann, geh hin und bring die Pfanne wieder.

35. Der Schwarzkünstler.

Es war einmal ein Bauer, der wollte seinen Sohn „auf geistlich“ studieren laßen. Wie er nun so weit erwachsen war, giebt der Vater ihm Geld und ein Pferd: nun sollte er reiten und sich eine Schule suchen wo er studieren könnte. Der Sohn setzt sich auf und reitet in die Stadt vor ein Wirthshaus, wo er Herberge begehrt. Da weist man ihm drei Stiegen hoch ein Stübchen an, wo er die Aussicht hat auf lauter Dächer und Schornsteine. Weil ihm nun die Zeit lang wird, fragt er das Hausmädchen, das ihm das Eßen bringt, was denn da unten für ein Lärm wär. Da sagt das Mädchen, da wären viel vornehme Gäste, die sich lustig machten. Er sollte aber nur oben bleiben: da unten wär theure Zeche. Er dachte aber, er hätte ja Geld genug und könnte das wohl mitmachen. Wie er nun hinunter kommt, wird da gespielt: er setzt sich dazu und spielt mit und verliert all sein Geld und zuletzt noch Pferd und Montierungsstücke, daß er splitternackt war: da werfen sie ihn vor die Thüre. Betrübt geht er durch den Wald: da begegnet ihm ein vornehmer Herr, den spricht er um Arbeit an. Der Herr fragt ob er auch lesen und schreiben könne? Da

ſagt er Nein, weil er ſich ſeiner Blöße ſchämt. Gut, ſagt der Herr, dann kannſt du bei mir eintreten. Da nimmt ihn der Herr mit auf ſein Schloß im Waßer: da hatte er nichts zu thun als den Staub mit einem ſeidnen Tuch abzuwiſchen; dafür bekam er das erſte Jahr funfzig Thaler. Es gefiel ihm aber gut da, denn ſein Herr, der ein Schwarzkünſtler war und des Nachts ſtudierte, war den Tag über immer auswärts und dann konnte der Burſche ſich an die Bücher ſetzen und ſtudieren. Als das Jahr um war, ſagte ſein Herr, er ſollte jetzt hundert Thaler haben, wenn er bei ihm bliebe: er hätte nichts zu thun als den Ofen zu heizen. Da blieb er noch das andere Jahr, denn er hatte noch neben dem Ofenheizen Zeit genug zu ſtudieren. Als das Jahr wieder um war, ſagte ſein Herr zu ihm, wenn er noch ein Jahr bleiben wollte, ſollte er dreihundert Thaler haben. Er hätte nichts zu thun, als im Kahn auf die Jagd zu rudern und Enten zu ſchießen: die müße er dann braten und ihm vorſetzen, wenn er nach Hauſe komme. Das nahm er an, denn er meinte nun bald ausſtudiert zu haben, und was ihm etwa noch dazu fehlte, das könnt er in den Nebenſtunden wohl noch lernen. Als nun das dritte Jahr bald herum war, ruderte er eines Tags auf die Entenjagd: da erhob ſich ein Sturm und verſchlug ihn jenſeits des Waßers an die Stadt. Da geht er in das Wirthshaus und läßt ſich einen Schoppen Wein geben, als eben wenig Gäſte im Saal waren, denn es war noch früh an der Zeit. Da ſieht er eine Zeitung liegen, greift darnach und blättert darin zum Zeitvertreib, da findet

er in der Zeitung, daß ein Vater seinen Sohn vermisse, der vor drei Jahren fortgeritten sei, um zu studieren. Aus der Beschreibung gieng deutlich hervor, daß es kein Anderer sein konnte als Er selbst. Da bezahlte er seine Zeche, setzte sich wieder in den Kahn und ruderte, als der Sturm sich inzwischen gelegt hatte, wieder nach dem Schloße. Als nun der Herr nach Hause kam und seine Enten verzehrte, bemerkte er, daß der Bursche ganz still und traurig da saß. Da fragte er: Was fehlt dir, warum hängst du den Kopf? Ach, sagte er, ich denke immer nach Hause an meinen alten Vater: das läßt mich Nachts nicht schlafen: am Ende krieg ich noch das Heimweh. Da zahlte ihm der Herr seine dreihundert Thaler und fuhr ihn am andern Morgen selbst ans Land. Nun kaufte er sich in der Stadt ein Pferd und ritt nach Hause. Als er jetzt zu seinem Vater kam, sagte der: Bist du endlich wieder da? Nun was hast du studiert? Bist du jetzt bald geistlich? Ich sehe doch noch nicht, daß dir die Platte geschoren ist. O, sagte der Sohn, ich habe viel etwas Beßeres studiert als „auf geistlich." So? sagte der Bauersmann: was kannst du denn Beßeres studiert haben? Das sollt ihr bald gewahr werden, sagte der Sohn. Meine Kunst bringt mir mehr ein als so ein armer Landpfarrer zu verzehren hat. Gebt acht, Morgen früh wird ein schöner großer Hund unter dem Tische liegen. Fürchtet euch aber nicht vor ihm, er thut euch kein Leid, denn Ich werde mich in den Hund verwandelt haben. Dann führt den Hund auf den Markt und schlagt ihn nicht los unter funfzig Thaler;

aber ſagt ausdrücklich, ihr verkauftet ihn ohne die Kette. Am andern Morgen, wie der Bauer in die Stube kommt, liegt da ein prächtiger Neufundländer unter dem Tiſch, ganz ſchön behangen, mit ſchwerer Kette am Halsband. Der Bauer nimmt die Kette in die Hand und führt ihn auf den Markt, wo auch gleich ein vornehmer Herr kommt und fragt, was der Hund koſte. Ohne die Kette funfzig Thaler, ſagt der Bauer. Das iſt viel Geld, ſagt der Herr; aber nimm die Kette ab, der Hund iſt mein. Hier ſind funfzig Thaler. Da nahm der Herr den Hund mit ſich nach Hauſe und weil er ſo große Freude an ihm hatte, ließ er ihn von ſeinem Teller eßen. Die Frau war aber damit nicht aufgeſchickt, daß der Herr den Hund ſo theuer gekauft hatte und noch viel weniger damit, daß er mit ihr am Tiſch eßen ſollte und ſagte, der Hund gehörte in die Hütte: da ſollte er ihm Spülwaßer und Brotbrocken vorſetzen laßen, das ſei Hundekoſt. Da muſte der Herr, der eben nicht Herr im Hauſe war, nachgeben und den Hund in die Hundehütte verweiſen. Als aber am Abend die Magd kam, ihm Spülwaßer und Brocken zu bringen, ſieht der Hund in den Trog und fängt an zu ſprechen und ſagt: Melde deinem Herrn, er ſollte ſich was ſchämen, einem ſo ſchönen Hunde ſo ſchlechtes Eßen zu ſchicken. Das Mädchen läuft ganz erſchrocken hin zu dem Herrn und ſagt, der Hund, den er gekauft habe, könne ſprechen und laße ihm ſagen, ob er ſich nicht ſchäme, einem ſo ſchönen Hunde ſo ſchlechtes Eßen zu ſchicken? Da meint der Herr, das Mädchen ſei toll im Kopfe und giebt ihm ein Paar

Schläge mit der Hetzpeitsche; geht aber doch selber hin an die Hütte. Wie der Hund den Herrn kommen sieht, weist er nach dem Trog und sagt, ob er sich nicht schäme, einem so schönen Hunde so schlechtes Essen zu schicken. O, sagt der Herr, kannst du sprechen, so hab ich dich nicht zu theuer bezahlt. Da nimmt er ihn hinein und läßt ihn wieder mit am Tische essen zu großem Aerger der Frau. Da blieb er die Nacht im Hause; am andern Morgen aber, wie die Magd die Stube kehrt, springt er zum offnen Fenster hinaus und läuft heim. Da nimmt er wieder menschliche Gestalt an und geht zu seinem Vater und sagt: Seht ihr nun, jetzt hab ich euch schon funfzig Thaler eingebracht. Ich hätte lange Zeit Pastor sein können eh ich das Geld verdient hätte. Es soll aber bald noch beßer kommen. Morgen früh findet ihr einen Ochsen im Stalle stehen, den bringt auf den Markt und verkauft ihn nicht unter hundert Thalern; die Halfter müßt ihr euch aber ausbedingen! Wie der Bauer nun am Morgen mit dem stattlichen Ochsen zu Markte kommt, will erst kein Käufer anbeißen wegen des hohen Preises. Da kamen am Abend zwei Metzgerburschen, die durchaus einen fetten Ochsen kaufen wollten, und dem Bauer die hundert Thaler mit Freuden zahlten. Er hatte sich aber die Halfter ausgehalten: die band er ab und gieng mit dem Gelde nach Hause. Am andern Morgen war aber der Ochse aus dem Stalle verschwunden, wo sie ihn im Wirthshaus eingestellt hatten, und der Wirth muste ihn ersetzen, denn er hatte dafür gut gesprochen. Die Sache machte Aufsehen, zumal auch von dem

Hund erzählt ward, der sprechen konnte. Das Gerücht kam dem Schwarzkünstler zu Ohren: da fiel ihm ein, das habe sein Knecht gewiſs aus seinen Büchern herausstudiert; das soll ihm aber, dachte er, übel bekommen. Wie nun wieder Markttag war, verwandelte sich der Sohn in ein Pferd und der Vater führte es zu Markt und bot es zu dreihundert Thalern feil, vergaß aber, sich den Zaum vorzubehalten. Der Käufer war der Schwarzkünstler: der zahlte die dreihundert Thaler bar und nahm das Pferd beim Zaum, um es fortzuführen. Halt, rief der Bauer, das Pferd ist euer; aber der Zaum ist nicht mit verkauft. So haben wir nicht gewettet, sagt der Schwarzkünstler, der Zaum gehört zum Pferde. Da gehen sie vor den Richter: der entscheidet aber für den Schwarzkünstler, weil der Bauer sich den Zaum nicht vorbehalten habe. Da zieht der Bauer traurig ab und meint seinen Sohn nie wiederzusehen; der Schwarzkünstler aber schwingt sich auf das Pferd, setzt ihm die Sporen ein, daſs das rothe Blut herausspritzt und sprengt es im Trab auf dem Straßenpflaster hin und her, daſs hier ein Hufeisen und dort ein Hufeisen abflog und alle Leute sagten, es sei unerlaubt, daſs er ein so schönes Pferd zu Schanden reite. Es gelang ihm aber nicht, es zu Tode zu reiten wie er gewollt hatte, denn das Pferd hielt mehr aus als Er. Da fragte er ob nicht ein Hufschmied in der Nähe wohne, der drei Gesellen habe. Sie sagten Ja, so einer wohne nicht fern von da und wiesen ihn dahin. Da ritt er das Pferd vor die Schmiede, und sagte dem Schmied, es müste im Nothstall aufgehangen und

an allen Vieren zugleich beſchlagen werden. Es fehlten aber zwei Eiſen, und während die geſchmiedet wurden, geht der Schwarzkünſtler in die Schenke nebenan, einen Schoppen Wein zu trinken. Inzwiſchen kommt der Lehrjunge und wiſcht dem Pferde den Schaum ab, von dem es ſo weiß geworden war, daß die Geſellen es zuerſt für einen Schimmel gehalten hatten; es war aber ein Rappe. Da er ihm nun ſo kraut, ſagt das Pferd zu dem Lehrjungen, er ſollt ihm doch den Zaum ein wenig über die Ohren ziehen, daß es ſich erholen könnte. Das thut der Lehrjunge und läßt das Gebiß zur Erde fallen, daß es einen Schall gab. Das hört der Schwarzkünſtler nebenan und kommt eilends gelaufen. Aber das Pferd hatte ſich ſchon in einen Haſen verwandelt und lief durch das Feld mit großen Sprüngen. Da verwandelt ſich der Schwarzkünſtler in einen Windhund und ſetzt ihm nach und der Windhund war ſchneller als der Haſe. Als der Haſe ſpürt, daß er verliert, verwandelt er ſich in eine weiße Taube und fliegt durch die Luft. Sogleich verwandelt ſich der Schwarzkünſtler in einen Sperber und fliegt der Taube nach, und der Sperber war ſchneller als die Taube. Nun ſaß die junge Königstochter gerade am Fenſter und ſpielte mit ihren Fingern: da kam die Taube geflogen und der Sperber dicht hinter ihr drein. Eben will er ſie haſchen, da verwandelt ſich die Taube in einen goldenen Ring und fällt der Königstochter an den Finger. Nun muſte der Schwarzkünſtler ſeine Verfolgung aufgeben. Nach einiger Zeit ward aber der König krank und kein Arzt konnte ihm helfen: da ließ er ausrufen, wer ihm

seine Gesundheit wieder verschaffte, der sollte den vierten Theil des Königreichs zur Belohnung haben. Da meldet sich der Schwarzkünstler, er wolle den König heilen. Er brachte ihm auch gleich ein Heilmittel: der König nahm es und ward auf der Stelle gesund. Da sagte der König, wenn er jetzt darauf bestünde, müste er ihm den vierten Theil seines Königreichs geben. Der Schwarzkünstler versetzt, er wolle sich abfinden laßen, wenn er nur den Ring bekäme, den des Königs Tochter am Finger trüge. Da sagt der König, er wiße nicht, ob das seiner Tochter recht sei; sie habe vielleicht den Ring von einem Schatz bekommen und werde ihn dann nicht gerne hergeben wollen. Er ließ aber seine Tochter rufen und fragte sie, ob sie den Ring geben wolle; es koste ihm sonst den vierten Theil seines Königreichs. In demselben Augenblick zog sich der Ring an dem Finger der Königstochter so stark zusammen, daß sie den Schmerz empfand. Da gab sie zur Antwort, sie wolle den Ring gerne hergeben, er sitze ihr aber so fest am Finger, daß sie ihn nicht abziehen könne. Jedoch wolle sie sehen, ob sie ihn los bekäme, und den Ring dann bringen. Wie nun die junge Königin hinaus geht, wird der Ring wieder weit und bewegt sich ganz schnell um ihren Finger. Sie zieht ihn ab, da fängt der Ring an zu sprechen und sagt, sie sollte nur wieder in den Saal gehen und sich erbieten, den Ring zu geben, ihn aber fallen laßen indem sie ihn hinreichte. Das thut die Königstochter, der Ring fällt zur Erde und verwandelt sich in tausend Hirsenkörner, die sich im ganzen Saal zerstreuen. Sogleich

verwandelt ſich der Schwarzkünſtler in einen Hahn: der pickt die Körner geſchwind auf; wie er aber meint, er hätte ſie alle im Kropf, verwandelt ſich das letzte Hirſekorn, das unter den Tiſch gefallen war, in einen Fuchs und beißt dem Hahn die Gurgel ab. Nun erhielt der Zauberlehrling die Königstochter zur Frau und nach des Königs Tode erbte er das Königreich.

36. Kätzchen und Mäuschen.

Das Kätzchen und das Mäuschen sind einmal zusammen spazieren gegangen. Da sind sie an einen Bach gekommen und haben nicht hinüber gekonnt: da haben sie ein Strohhälmchen genommen und habens über den Bach gelegt, und das Kätzchen hat zum Mäuschen gesagt: Mäuschen, geh du zuerst hinüber. Aber das Mäuschen hat nicht getraut und gesagt: Kätzchen, geh du zuerst. Da hat sich das Kätzchen auf den Weg gemacht; wie es aber auf das Strohhälmchen gekommen ist, ist das Strohhälmchen entzwei gebrochen und das Kätzchen ist ins Waßer gefallen. Da hat das Mäuschen so arg gelacht, daß ihm sein Pänzchen zersprungen ist. Da sagt das Kätzchen zum Mäuschen: Mäuschen, jetzt geh zum Schuhmacher und laß dir dein klein Pänzchen flicken. Das Mäuschen geht zum Schuhmacher und sagt: Schuhmacher, flick mir doch mein klein Pänzchen. Da sagt der Schuhmacher: Mäuschen, soll ich dir dein klein Pänzchen flicken, so mußt du mir erst Borsten bringen. Da geht das Mäuschen zu der Sau und sagt: Sau, du mir Borsten gieb, Borsten ich dem Schuhmacher geb, Schuhmacher mir mein klein

Pänzchen flickt. Da ſagt die Sau: Soll ich dir Borſten geben, ſo muſt du mir erſt Kleien geben. Da geht das Mäuschen zum Becker und ſagt: Becker du mir Kleien gieb, Kleien ich der Sau gebe, Sau mir Borſten giebt, Borſten ich dem Schuhmacher gebe, Schuhmacher mir mein klein Pänzchen flickt. Da ſagt der Becker: Soll ich dir Kleien geben, muſt du mir Mehl geben. Da geht das Mäuschen zum Müller und ſagt: Müller du mir Mehl gieb, Mehl ich dem Becker gebe, Becker mir Kleien giebt, Kleien ich der Sau gebe, Sau mir Borſten giebt, Borſten ich dem Schuhmacher gebe, Schuhmacher mir mein klein Pänzchen flickt. Da ſagt der Müller: Soll ich dir Mehl geben, ſo muſt du mir Korn geben. Da gieng das Mäuschen zum Feld und ſagt: Feld, du mir Korn gieb, Korn ich dem Müller gebe, Müller mir Mehl giebt, Mehl ich dem Becker gebe, Becker mir Kleien giebt, Kleien ich der Sau gebe, Sau mir Borſten giebt, Borſten ich dem Schuhmacher gebe, Schuhmacher mir mein klein Pänzchen flickt. Da ſagt das Feld: Soll ich dir Korn geben, muſt du mir Miſt geben. Da geht das Mäuschen zu der Kuh und ſagt: Kuh mir Miſt gieb, Miſt ich dem Feld gebe, Feld mir Korn giebt, Korn ich dem Müller gebe, Müller mir Mehl giebt, Mehl ich dem Becker gebe, Becker mir Kleien giebt, Kleien ich der Sau gebe, Sau mir Borſten giebt, Borſten ich dem Schuhmacher gebe, Schuhmacher mir mein klein Pänzchen flickt. Da ſagt die Kuh: Soll ich dir Miſt geben, muſt du mir Gras geben. Da geht das Mäuschen zur Wieſe und ſagt: Wieſe, du mir Gras gieb, Gras ich der

Kuh gebe, Kuh mir Miſt giebt, Miſt ich dem Feld gebe, Feld mir Korn giebt, Korn ich dem Müller gebe, Müller mir Mehl giebt, Mehl ich dem Becker gebe, Becker mir Kleien giebt, Kleien ich der Sau gebe, Sau mir Borſten giebt, Borſten ich dem Schuhmacher gebe, Schuhmacher mir mein klein Pänzchen flickt. Da ſagt die Wieſe: Soll ich dir Gras geben, muſt du mir Aſche geben. Da gieng das Mäuschen zum Feuer und ſagte: Feuer, du mir Aſche gieb, Aſche ich der Wieſe gebe, Wieſe mir Gras giebt, Gras ich der Kuh gebe, Kuh mir Miſt giebt, Miſt ich dem Feld gebe, Feld mir Korn giebt, Korn ich dem Müller gebe, Müller mir Mehl giebt, Mehl ich dem Becker gebe, Becker mir Kleien giebt, Kleien ich der Sau gebe, Sau mir Borſten giebt, Borſten ich dem Schuhmacher gebe, Schuhmacher mir mein klein Pänzchen flickt. Da ſagt das Feuer: Soll ich dir Aſche geben, muſt du mir Holz geben. Da geht das Mäuschen zum Buſch und ſagte: Buſch, du mir Holz gieb, Holz ich dem Feuer gebe, Feuer mir Aſche giebt, Aſche ich der Wieſe gebe, Wieſe mir Gras giebt, Gras ich der Kuh gebe, Kuh mir Miſt giebt, Miſt ich dem Feld gebe, Feld mir Korn giebt, Korn ich dem Müller gebe, Müller mir Mehl giebt, Mehl ich dem Becker gebe, Becker mir Kleien giebt, Kleien ich der Sau gebe, Sau mir Borſten giebt, Borſten ich dem Schuhmacher gebe, Schuhmacher mir mein klein Pänzchen flickt. Da giebt der Buſch ihm Holz, Holz es dem Feuer giebt, Feuer ihm die Aſche giebt, Aſche es der Wieſe giebt, Wieſe ihm Gras giebt, Gras es der Kuh giebt, Kuh ihm Miſt giebt,

Miſt es dem Felde giebt, Feld ihm Korn giebt, Korn es dem Müller giebt, Müller ihm Mehl giebt, Mehl es dem Becker giebt, Becker ihm Kleien giebt, Kleien es der Sau giebt, Sau ihm Borſten giebt, Borſten es dem Schuhmacher giebt, Schuhmacher ihm ſein klein Pänzchen flickt.

37. Der schlaue Rath.

Ein Ritter, der nach Jerusalem fahren wollte, verkaufte Hab und Gut, um die Kosten der Ueberfahrt zu bestreiten. Er erlöste aber mehr als er zu bedürfen glaubte und wollte die übrige Barschaft nicht mitnehmen, damit sie ihm nicht unterwegs geraubt würde. Er erkundigte sich also nach einem rechtschaffenen Manne, dem er sie anvertrauen könnte. Man wies ihn zu einem reichen Kaufmann: bei dem sei sie so sicher wie unter Schloß und Riegel. Er gieng also mit dem Gelde zu ihm und bat, ihm sein Bißchen Armut zu verwahren bis er wieder käme. Der Kaufmann nahm das Pfand und sprach: Reist in Gottes Namen: das Geld ist in guten Händen. Er trat also seine Reise an und kam nach einigen Jahren zurück und meldete sich bei dem Kaufmann, um sein Geld zu erheben. Da stellte sich der Kaufmann als säh er ihn heute zum erstenmale und hätte nie einen Pfennig von ihm empfangen. Der Ritter hatte weder Zeugen noch Urkunden und muste mit leeren Händen abziehen. Die Nachbarn, welchen er sein Leid klagte, wollten ihm nicht glauben, weil der Kaufmann in gutem Leumund stand, ihn aber Niemand dort kannte. Er unterließ es

aber nicht, von Zeit zu Zeit wieder zu dem Kaufmann hinzugehen, um zu fragen ob er sich noch nicht bedacht habe, ihm sein Gut auszuhändigen. Darüber ward der Kaufmann zuletzt ungehalten und verbot ihm, seine Schwelle wieder zu betreten, er müße sonst die Hunde auf ihn hetzen laßen. Da gieng der arme Mann traurig hinaus und irrte in großer Betrübniſs durch die Straßen. Das bemerkte ein armes Weib, das vor seiner Thüre das Holz spaltete und fragte, warum er so traurig wär. Der Ritter wollte es ihr erst nicht sagen; sie ließ aber nicht nach bis er ihr Alles erzählte. Da sprach die alte Frau: Seid gutes Muths und folgt meinem Rath, so weiß ich gewiſs, ihr werdet euer Geld wieder erhalten. Laßt euch vier große Kisten machen, anstreichen und firniſſen und mit Eisen beschlagen. Die füllt dann mit kleinen Kieselsteinen und schickt damit einen von euern Gesellen zu mir. Ich will dann mit ihm und den acht Trägern zu dem Kaufmann gehen und ihm die vier Kisten übergeben laßen. Darüber kommt ihr auch herein und fordert euer Geld zurück: ich zweifle nicht, ihr bekommt es. Dem Ritter gefiel der Rath und that wie sie ihn unterwieſen hatte. Er ließ die vier Kisten machen, füllte sie mit kleinen Steinen, und ließ sie von seines Gesellen Trägern vor das Haus der alten Frau bringen. Die gieng dann mit seinem Gesellen und den Trägern zu dem Kaufmann und sagte: Herr, dieſer Mann ist mein Gast und hat mich gefragt, Wem er sein Gut anvertrauen könnte. Da hab ich ihn zu euch gewieſen, weil ich weiß, daß es da sicher ist. Nehmt es in Verwahrung und wenn Gott

über ihn verfügen sollte, verwendet es zum Heil seiner Seele und zur Steuer der Armen. Damit war der Kaufmann sehr zufrieden und versprach bei seiner Treue es so damit zu halten. Darüber kommt der Ritter herein und wartete bis er zu Worte käme. Der Kaufmann empfieng ihn aber gar freundlich und brachte ihm sein Geld ungefordert, denn er sorgte, wenn er es vor diesen leugnete, die ihm die vier Kisten übergeben laßen wollten, möchten sie scheu werden und ihr Geld wieder forttragen laßen. Als der Ritter sein Geld empfangen hatte, nahm er Urlaub und gieng von dannen; desgleichen that auch sein Geselle mit der alten Frau: die vier Kisten mit den Kieselsteinen blieben in des Kaufmanns Händen. So kam der Ritter durch den schlauen Rath der alten Frau zu seinem Gelde.

38. Der Hofprophet.

An einem gewiſſen Hofe war ein Prophet angeſtellt, der muſte das Wetter vorherſagen, wofür er ein anſehnliches Gehalt bezog. Er hatte aber das Unglück, daß ſeine Prophezeihungen nicht eintrafen, was ihm von den andern Hofbeamten viel Spott zuzog. Das ließ er ſich gefallen, weil das Gehalt ja doch ausbezahlt wurde, das Wetter mochte ausfallen wie es wollte. Heimlich aber wurmte es ihm doch, nur ließ er ſichs nicht merken. Nun aber geſchah es, daß auf dem Lande ein Dorfprophet in großen Ruf kam, weil ſeine Prophezeihungen immer eintrafen. Da dachte er: Wenn du doch erfahren könnteſt wie dieſer Bauer es anſtellt, daß er immer richtig prophezeiht: ſo brauchteſt du doch dein Brot nicht mit Schanden zu eßen. Da ſteckte er eines Tags eine gute Summe Geldes zu ſich und machte ſich auf den Weg zu dem Dorfpropheten. Dem trug er ſein Anliegen vor und ließ ſich verlauten, wenn er ihm ſagte wie er es anſtellte, das Wetter immer ſo richtig vorherzuſagen, ſo ſollte es ſein Schade nicht ſein. Aber der Dorfprophet ſagte: So geht das nicht, guter Freund: ihr Herrn am Hof ſeid gewohnt, viel zu verſprechen und wenig zu halten.

Butter bei die Fiſche! oder ich halte reinen Mund. Da muſte der Hofprophet ſich entſchließen, hundert Goldgulden hinzuzahlen. Hm, ſagte der Dorfprophet: wenn ihr noch hundert dazu legtet, ſo wär es gerade noch einmal ſo viel. Der Hofprophet muſte alſo den Beutel zum andernmal ziehen und die Summe verdoppeln. Jetzt könnte ich mirs ſchon überlegen, ſagte der Dorfprophet; aber wer weiß wie es ausfiele. Darum ſolltet ihr den Sichern ſpielen und lieber gleich noch hundert Goldgulden hervorlangen. Dem Hofpropheten kam es hart an, es war ſein letztes Geld; aber er hatte es ſich doch nun einmal getröſtet: ſo mochte es denn drum ſein. Er zählte alſo auch die letzten hundert Goldgulden noch hin und ſagte: Nun aber heraus mit der Sprache! Der Dorfprophet ſtrich das Geld gemüthlich ein, ſchloß es in ſeinen Schrank, ſteckte den Schlüßel in die Taſche und klopfte ſich auf die lederne Büxe, daß es ſchallte. Nun merkt auf, ſagte er, wie ich es mache, daß ich immer richtig prophezeihe. Seht, ſagte er, ich warte, bis Ihr prophezeiht habt; alsdann prophezeihe ich das Gegentheil: damit treff ich immer das Richtige. Adjes Herr Hofprophet!

39. Halb zu Fuß und halb geritten.

Ein König hatte schweren Haß auf einen seiner Ritter geworfen und that ihm großen Schaden, um ihn aus seinem Lande zu vertreiben. Da schickten die besten seiner Freunde zu dem König und erbaten ihm Gnade. Der König wollte ihm seine Gunst nicht wieder zuwenden; weil die Fürsprecher aber nicht nachließen, stellte er Bedingungen, die der Ritter wie er glaubte nicht zu erfüllen wiße. Er sollte nämlich seine Gunst wieder erlangen, wenn er zu Hofe käme halb zu Fuß und halb geritten; auch sollte er seinen besten Freund, seinen ärgsten Feind und seinen liebsten Spielmann mitbringen. Als der Ritter von diesen Bedingungen hörte, sann er lange nach, wie er sie zur Zufriedenheit des Königs erfüllen möchte. Einst übernachtete ein Pilgrim bei dem Ritter. Da sprach er zu seinem bösen Weibe: Sollen wir den Pilger tödten? Er führt große Schätze bei sich: wir werden auf einmal reich werden. Dieser Vorschlag gefiel der geldgierigen Frau. Als nun Alles im Hause schlief, gieng der Ritter zu dem Pilgrim, wie die Frau glaubte, ihn zu ermorden. Er weckte ihn aber freundlich, gab ihm Reisezehrung und hieß ihn, sich unbemerkt hinweg-

zuſchleichen. Darauf ſchlachtete er ein Kalb, theilte es in viele Stücke, legte ſie in einen Sack und gieng zu ſeiner Frau und ſagte: Ich habe die Gliedmaßen des Pilgrims in dieſen Sack gelegt; hilf mir nun, daß wir ſie im Stalle vergraben. Auch zeigte er ihr einen mäßigen Haufen Gold, den er dem Pilgrim abgenommen habe. Darauf vergruben ſie beide den Sack im Stalle. Als nun der Tag kam, daß er zu Hof reiten ſollte, nahm er ſeinen Hund an eine Schnur, ſeinen jungen Sohn auf den Arm und ſein Weib an die linke Hand und begab ſich an den Hof. Als ſie in die Nähe des Königsſchloßes kamen, legte er ſein rechtes Bein auf den Hund und mit dem linken Bein ſtelzte er ſich weiter. So kam er halb geritten und halb gegangen in den Saal vor den König. Als ihn dieſer ſah, verwunderte er ſich mit ſeinen Hofleuten; doch ſprach er zu ihm: wo iſt aber euer beſter Freund? Da zog der Ritter ein Meßer hervor und hieb dem Hunde ein Ohr ab. Der Hund ſchrie gewaltig und nahm die Flucht vor dem Ritter; aber da pfiff ihm der Ritter und alsbald kam das getreue Thier zu ſeinem Herrn zurückgelaufen. Da ſprach der Ritter zu dem König: Seht, das iſt mein getreuſter Freund. Der König ſprach: Wo iſt aber euer Spielmann? Da zeigte der Ritter auf das Kind zu ſeinen Füßen und ſprach: Seht Herr, kein Spielmann mag mich mehr ergetzen als dieſer mein Sohn, wenn ich ihn vor mir ſpielen ſehe. Gut, ſprach der König: nun zeigt mir auch euern gröſten Feind. Da gab der Ritter ſeiner Frau eine Ohrfeige und ſprach: Wie blickſt du meinen

Herrn den König so unehrerbietig an! Die Frau ward zornig und rief: Du verfluchter Mörder, was schlägst du mich? Du hast wohl noch eine schlimmere That in deinem Hause begangen. Hört selber, Herr, und ihr Ritter alle; er hat einen Pilgrim in seinem Hause ermordet um das geringe Gut, das er mit sich führte. Da gab ihr der Ritter eine zweite Maulschelle und sprach: Du böses Weib, was zeihst du mich eines solchen Verbrechens? Da gerieth sie in Wuth und schrie: Kommt denn, ihr Herrn, in unser Haus und überzeugt euch von der Wahrheit; ich will euch zeigen wo er den Leichnam des Pilgers in seinem Hause vergraben hat. Das hörten alle Anwesenden und giengen in des Ritters Haus, Nachsuchung zu halten. Das Weib lief voran, öffnete den Stall und zeigte ihnen die Stelle, wo der Sack mit dem Kalbfell und dem Fleisch vergraben lag. Und als es die Diener herausgruben und erkannten, daß es kein Menschenfleisch war, da begriffen sie des Ritters kluge Veranstaltung, priesen seine Weisheit und führten ihn zu dem König zurück, der ihm zugestand, daß er auch diese Aufgabe, wie alle übrigen zu seiner Zufriedenheit gelöst habe. Er solle nun wieder seiner Huld genießen.

40. Die sieben Gesellen.

Es war einmal ein König, der gerieth in Krieg mit seinem nächsten Nachbarn, einem mächtigen Kaiser, und verlor die Schlacht und muste zusehen, daß seine Hauptstadt verbrannt und alle Schätze seiner Kammer entführt würden. Nach einiger Zeit erholte er sich etwas und gedachte dem Kaiser den Raub wieder abzunehmen. Er ließ also ein Gebot ausgehen über all sein Land, daß jeder Gutsherr einen Reitersmann ins Feld stellen sollte oder tausend Laubthaler in seine Kammer bezahlen. Nun war da ein Graf durch den Krieg sehr herunter gekommen, denn er hatte Raub und Plünderung erfahren müßen. Seine Söhne waren auch alle gefallen und selbst war er schon zu alt die Waffen zu führen; die tausend Laubthaler zu zahlen fiel ihm aber zu schwer, denn er hätte Haus und Hof verkaufen müßen. Wie er nun so betrübt war und sich nicht zu rathen wuste, sagte eine seiner Töchter zu ihm: Wißt ihr was, Vater? gebt Mir Ritterkleider und Waffen und ein gutes Pferd; so will ich in des Königs Lager reiten und mich für euern Sohn ausgeben. Das gefiel dem Grafen nicht übel, er schaffte

der Tochter Waffen und Rüſtung und gab ihr das beſte Pferd. aus ſeinem Stalle. Die junge Gräfin ritt hinaus und kam ſchon am erſten Tage an einen Teich, bei dem eine alte Frau ihre Lämmer weidete. Ein Schäflein war ihr aber ins Waßer gefallen und die alte Frau wuſte es nicht wieder herauszuziehen. Wie nun der Ritter daher gezogen kam, rief ſie ihn flehentlich um Beiſtand an. Aber der that als hörte er es nicht und ritt ganz ſtolz vorüber. Da rief ihm die alte Frau nach: Wenn ihr mir denn nicht helfen wollt, ſo wünſche ich euch glückliche Reiſe, Fräulein! O weh! dachte die junge Gräfin, wenn mir die Leute gleich anſehen, daß ich ein Fräulein bin, ſo reite ich beßer gleich wieder nach Hauſe, denn wenn ich ins Lager käme würd ich mit Spott und Schande wieder heimgeſchickt. Da wandte ſie ihr Pferd und ritt wieder heim zu ihrem Vater. Der Graf war ſehr betrübt, als ſie ſchon zurück kam, denn nun muſte er doch für die tauſend Laubthaler ſorgen. Da trat aber die andere Tochter zu ihm und ſprach: Vater, gebt Mir Waffen und Rüſtung und ein gutes Pferd, ſo will ich ins Lager reiten und mich für euern Sohn ausgeben. Mich wird man wohl nicht erkennen. Der Graf ſchaffte ihr alſo Kleider und Waffen, gab ihr das beſte Pferd aus ſeinem Stalle und entließ ſie mit ſeinem Segen. Wie ſie nun eine Strecke geritten war, kam ſie an den Teich, bei dem die alte Frau ihre Lämmer weidete. Wieder war ihr ein Lamm in den Teich gefallen, ſie wuſte es nicht herauszuziehen und bat den jungen Ritter flehentlich um ſeinen Beiſtand. Der aber

träumte ſchon von ſeinen Heldenthaten und ritt ſtolz vorüber. Da rief ihm die alte Frau nach: Glückliche Reiſe denn, Fräulein. Als die junge Gräfin ſah, daß ſie auch erkannt würde ſo gut als ihre Schweſter, verzweifelte ſie an dem Erfolg, wandte ihr Pferd und ritt heim zu ihrem Vater. Da war denn der Graf ſehr betrübt, denn nun ſah er wohl, daß er die tauſend Laubthaler herbeiſchaffen müße. Da kam aber die dritte und jüngſte Tochter und ſprach: Väterchen, verſuch es noch einmal mit Mir, vielleicht bin ich glücklicher und dann iſt dir geholfen. Der Graf wuſte erſt nicht was er thun ſollte: die jüngſte Tochter war ihm die liebſte, er mochte ſie nicht gerne den Kriegsgefahren ausſetzen und war auch ſo an ſie gewöhnt, daß er ſie nicht miſſen mochte. Sie legte ſich aber aufs Bitten und hielt ſo lange an bis er endlich nachgab. Sie muſte ſich aber mit einem roſtigen Harniſch begnügen und bekam auch das ſchlechteſte Pferd, weil ihre Schweſtern die andern lahm geritten hatten. Sie ritt aber getroſt fort und kam am Abend gleichfalls zu dem Teich, wo die alte Frau ihre Schafe weidete und um das Lämmchen jammerte, das ihr ins Waßer gefallen war. Da ließ ſie ſich nicht erſt um Hülfe bitten, ſondern ſprang gleich vom Pferde, zog das Lamm heraus, brachte es der Alten und ſprach ihr guten Muth zu: Gebt euch zufrieden, liebe Frau: das Schäfchen iſt wohl ein wenig erſchrocken, wird ſich aber bald erholen, denn es hat keinen Schaden genommen. Ei ſchönen Dank, Herr Ritter, ſprach die alte Frau, da habt ihr mir einen großen Dienſt

geleiſtet. Ein Dienſt iſt aber des andern werth, und ich will ſehen was ich für euch thun kann. Euer Pferd iſt nicht ganz gut zu Fuß, ihr habt ein beßeres verdient. Sie klopfte mit ihrem Hirtenſtab auf die Erde; da that ſie ſich auf und gleich kam ein prächtiger Schimmel hervor geſprengt. Nicht ſo, Geſelle, ſagte die Alte, du ſollteſt mit Sattel und Zeug gekommen ſein, ſchöner geſchirrt als des Kaiſers Zelter. Sie berührte den Schimmel mit ihrem Stabe und ſogleich ſtand er mit goldenem Reitzeug geſchmückt. Dieß Pferd, ſagte die Alte, hab ich ſelber abgerichtet; es iſt klug und weiß das Vergangene, Gegenwärtige und Zukünftige. Haltet es wohl, ihr könnt euch ganz auf ſeinen Rath verlaßen. Ihr ſeid aber auch ſelbſt nicht ganz nach euerm Stande gekleidet: ſo ein ſchöner, vornehmer Ritter muß beßer geſchmückt ſein. Wieder ſchlug ſie mit ihrem Stabe auf die Erde und ſogleich ſtand da eine Kiſte mit koſtbarem Rüſtzeug und anderm Feldgeräth; auf dem Boden aber lagen ganze Haufen Gold. Da zog ihm die Alte den roſtigen Panzer aus und nahm Ein Stück nach dem Andern und Eins prächtiger als das Andere aus der Kiſte und bekleidete damit den Ritter; das Uebrige ſchnürte ſie ihm mit dem Golde in den Ranzen und hieß ihn wohlgemuth ſeines Weges ziehen. Der junge Ritter ritt fort und kam in einen Wald, wo er kräftige Axtſchläge hörte und dabei ein Krachen als wenn Bäume zuſammenbrächen. Als er näher kam, fand er einen Holzhacker, der mit jedem Schlage eine mächtige Eiche fällte. Warum zerſtörſt du den Wald? fragte der Ritter. Ei,

ſagte der Holzhacker, meine Frau will Wäſche halten, da braucht ſie Reiſig. — Wie heißeſt du denn? fragte der Ritter. — Mein Name iſt Knochenſtark. Da fieng das kluge Pferd an zu ſprechen und rieth dem Ritter, dieſen Mann mitzunehmen, er könne ihm unterwegs von Nutzen ſein. Willſt du mir dienen? fragte der Ritter; ich gebe dir Koſt und guten Lohn. Warum nicht? ſagte Knochenſtark: meine Frau kann ſich das Bündel ſelber heimholen. Da nahm er ſeine Axt auf die Schulter und folgte ihm nach.

Als ſie an das Ende des Waldes kamen, ſaß da ein Mann, der ſich einen Strick an die Beine band, der war ganz kurz. Warum thuſt du das? fragte der Ritter. Damit ich Haſen und Rehe fangen kann, denn wenn ich zu weit ausſchreite, überlaufe ich alles Wild und fange gar nichts. Hirſche giebt es hier nicht, die Herrn Officiere haben ſie alle zuſammengeſchoßen. Wie heißt du denn? fragte der Ritter. — Mein Name iſt Vogelſchnell. Der iſt auch zu brauchen, rieth der Schimmel. Willſt du in meine Dienſte treten? fragte der Ritter. Ihr ſollt Wild genug zu eßen bekommen und braucht nicht viel danach zu laufen. Der Vogelſchnell war es zufrieden und folgte ihm nach.

Als ſie eine Strecke weiter kamen, trafen ſie einen Schützen, der mit verbundenen Augen zielte; man ſah aber nicht wonach. Was wollt ihr ſchießen? fragte der Ritter. Der Schütze ſagte: Zwanzig Meilen von hier, auf der Spitze des Kirchthurms, ſitzt eine Mücke: die will ich herunter ſchießen. — Warum haſt

du dir denn die Augen verbunden? Ei, sagte er, Mauern und Wälle würden ja zusammenstürzen, so scharf sind meine Blicke. Wie heißest du denn? — Mein Name ist Scharfschütz. Der ist brauchbar, nimm ihn auch mit, flüsterte der Schimmel. Willst du in meine Dienste treten? fragte der Ritter. Du sollst zu schießen haben, dazu guten Lohn. Der Scharfschütz war es zufrieden und folgte ihm nach.

Bald darauf kamen sie an einen großen See; vor den hatte sich ein Mann gelegt und trank mit großen Zügen. Der Ritter fragte, warum er das thäte. Ei, sagte er, weil ich so großen Durst habe und weiß ihn nicht zu stillen. Schon zehnmal hab ich diesen Tümpel ausgetrunken; aber ehe er wieder vollief, meinte ich vor Durst zu vergehen. Wie heißt ihr denn? fragte der Ritter. — Mein Name ist Saufaus. — Der ist sehr brauchbar, sagte der Schimmel, nimm ihn mit. Wollt ihr mir dienen? fragte der Ritter. Ich will euch Wein für Waßer zu trinken geben. Das wäre mir schon Recht, sagte der Saufaus und folgte ihm nach.

Nun gieng es den Berg hinauf. Da sahen sie zwei und siebzig Mühlen stehen, die drehten lustig ihre Flügel; und doch war kein Wind zu spüren. Als sie aber über den Berg waren, war der Sturm so stark, daß sie kaum vorwärts konnten. Endlich kamen sie doch in die Ebene, da fanden sie einen Mann, der ein Nasloch zuhielt und mit dem andern blies. Was thust du da, guter Freund? fragte der Ritter. Ei, sagte er, ihr seht doch wohl die Mühlen da: denen muß ich Wind schaffen,

ſonſt ſtehen ſie ſtill. Warum hältſt du denn das Nasloch zu? fragte der Ritter. Nun, ſagte der Bläſer, ich will doch nicht den Berg mit ſamt den Mühlen wegblaſen. Da fragte der Ritter: Wie iſt denn dein Name? — Blaſius Pausback. — Ein ſehr brauchbarer Mann, ſagte der Schimmel: nimm ihn auch mit. Willſt du mit mir ziehen? fragte der Ritter. Du ſollſt guten Lohn und wenig zu ſchaffen haben. Das bin ich zufrieden, ſagte der Blaſius und folgte ihm nach.

Nicht lange nachher kamen ſie an eine Wieſe, da ſahen ſie einen Mann, der hatte ein Ohr an die Erde gelegt als ob er horchte. Was machſt du da? fragte der Ritter. Ich höre die Kräuter wachſen, ſagte er, und die Flöhe huſten, und wenn ich ein Ohr an die Erde lege, weiß ich was meilenweit geſchieht. Wie heißt du denn? fragte der Ritter. — Mein Name iſt Feinohr. Auch der iſt zu brauchen, ſagte der Schimmel. Willſt du mit mir ziehen? fragte der Ritter; ich gebe dir guten Lohn und wenig zu ſchaffen. Der Feinohr war es zufrieden und folgte ihm nach.

Ehe ſie nun an das Lager kamen, fanden ſie einen Mann vor einem Haufen Knochen ſtehen und an dem letzten nagte er noch. Seid ihr immer ſo hungrig? fragte der Ritter. Nein, ſagte der Mann, nur wenn ich mich nicht ſatt gegeßen habe. Aber hier war nicht viel zum Beſten: die meiſten Heerden frißt des Königs Kriegsheer. Wie heißt du denn? fragte der Ritter. Sie nennen mich Vielfraß, geben mir aber nichts zu eßen. Nimm ihn mit, ſagte der Schimmel, er iſt zu brauchen. Geh

mit mir, sagte der Ritter: ich will dich satt machen. Wenn ihr nur Wort haltet, brummte der Vielfraß und folgte dem Ritter ins Lager.

Als sie da ankamen, nahm der Ritter ein schönes Zelt aus seinem Ranzen und schlug es auf. Er gab auch jedem seiner sieben Gesellen eine stattliche Livree. Als nun der König mit der Königin geritten kam und das prächtige Zelt mit den stolzen Dienern sah, fragte er nach dem Ritter, der sogleich hervortrat und alle Fragen des Königs und der Königin gewandt und munter beantwortete. Der König hatte großes Wohlgefallen an dem Ritter und ernannte ihn auf dem Fleck zu seinem obersten Stallmeister. Noch mehr aber stach der schöne Jüngling der Königin in die Augen; er hingegen sah nicht viel nach der schönen Frau, sein Blick war stäts auf den König geheftet. Am andern Morgen gieng er in der Frühe im Schloßgarten spazieren: da begegnete ihm die Königin, hängte sich in seinen Arm und befahl ihm, sie in sein Gemach zu begleiten. Er brachte sie bis an die Thüre und entschuldigte sich dann, daß er beim Erwachen des Königs zugegen sein müße, um seine Befehle zu hören. Das nahm die Königin übel und warf einen Haß auf ihn. Bei Tische kam die Rede auf einen Drachen, der des Königs Land verwüste. Da sagte die Königin, der junge Ritter habe sie um ihre Fürsprache gebeten, daß ihm erlaubt würde, es mit diesem Drachen aufzunehmen. Der junge Ritter schwieg still, denn er durfte sie nicht Lügen strafen; der König aber, der ihm gewogen war, meinte, dazu

wär er noch zu jung und zart. Die Königin wollte das nicht gelten laßen und hielt so lange an bis der König seinen Willen darein gab. Ganz niedergeschlagen gieng der Ritter in den Stall zu seinem Schimmel; der sprach ihm aber Muth zu: er sollte es nur getrost wagen und Alles thun was er ihm riethe, so würde es sich noch zu seinem Ruhm und Vortheil wenden. Eh er hinwegritt, bat er den König noch um sein Bildniss und erhielt es. Die Königin, die es verdroß, daß er das ihrige nicht begehrt hatte, fiel darüber in Krämpfe.

Nun zog der Ritter mit seinen sieben Gesellen nach dem Walde, wo der Drache hauste. In dem Walde war ein großer See, zu dem kam der Drache täglich geflogen um zu trinken. Da befahl der junge Ritter auf des Schimmels Rath seinem Gesellen Saufaus, diesen See leer zu trinken. Als das geschehen war, muste Knochenstark so viel Fäßer Wein herbeischaffen, daß der See wieder voll ward. Dann muste er noch einmal in die Stadt, um zwanzig Tonnen Heringe herbeizuholen, die man ans Ufer stellte, da wo der Drache zu trinken kam. Als nun der Drache geflogen kam, verschlang er erst die zwanzig Tonnen Heringe: davon bekam er so großen Durst, daß er den See rein austrank und nicht einen Tropfen drin ließ. Nun war er aber auch betrunken und stürzte besinnungslos zu Boden und schnarchte, daß die Aeste von den Bäumen brachen. Da rief der Ritter seine sieben Gesellen herbei, ließ den schlafenden Drachen binden und von Knochenstark vor des Königs Zelt tragen, damit er selbst die Freude

hätte, den ungeheuern Drachen zu tödten. Als dieß geschah, erhob das Volk ein lautes Freudengeschrei und der König drückte dem Ritter dankbar die Hand. Die Königin, von diesem Ausgang beschämt, versuchte es noch einmal, den schönen Ritter zu gewinnen und überhäufte ihn mit Höflichkeiten und Schmeichelworten. Als sie aber merkte, daß sie damit keinen Stein im Brett bei ihm gewann, fiel sie aus der Liebe wieder in den Haß, und gieng zu dem König und sagte, der junge starke Ritter sei erbötig, dem Kaiser die ganze Kriegsbeute allein und ohne Heer wieder abzugewinnen und habe sie inständigst gebeten, ihm die Erlaubniss dazu auszuwirken. Der König wollte darein nicht willigen, weil er meinte, der junge Ritter renne mit offenen Augen in sein Verderben. Aber die Königin sagte, da er den Drachen bezwungen hätte, so vermöchte er das auch, und wenn es ihm nicht erlaubt würde, thäte er sich sicher ein Leid an. Da gab er endlich nach und erlaubte dem Ritter die Fahrt. Als der Ritter hörte, was von ihm erwartet würde, gieng er verzweifelnd in den Stall bei seinem Pferdchen Trost zu suchen: das wuste aber schon Alles und auch guten Rath dafür.

Da nahm der Ritter Urlaub von dem König, nicht aber von der Königin, welche das sehr übel nahm und dadurch in ihrem Haß noch bestärkt wurde. Er achtete aber nicht darauf, denn an ihrer Gnade war ihm nicht so viel gelegen als an des Königs Huld. Er ritt nun mit seinen Gesellen nach der Hauptstadt des Kaisers, stieg ab vor dem Schloße, stellte sich

als Gesandter des Königs vor und forderte den Kaiser auf, seinem Herrn die geraubten Schätze zurückzuschicken und für allen Schaden Ersatz zu leisten. Da lachte ihn der Kaiser aus und sprach: Herr Gesandter, wenn ihr an der Spitze eines Heers von siebenmalhundert tausend Mann gekommen wärt, so ließe sich hievon ein Wort mit euch sprechen. Da ihr aber nur sieben Mann im Gefolge habt, so geb ich des Königs Schätze nicht heraus, wenn ihr mit euern Gesellen nicht morgen früh alles frische Brot aufeßt, das diese Nacht in meiner Hauptstadt gebacken wird. Da bedankte sich der Ritter bei dem Kaiser für eine so leichte Aufgabe und sagte, er werde sich am andern Morgen bei Zeit zum Frühstück einstellen. Als er darauf in die Herberge ritt, ließ er seinen Vielfraß kommen und fragte, ob er sich auch dafür aussehe. Da freute sich der Vielfraß, daß er doch endlich einmal satt zu eßen bekommen sollte. Aber zuvor muste er noch die Fasten halten, denn der Ritter ließ ihm aus Vorsicht kein Abendbrot reichen. Am andern Morgen, als er mit seinem Gefolge auf den Markt kam, lag da das frisch gebackene Brot haushoch aufgeschichtet. Der Ritter erschrak und auch Vielfraß schüttelte den Kopf, aber nur weil er zweifelte, ob er auch satt werden würde nach so langem Fasten. Er machte sich aber sogleich ans Werk und bald war von dem hohen Haufen nichts mehr zu sehen: Vielfraß saß betrübt an der öden Stelle und rief den Leuten zu, wenn sie noch Mehl hätten, möchten sie ihm doch um Gotteswillen noch etwas backen eh er verhungern müste. So war diese Aufgabe

gelöst; wer aber sein Wort nicht hielt, war der Kaiser. Er sprach, wer so viel gegeßen hätte, den müste auch dürsten. Also nichts für ungut, Herr Ritter, wenn ich euch die Schätze nicht gebe ehe ihr nicht mit euern Leuten alle Brunnen in der ganzen Stadt ausgetrunken habt. Es soll geschehen, Herr Kaiser, nach euerm Befehl, versetzte der Ritter; wir möchten nur um die Gnade bitten, die Weinfäßer gleich mit leeren zu dürfen, denn Waßer allein ist ein schaler Trank. Der Kaiser bewilligte das gerne zur großen Freude von Saufaus, denn er trank auch lieber Wein als Waßer. Er fieng aber doch mit dem Waßer an, und als er alle Brunnen geleert hatte, machte er sich über die Keller her, Knochenstark hob die Fäßer in die Höhe und Saufaus, der unter dem Spunde lag, ließ wacker eingehen, und bald war für Geld kein Tropfen Wein mehr in der Stadt zu haben. Der Kaiser war sehr verdroßen, nicht bloß wegen der leeren Fäßer, sondern weil er die Schätze nicht hergeben wollte und doch auch keinen andern Vorwand mehr wuste. Da half ihm seine Tochter aus der Verlegenheit, welche die schnellfüßigste Läuferin im ganzen Lande war. Vater, sprach sie, sagt dem Ritter die Schätze zu, wenn einer seiner Leute mich im Wettlauf besiegen könne. Dieser Rath gefiel dem Kaiser, und der Ritter, der an seinen Schnellläufer dachte, willigte ein, auch diese Probe noch zu bestehen.

Sie zogen also in die Rennbahn, die zwei Meilen lang war, und die Kaiserstochter schürzte sich zum Wettlauf mit dem Vogelschnell. Dieser bat erst um einen Trunk, weil aber

alle Brunnen ausgetrunken und auch alle Weinfäßer leer waren, gab man ihm Brantwein, und von dem ſtarken Getränke übermannt, ſank Vogelſchnell leblos an einem Baume nieder. Das Zeichen zum Wettlauf ward dreimal gegeben, die Kaiſerstochter begann den Lauf, und ſchon war ſie auf eine halbe Meile dem Ziele genaht und noch ließ ſich Vogelſchnell nicht ſehen. Der Ritter war beſorgt und befahl ſeinem Feinohr zu horchen, wo Vogelſchnell bliebe. Feinohr legte ſich an die Erde und ſagte dann: Er liegt unter einem Baum und ſchnarcht, daß ſich die Aeſte biegen. Schieß einen Bolzen nach ihm, daß er aufwacht, befahl der Ritter dem Scharfſchützen. Dieſer legte einen Bolzen auf den Bogen und Vogelſchnell von dem Schmerz erweckt, ſah um ſich und ſah die Kaiſerstochter faſt ſchon am Ziele. Da ſtand er auf und fieng an zu laufen und lief ſo ſchnell, daß er noch vor ihr das Ziel erreichte. Der Ritter begehrte nun ernſtlich die geraubten Schätze. Nehmt ſie aus der Kammer, ſagte der Kaiſer, aber nicht mehr, als einer eurer Geſellen tragen kann. Als das Knochenſtark hörte, ließ er zwei und ſiebzig Schneider kommen, die muſten die Nacht auffitzen und eine große Taſche von grober Leinwand nähen: darin wollte er die Schätze heimtragen. Als er aber in die Kammer kam, nahm er des Königs Schätze und ſchob ſie in die eine Weſtentaſche und die des Kaiſers in die andere. Der Schatzmeiſter erſchrak und lief hin es dem Kaiſer anzuzeigen. Der kam alsbald und ſagte, ſo wär es nicht gemeint, ſeine Schätze müſten in der Kammer bleiben. Aber Knochenſtark ſagte: Von dem

Bißchen Armut gäb er nichts heraus; er hätte sich da die große Tasche machen laßen, und nun wär nichts dafür da: was das für eine Wirthschaft wäre! Da fürchtete der Kaiser, er möchte ihn selber drein stecken und schwieg. Nun nahm der Ritter Urlaub und machte sich mit seinen Gesellen auf den Weg. Als sie eine Meile gegangen waren, legte sich Feinohr auf den Boden und sagte, er höre Rossegestampf, gewiss laße sie der Kaiser von Reitern verfolgen, um ihnen die Schätze wieder abzunehmen. Der Ritter erschrak und ermahnte zur Eile. Sie kamen aber bald an einen breiten Fluß, da lag kein Kahn bereit, der sie hinüber gebracht hätte. Da fieng Saufaus an zu trinken und trank alles Waßer auf in dem Flußе, daß sie trocken hindurch gehen konnten. Als nun der Kaiser mit seinen Reitern herangesprengt kam, war unterdes der Fluß wieder vollgelaufen; sie schwammen aber auf den Pferden über und waren schon mitten in dem Flußе, da fieng Blasius an zu blasen, daß die Wellen hoch giengen und Rofs und Reiter ertranken.

Nun stritten sich die Diener des Ritters, wer das Beste gethan und den gröſten Antheil an der Beute verdient hätte. Wenn ich nicht war, sagte Blasius, so hätte uns der Kaiser eingeholt und getödtet. Wenn ich nicht war, meinte aber Saufaus, so wären wir nicht über den Fluß gekommen. Und wenn ich nicht war, sagte Knochenstark, so hättet ihr nichts zu saufen und zu blasen gehabt und wir säßen noch in der Hauptstadt oder hiengen am Galgen. Und so rühmte Jeder seine

Verdienste; aber der Ritter legte sich ins Mittel und sagte, es gehöre ja Alles dem König, der würde sie, wenn sie heim kämen, reichlich belohnen. Also schloßen sie Frieden und setzten ihre Reise nach der Hauptstadt fort.

Als sie ankamen, gieng ihnen der König entgegen und empfieng sie mit großer Freude. Die Königin, als sie sah, daß ihr Anschlag vereitelt sei, wuste nicht ob sie sich freuen oder ärgern sollte; doch siegte endlich ihre Liebe zu dem schönen Ritter, mit dem sie es noch einmal versuchen wollte. In der Nacht schmückte sie sich auf das Reizendste und ließ ihn durch ihre Kammerfrau, die auch bis über die Ohren in den schönen Jüngling verliebt schien, zu sich bescheiden. Der Ritter erschrak, kleidete sich aber doch an und folgte der Kammerfrau in das Schlafgemach der Königin. Diese empfieng ihn zärtlich und bestürmte ihn mit Liebkosungen. Er blieb aber kalt und sprach zuletzt: Frau Königin, wenn ihr wüstet was ich weiß, so würdet ihrs mir nicht verdenken, daß ich eure Liebe nicht erwiedern kann. Die Königin erzürnte und fiel über ihn her, sein Gesicht zu zerkratzen, wandte dann aber ihre Wuth gegen sich selbst, zerriß ihre Kleider und erhob lautes Geschrei, also, daß der König herbeikam und den Ritter bei seiner Gemahlin fand. Da klagte sie ihn dessen an, wessen sie sich selber schuldig wuste und berief sich auf ihr zerrißenes Gewand. Der König gerieth in gerechten Zorn und sprach das Urtheil, daß der Ritter vor allem Volke an einen Pfahl gebunden und qualvoll hingerichtet werden sollte. Dieses Urtheil wäre am Morgen

vollſtreckt worden; als man aber dem Ritter die Kleider vom Leibe riß, zeigte es ſich, daß es ein Weib ſei. Da die Königin das ſah und ihre Ränke zu Tage kamen, ſank ſie wie vom Blitz getroffen zu Boden und erwachte nicht wieder aus ihrer Ohnmacht. Der König aber nahm die ſchöne Gräfin zur Gemahlin und ſorgte auch für ihre Geſellen, daß Vielfraß nicht zu hungern und Saufaus nicht zu dürſten brauchte. Auch das kluge Pferd wurde nicht vergeßen: die Königin ſelber ſchwang ihm täglich goldene Gerſte.

41. Die Schöpfung der Westfalen.

Daß die Westfalen unsern Herrn Jesum Christum gekreuzigt hätten, dessen werden sie mit Unrecht beschuldigt, denn sie waren damals kaum erst erschaffen. Mit dieser Schöpfung gieng es aber so zu:

Als unser Herr mit seinen Jüngern noch auf Erden wandelte, da kam er einst in das Land der rothen Erde, das damals noch nicht von Menschen bevölkert war, denn seine derzeitigen Einwohner liefen auf allen Vieren und grunzten. Es ist ein wüstes Land, sagte St. Peter, das muß wahr sein; aber in dem stinkenden Nebel dieser Haiden könnten doch vielleicht Menschen leben: der Mensch ist gar ein zähes Geschöpf: was läßt er sich nicht alles gefallen! Und Schade wäre es doch um die Schinken dieser Borstenthiere, wenn sie Niemand in den Rauch hienge! Der Herr aber meinte, viel Gescheidtes könne doch aus dem Menschengeschlecht nicht werden, das hier sein Leben zu fristen bestimmt wäre; beßer bliebe es also unerschaffen. St. Peter ließ indes zu bitten nicht nach, der Herr solle es doch nur einmal damit versuchen: „batt es nicht, so schadt es nicht," meinte er, und es müße auch solche Käuze

geben; der Herr habe doch Ratten und Mäuse und anderes Ungeziefer erschaffen, warum nicht auch Westfalen? Endlich ließ sich der Heiland erweichen und sagte: Dir zu Liebe will ich es denn thun, du wirst aber sehen, was unser Dank sein wird. Darauf stieß er mit den Füßen nach Etwas, das im Wege lag und Einem der Ureinwohner des Landes entfallen war und sprach: Werd ein Westfale! Und alsbald stand da ein ungeschlachter Gesell, der auch gleich die Arme in die Seite stemmte und unsern Herrn Jesum anfuhr: Na, wat stött he mik! Da sagte der Heiland: Siehst du nun, St. Peter, was unser Dank ist?

42. Die drei Träume.

Es waren einmal drei Gesellen, die fuhren mit einander über Land und kamen in einen tiefen Wald, wo sie Eßenswaaren nicht feil fanden. Nun hatten sie nichts weiter als ein kleines Brot und waren doch gar hungrig. Da sprachen sie zu einander: Wenn wir das kleine Brot in drei Stücke theilen, so bekommt ein Jeder so wenig, daß er seinen Hunger nicht damit stillen kann. Laßt uns also einen Rath erdenken, daß sich wenigstens Einer daran ersättigen mag. Da sprach Einer: So wollen wir uns schlafen legen und Wer den besten Traum hat, der soll das Brot ganz haben. Da sagten sie: der Rath ist gut, und legten sich hin zu schlafen. Als nun zweie der Gesellen eingeschlafen waren, stand der dritte, der den Rath gegeben hatte, auf und aß das Brot ganz, so daß seinen Gesellen nichts übrig blieb. Darauf gieng er hin, weckte die beiden andern und sprach: Steht auf und sage ein Jeder seinen Traum. Da sprach der Erste: Ich habe einen wunderlichen Traum gehabt. Ich sah eine goldene Leiter bis in den Himmel reichen, Engel stiegen daran auf und ab, und einer kam und nahm meine Seele und führte sie in den Himmel. Da sah ich den Vater und den Sohn und den heiligen Geist und so viel Freuden wie sie kein Auge je gesehen, kein Ohr gehört hat.

Und das war mein Traum. Da sprach der Andere: Ich habe einen schrecklichen Traum gehabt. Ich sah eine Rotte von Teufeln kommen mit glühenden Eisenzangen, damit zogen sie meine Seele aus meinem Leibe, führten sie in die Hölle, setzten sie auf einen Platz, der voll scharfer Schermeßer war und sprachen: So lange Gott im Himmel ist, so lange mußt du hier bleiben. Und das war mein Traum. Da sprach der dritte, der den Rath gegeben hatte: Nun hört auch meinen Traum. Es kam ein Engel und sprach zu mir: Willst du sehen, wo deine Gesellen sind? Da sprach ich: Ja, denn wir haben ein Brot mit einander zu theilen, und ich fürchte, sie haben es mit sich genommen. Nein, sprach der Engel, dem ist nicht so, das Brot liegt noch dort. Komm aber und folge mir. Da führte er mich vor des Himmels Thor, und als ich hinein schaute, sah ich dich in einem goldenen Stuhle sitzen und auf dem Tisch vor dir stand Essen und Trinken in Hülle und Fülle. Da sprach der Engel: Sieh, dein Geselle hat hier ein herrliches Leben in alle Ewigkeit. Nun komm auch und sieh wie es deinem andern Gesellen ergeht. Da führte er mich vor das Höllenthor und als ich hineinschaute, sah ich dich auf lauter scharfen Schermeßern sitzen. Da sprach ich zu dir: O lieber Gesell, mir ist leid, daß ich dich an dieser Stätte finde. Da sprachst du: So lange Gott im Himmel ist, muß ich hier bleiben. Darum geh und iß das Brot auf, denn mich und unsern Gesellen siehst du nie wieder. Und als ich das hörte, wacht ich auf und gieng und aß das Brot wie du mich geheißen hattest.

43. Vater und Mutter.

Ein Kaiſer hatte eine wunderſchöne Tochter, die er über Alles liebte; der diente ein Ritter viel und lange. Das bemerkte die Jungfrau wohl und ließ ihn auch inne werden, daß ſein Dienſt ihr nicht miſsfiele. Da gieng er eines Tags zu ihr und ſprach: Edle Jungfrau, wollt ihr meine Rede nicht übel deuten, ſo wage ich es, euch meine Noth zu klagen, die zu ſchwer iſt als daß ich ſie lange allein tragen könnte. Die Jungfrau ſprach: Redet was ihr wollt, Ritter, ohne alle Sorge. Da ſprach er weiter: Ich habe lange mein Leid verborgen und wünſche nun endlich für treue Dienſte und beſcheidenes Werben Lohn zu empfangen. Ich will in fremde Lande fahren und Leben und Gut daran wagen, daß ich durch Tapferkeit erſetze was ich durch Geburt gegen euch zu gering bin. Nun bitte ich euch flehentlich, verſprecht mir, ſieben Jahre auf mich zu warten: komme ich vor Verlauf derſelben nicht zurück, ſo betrachtet es als ein Zeichen meines Todes und handelt nach euerm Gefallen. Die Rede war der Königstochter nicht ungenehm; ſie erklärte ſich bereit, ſein Verlangen zu erfüllen und verſprach ihm das mit Hand und Mund. Bald darauf rüſtete ſich der Ritter zur Reiſe und fuhr ſeine Straße.

Kurz nach ſeiner Abfahrt kam ein Königsſohn mit großem Gefolge gefahren und bielt bei dem Kaiſer um die Hand ſeiner Tochter an. Der Kaiſer war dem Freier günſtig, ließ die Tochter kommen und fragte ſie nach ihrem Willen. Da ſprach ſie: Vater, ich habe ein Gelübde gethan, in ſieben Jahren noch keinen Mann zu nehmen; nach der Zeit geſchehe was ihr über mich beſchließt. Der Kaiſer konnte ihr das nicht ausreden und vertröſtete den Königsſohn, welcher ſich bereit erklärte, ſieben Jahre auf die Kaiſerstochter zu warten; und mit dieſem Vorbehalte zog er von dannen. Als nun die ſieben Jahre ſchier verfloßen waren, da machte ſich der Königsſohn mit großem Gefolge und Gepränge wieder auf die Fahrt und zog nach der Hauptſtadt des Kaiſers. Von Ungefähr ſtieß der Ritter unterwegs auf den Königsſohn, und beide ſetzten ihren Weg gemeinſchaftlich fort. Nun geſchah es, daß plötzlich ein gewaltiger Regenguß vom Himmel fiel, daß es wie ein Wolkenbruch anzuſehen war. Da hatte der Ritter einen guten Mantel an und einen dichten Hut auf; aber der Königsſohn, deſſen Gefolge zurückgeblieben war, hatte weder Mantel noch Hut. Als der Ritter dieß wahrnahm, ſprach er zu dem Königsſohn: Ihr habt nicht weislich gethan, daß ihr euer Haus nicht mit euch führtet: ſo wärt ihr nicht naß geworden. Dieſe Worte kamen dem Königsſohn wunderlich vor; er bedachte ſich und ſprach: Ihr redet wie ein Kind: mein Haus iſt doch wohl ſo groß, daß ich es nicht mitnehmen konnte. Und da ſie weiter ritten, kamen ſie an eine große Lache; da ritt der Königsſohn

gerade hindurch, und als er hinein kam, war sie so tief und schlammig, daß das Pferd mit ihm versinken wollte und er viel Mühe hatte, nicht zu ertrinken und wieder herauszukommen. Als der Ritter das sah, umritt er die Lache auf trockenem Pfade und sprach zu dem Königssohn: Ihr habt unweislich gethan, daß ihr eure Brücke nicht mit euch führtet; so wärt ihr nicht in den Schlamm gerathen. Die Rede kam dem jungen König wieder wunderlich und unnütz vor; er sprach zu dem Ritter: Du bist ein Thor und willst mich wohl äffen; wie konnte ich meine Brücke mitnehmen? Die ist wohl eine halbe Meile lang und aus Quadern gebaut. Der Ritter ließ dieß wieder unbeantwortet, worauf sie zusammen weiter ritten. Sie trafen lange keine Herberge, wo sie etwas hätten genießen sollen. Da bat der Ritter den Königssohn zu Gast: sie lagerten sich im Schatten und der Ritter gab dem Königssohn Fleisch und Brot, welches er im Ranzen bei sich führte; ließ ihn auch trinken aus seiner Flasche. Und als der Königssohn genug gegessen und getrunken hatte, sagte der Ritter zu ihm: Ihr thatet Unrecht, daß ihr Vater und Mutter nicht mit euch führtet. Da sprach der junge König: Mein Vater ist so alt, daß ich ihn vor Schwäche nicht mit mir führen konnte; meine Mutter ist vor vielen Jahren gestorben; also konnte ich die auch nicht mit mir führen. Bald darauf kamen sie in der Kaiserstadt an: da nahm der Ritter Urlaub von dem Königssohn, und als der Königssohn fragte, was er jetzt zu unternehmen gedächte, entgegnete er: Ich habe vor sieben Jahren ein Netz

ausgeſtellt: finde ich das wieder, wie ich es vor ſieben Jahren gelaßen habe, ſo führe ich es mit mir in meine Heimat und halte es werth vor allen Dingen: iſt es mir aber zerrißen, ſo laße ich es dort und achte ſein nicht. Darauf ritt der Königsſohn in die Stadt, und als der Ritter ihn aus den Augen verloren hatte, ritt er ihm heimlich nach und ſchlich nach dem Gemach der Jungfrau und führte ſie unbemerkt mit ſich hinweg. Inzwiſchen ſaß der Königsſohn mit dem Kaiſer zu Tiſche: da hob der Königsſohn an und erzählte, er habe einen wunderlichen Gefährten gehabt, der habe gar ſeltſame Reden geführt: da es geregnet, er ſei nicht klug geweſen, daß er ſein Haus nicht mitgebracht; ſo wär er nicht naß geworden; worauf er erwiedert, ſein Haus wäre zu groß, um es über Land zu führen. Da fragte der Kaiſer, wie der Ritter bekleidet geweſen? Er hatte einen Mantel um, ſprach der Königsſohn, und einen Hut auf dem Kopf. Da ſprach der Kaiſer; So hatte er Recht, denn er meinte, warum ihr nicht auch Mantel und Hut trüget. Der Königsſohn fuhr fort zu erzählen, wie der Ritter geſprochen — er hätte ſeine Brücke mitführen ſollen, ſo hätte er nicht nöthig gehabt, durch die Lache zu waten. Das erklärte ihm abermals der Kaiſer. Er meinte, warum ihr euern Diener nicht vorausgeſchickt hättet, ſo wärt ihr nicht ſo tief hineingerathen, ſondern zeitig wieder umgekehrt. Hierauf erzählte der Königsſohn dem Kaiſer, wie der Ritter geſprochen, nachdem ſie zuſammen gegeßen und getrunken: er handle unweislich, daß er Vater und Mutter nicht bei ſich führe wohin er reite.

Das will ſagen, erklärte der Kaiſer, ihr ſolltet nicht ausreiten ohne Brot und Wein mit euch zu führen wie der Ritter that. Der Kaiſer lobte den Ritter höchlich wegen ſeiner Klugheit und fragte den Königsſohn wo er ihn gelaßen hätte. Der Königsſohn erzählte ihm, wie er dicht vor der Stadt Urlaub von ihm genommen hätte mit der Aeußerung, er hätte vor ſieben Jahren ein Netz ausgelegt: wenn er das wieder fände wie er es gelaßen hätte, ſo wollte er es mit ſich heimführen. Als der Kaiſer das hörte, rief er mit lauter Stimme: Weh mir! das Netz iſt meine liebe Tochter: ich fürchte gar ſehr, ich habe ſie ſchon verloren, der Ritter hat ſie mir entführt! Sogleich befahl er den Dienern nachzuſehen ob ſie in ihrem Zimmer wäre oder nicht. Sie gehorchten, fanden aber die Gemächer leer, kamen und ſagten dem Kaiſer, ſie könnten ſeine Tochter nicht finden. Da befahl der Kaiſer, ihr nachzuſetzen: das geſchah auch; aber ſie ward nicht gefunden noch ereilt, denn ſie war ſchon längſt mit dem Ritter von dannen. Als die Boten zurückkamen und das dem Kaiſer hinterbrachten, ſprach er zu dem Königsſohn: Fürwahr, dieſer Ritter hat euch und mich betrogen; jetzt mögt ihr euch nur um eine andere Braut umſehen. Da nahm der Königsſohn Urlaub von dem Kaiſer und ſchied traurig von dannen und der Ritter behielt die Kaiſerstochter mit gutem Frieden.

44. Schmadderaderaderalz.

Es war einmal eine feine Magd, die hatte immer blanke Schuhe, denn weil sie etwas eitel war und ihre kleinen Füßchen ins Licht stellen wollte, schonte sie die Eierwichse nicht. Die Hausfrau, die erschrecklich geizig war, hatte es ihr schon oft verwiesen; aber das Drückchen störte sich an nix und schmierte die Schuh mit Eierwichs. Als die Frau nun sah, daß ihr Predigen nicht helfen wollte, nahm sie die Eierwichs fort und verschloß sie in einen Schrank, zu dem sie allein den Schlüßel führte. Aber das Drückchen hatte nach wie vor blanke Schuhe, denn seit die Eierwichse versperrt war, pflegte sie die Schuhe mit Schmalz zu schmieren. Da schlich eines Tags die Katze hinterm Ofen hervor, strich mit dem krummen Rücken ein Paarmal an dem Stuhlstempel hin und fieng freundlich an zu schnurren und zu spinnen. Das Drückchen ließ sich nicht stören und kratzte und schmierte fleißig an seinen Schuhen. Als die Katze das sah, hob sie die Pfoten allmählich auf den Stuhl, guckte in das Schmalztöpfchen, hob dann den Kopf empor, sah das Drückchen verwundert an und sagte spinnend:

„Schmierst du die Schuh mit Schmadderaderaderalz?“

Als das Drückchen die Katze sprechen hörte, ward es böse und nahm das Küchenmeßer, womit es die Schuhe gekratzt hatte, vom Tisch und schlug die Katze auf die Pfoten, daß sie blutend und jämmerlich miauend zum Fenster hinaussprang. Am andern Morgen ließ sich die Katze nicht mehr sehen; aber auch die Hausfrau kam nicht zum Vorschein, denn sie lag im Bette und hatte den Wundarzt rufen laßen. Und als das Drückchen vor sie trat um zu fragen was sie heute kochen sollte, sah sie den Wundarzt beschäftigt der Frau beide Hände zu verbinden. Da merkte das Drückchen wohl was die Glocke geschlagen hatte. Die Frau war nämlich eine Hexe und hatte sie in Gestalt der Katze belauscht.

45. Die drei Bitten.

Es war ein Kaiſer, der gab das Geſetz, wenn Einer aus fremden Landen an ſeinen Hof kam, da ward ihm alsbald ein Bratfiſch vorgeſetzt und alle Umſtehenden paſsten wohl auf, ob er den Fiſch auf der Einen Seite bis auf die Gräte äße und ihn dann umkehrte; und Wer das that, der wurde ſogleich gefangen genommen und am dritten Tage ohne Gnade hingerichtet. Aber die drei Tage daß er gefangen lag, hatte er jeden Tag eine Bitte an den Kaiſer frei; nur durfte ſie nicht ſein Leben betreffen. In ſolcher Weiſe hatten ſchon Viele das Leben eingebüßt. Nun kam eines Tages ein Graf an den Hof des Kaiſers, der brachte ſeinen Sohn mit ſich und ward von aller Welt aufs Beſte empfangen und ſogleich wurde ihm nach dem Geſetz des Kaiſers ein Bratfiſch vorgelegt: davon aßen beide, Vater und Sohn, und als ſie die eine Seite des Fiſches gegeßen hatten, kehrte ihn der Graf herum auf die andere. Als die Diener das ſahen, hinterbrachten ſie es dem Kaiſer, welcher ſogleich Befehl gab, ihn gefangen zu nehmen. Als das geſchehen war, gieng es dem Sohn ſo nahe zu Herzen, daß er begehrte, man ſollte ihn ſtatt des Vaters tödten. Das bewilligte ihm der Kaiſer, ließ den Sohn gefangen nehmen und den Vater frei. Da ſprach der Jüngling zu ſeinen

Wächtern. Ihr wißt, ich habe nach dem Geſetz drei Bitten vor meinem Tode frei. Darum begehre ich, geht zu dem Kaiſer und bittet in meinem Namen, daß er mir ſeine Tochter ſchicke nebſt einem Prieſter, der uns ehelich einſegne. Die Boten giengen und ſagten es dem Kaiſer. Dieſer muſte es geſtatten, denn er konnte nicht wider ſein eigenes Geſetz: er gab ihm alſo ſeine Tochter, mit welcher der Jüngling das Beilager hielt. Am andern Tage begehrte er zu ſeiner zweiten Bitte, daß ihm der Kaiſer all ſein Hab und Gut wieder gebe; und da ihm das bewilligt wurde, vertheilte er es ganz unter das Hofgeſinde des Kaiſers, alſo daß ihm Alle hold und günſtig wurden. Als er nun des dritten Tages ſterben ſollte, ſchickte der Kaiſer zu ihm, daß er ſeine dritte Bitte thun möchte, denn er müſte ſofort ohne Gnade ſterben. Da ſprach der Jüngling: Wenn ich denn ſterben ſoll, ſo begehre ich, daß der Kaiſer einem Jeden, der meinen Vater den Fiſch umkehren ſah, die Augen ausbrechen laße. Als das dem Kaiſer hinterbracht wurde, ließ er Umfrage halten, Wer es geſehen habe? Da leugneten ſie Alle und wollte es Keiner geſehen haben. Das hörte des Kaiſers Tochter und ſprach: Wenn es Niemand geſehen hat, daß ſein Vater den Fiſch umgekehrt hat, ſo muß der Jüngling billig freigeſprochen werden. Dem ſtimmte das Hofgeſinde bei. Da erkannte der Kaiſer des Jünglings Klugheit an der Gunſt ſeiner Tochter und alles Hofgeſindes und ſetzte ihn zum Erben über all ſein Reich und Land. Und nach des Schwähers Tode ward er zum Kaiſer erwählt und hatte das Reich gewaltiglich inne bis an ſein Ende.

46. Das Gegengeschenk.

Ein großer Herr hatte sich einmal im Walde verirrt und kam bei der Nacht an die Hütte eines armen Köhlers. Der war aber selbst über Land und die Frau kannte den gnädigen Herren nicht. Doch nahm sie ihn wohl auf, sagte ihm aber gleich voraus, daß es um die Bewirthung scheu aussehe, denn sie hätte nichts als Erdäpfel und selber kein Bette: er müste also auf dem Heuschober schlafen. Weil aber der Herr hungrig und müde war, schmeckten ihm die Erdäpfel wie Eierdotter und auf seinem Daunenbette hatte er noch selten beßer geschlafen als hier auf dem Heu. Das rühmte er auch am Morgen, als er seinen Heimweg antrat und der Frau zum Abschied ein Goldstück reichte. Weil aber der Herr sagte, das sollte sie zum Andenken haben, hielt sie es für eine Denkmünze und bedauerte nur, daß sie kein Loch daran sah, denn so konnte sie es nicht am Halse tragen. Als nun der Köhler nach Hause kam, erzählte ihm die Frau von dem vornehmen Gast, der ihr die Denkmünze geschenkt hätte. Da merkte er gleich an der Beschreibung und kostbaren Gabe, daß es der Fürst des Landes gewesen war und freute sich, daß ihm seine

Erdäpfel wie Eierdotter geſchmeckt hätten. Es iſt aber auch wahr, ſagte er, beßere Erdäpfel müßen auf der Welt nicht wachſen als hier in dem ſandigen Waldboden. Aber es iſt doch zu viel, was der Herr dir gegeben hat für eine Nacht auf dem Heu und eine Schüßel Erdäpfel: ich will ihm noch ein Körbchen voll bringen, weil ſie ihm ſo gut geſchmeckt haben. Sogleich machte er ſich auf mit einem Simmeriſchen Malter und kam nach dem Schloße und begehrte Einlaß. Die Schildwachen und die betreſsten Lakeien wollten ihn abweiſen; er kehrte ſich aber nicht daran und ſagte, ſie ſollten ihn nur melden, er begehre ja nichts, und wer bringe, ſei überall willkommen. So kam er in den Audienzſaal und ſagte: Gnädiger Herr, ihr habt neulich bei meiner Frau geherbergt und das harte Heulager und eine Schüßel Erdäpfel mit einem Ducaten bezahlt. Das war zu viel, wenn ihr gleich ein großer Herr ſeid. Darum bringe ich euch noch ein Körbchen nach von den Erdäpfeln, die euch wie Eierdotter geſchmeckt haben: laßt ſie euch wohl bekommen, und wenn ihr wieder bei uns einkehrt, ſtehen euch noch mehr zu Dienſten. Da gefiel dem Fürſten die Einfalt des Mannes, und weil er gerade bei guter Laune war, ſchenkte er dem Köhler einen Hof mit dreißig Morgen Land.

Der arme Köhler hatte aber noch einen reichen Bruder, der neidiſch und habſüchtig war. Als der von dem Glücke hörte, das dem Köhler widerfahren war, dachte er: das könnte dir auch blühen. Ich hab ein Pferd, das dem Fürſten

gefällt; es war ihm aber doch zu viel, als ich sechzig Ducaten dafür begehren ließ. Jetzt geh ich hin und schenk es ihm: hat er dem Hans einen Hof mit dreißig Morgen Land für ein Körbchen Erdäpfel geschenkt, so wird mir wohl noch etwas Beßeres zu Theil werden. Da nahm er sein Pferd aus dem Stall und führte es vor das fürstliche Schloß, ließ den Knecht damit halten und schlug sich geradewegs durch die Lakaien und Trabanten in das Audienzzimmer. Fürstliche Gnaden, sagte er, ich höre, daß euch mein Pferd in die Augen gestochen hat: für Geld hab ich es nicht laßen wollen, aber habt die Gnade und nehmt es zum Geschenk von mir an. Es steht draußen vor dem Schloß und ist ein so stattliches Thier wie ihr keins in euerm Marstall habt. Der Fürst merkte gleich, wo der Has hüpfte und dachte bei sich: Wart, Gaudieb, dich will ich bezahlen. Ich nehme euer Geschenk an, sagte er, wenn ich gleich nicht weiß, was ich euch dagegen geben soll. Aber wartet, da ist ein Körbchen Erdäpfel, die wie Eierdotter schmecken. Sie kosten mich einen Hof mit dreißig Morgen Land: damit ist euer Pferd reichlich bezahlt, ich konnte es ja für sechzig Ducaten haben. Damit reichte er dem Halfen das Körbchen mit Erdäpfeln und entließ ihn in Gnaden. Sein Pferd aber ward in den fürstlichen Marstall geführt.

47. Der kranke König.

Es war einmal ein König sehr krank und kein Arzt wuste ihm zu helfen. Da träumte ihm von einem Garten, darin stünde ein Apfelbaum mit goldenen Früchten: wenn er davon hätte und äße, so würde er gesund. Das erzählte er seinen Söhnen. Da sagte der Aelteste, so will ich ausreisen und sehen, daß ich die Aepfel bringe. Das gestattete ihm der kranke König, denn er hoffte gesund zu werden. Wie er nun eine Weile geritten ist, kommt er durch einen Wald, da begegnet ihm ein alt Männchen und fragt: Wo willst du hin, mein Sohn? Du alter Grauschimmel, sagt der Königssohn, was kümmert es dich, wo ich hin will? Da sagt das alte Männchen: So reite nur hin und sieh wie es dir ergehen wird. Der Königssohn ritt weiter und kam Abends in eine große Stadt, da kehrte er in einem Gasthof ein, wo es lustig hergieng, denn da war Speis- und Trank und Alles im Ueberfluß und Gesang und Tanz. Bald ward er auch mit guten Gesellen bekannt und setzte sich mit ihnen zum Würfelspiel. Anfangs gewann er, dann schlug das Glück um, er verlor den Gewinnst und seine Barschaft dazu, zuletzt auch sein Pferd, und konnte

am Morgen die Zeche nicht bezahlen. Da ließ ihn der Wirth in den Schuldthurm werfen.

Der alte kranke König hatte lange vergebens auf seine Rückkehr gehofft. Endlich sprach er zu seinen Söhnen: Geht hinab in den Keller und seht, ob der Wein im ersten Faße klar ist. Sie giengen und kamen zurück mit der Botschaft, der Wein im ersten Faß sei trüb und lang geworden. Da sprach der kranke König: So ist euerm Bruder ein Unfall widerfahren. Er kann mir die Aepfel nicht bringen: ich muß zu der Gesundheit auch meinen Sohn missen.

Da sprach der andere Sohn: Vater, so will ich ausreisen und sehen, ob ich die Aepfel bringe und meinen Bruder erlöse. Das gestattete der kranke König. Wie nun der Königssohn eine Weile geritten ist, kommt er in den Wald, da begegnet ihm das alte Männchen und fragt: Wo willst du hin, mein Sohn? Du alter Ziegenbart, sagt der Königssohn, was kümmert es dich, wo ich hin will? So reite nur hin und sieh, wie es dir ergehen wird. Der Königssohn ritt weiter und kam am Abend in die große Stadt: da kehrte er in dem Gasthof ein, wo es so lustig hergieng und Alles im Ueberfluß war. Da verspielte er alle seine Barschaft, dazu auch sein Pferd und konnte am Morgen die Zeche nicht bezahlen. Da ließ ihn der Wirth in den Schuldthurm werfen, wo sein Bruder schon saß.

Als sie nun beide nicht zurückkamen, schickte der kranke König den jüngsten Sohn in den Keller, nach den zwei ersten Fäßern zu sehen, ob der Wein trüb oder klar sei. Er kam

zurück und meldete, der Wein in beiden Fäßern sei trüb und schlammig. Da sagte der alte König: So ist ihnen beiden ein Unfall widerfahren, sie bringen die Aepfel nicht und ich muß zu der Gesundheit auch meine Söhne missen. Vater, sagte der Jüngste, so laßt mich ausreiten, ob ich die Aepfel bringe und meine Brüder erlöse. Das wollte der kranke König erst nicht gestatten, weil er noch zu jung und unerfahren sei; zuletzt gab er aber seinen Bitten nach und ließ ihn reiten.

Da fuhr der jüngste Königssohn aus und kam in den Wald, wo ihm das alte Männchen begegnete und sagte: Wo willst du hin, mein Sohn? Ach, sagte er, mein Vater ist sehr krank: da hat ihm von einem Garten geträumt, darin stehe ein Apfelbaum, wenn er von dessen Aepfeln äße, so würde er gesund. Meine ältern Brüder sind schon darnach ausgeritten, aber nicht wieder gekommen. Da sprach das alte Männchen: Da wüst ich wohl zu helfen, du must aber thun, was ich dir sage. Da sagte der jüngste Königssohn, er wolle gern Alles thun, wenn nur sein Vater wieder gesund würde. So höre, sprach das alte Männchen: du kommst jetzt zuerst in eine große Stadt: da kehre nicht ein, wenn sie dir auch winken, sondern reite voran bis du an ein groß Waßer kommst. Da wirst du nichts sehen kein Haus und kein Schiff; wenn du aber: hol über! rufst, so kommt ein Schiffmann gefahren, der dich hinüber bringt. Laß aber dein Pferd hüben nur laufen, du wirst es später schon wieder bekommen. Bezahl auch den Schiffmann nicht, wenn er gleich Fährlohn verlangt und dich

unters Waßer ſtößt, das Geld zu erpreſſen. Du wirſt doch endlich hinüber kommen und dann in den Garten gelangen, wo der Baum ſteht mit drei goldenen Aepfeln. Die pflück alle drei und laß dich in demſelben Nachen zurückfahren. Kommſt du dann wieder auf dieſe Seite des Waßers, ſo wird da ein großes Schloß ſtehen, das du früher nicht geſehen haſt. Kommſt du in das Schloß, ſo findeſt du alle Gemächer leer; nur in dem Saale ſchläft eine Königstochter: die darfſt du küſſen; aber verweile nicht länger bei ihr als eine Viertelſtunde. Hüte dich auch hernach, daß du kein Galgenfleiſch kaufſt. Das verſprach der Königsſohn Alles zu thun, und ritt durch die Stadt und an dem Gaſthof vorbei, obgleich ihm viel ſchöne Frauen winkten, und kam an das Waßer. Da ließ er ſein Pferd laufen und bezahlte den Schiffmann nicht und kam in den Garten: da brach er die goldenen Aepfel und als er wieder über das Waßer kam, fand er hüben ein prächtiges Königsſchloß, das früher nicht da geſtanden hatte. Er ſchritt durch die leeren Gemächer und kam in den Saal: da ſchlief die Königstochter, die küſste er und verweilte nicht zu lange bei ihr, wie ſchwer es ihm auch ward ſich von ihr zu trennen; nur den Ring zog er ihr vom Finger, ſteckte einen ihrer Pantoffeln in den Buſen und ſchnitt ein Stück aus ihrem Hemde, worauf ihr Name ſtand. Er ſchrieb auch einen Brief, warf ihn unter ihr Bette, worin ſein Name und der ſeines Vaters geſchrieben war, und daß er drei Wahrzeichen mitgenommen hätte. Wie er nun vor das Schloß kam, ſtand da ſein Pferd geſattelt

und gezäumt und wieherte ihm froh entgegen. Er saß auf, ritt fort und wie er eine kleine Strecke geritten war, hörte er einen heftigen Knall, kehrte sich aber nicht daran, sondern ritt fort bis er in die Stadt kam, wo Alles schwarz behangen war. Da kehrte er im Gasthof ein und fragte den Wirth, warum Alles trauere. Da sagte der Wirth, zwei Königssöhne säßen wegen Schulden gefangen und morgen sollten sie gerichtet werden. Er dachte gleich, das wären seine Brüder und fragte den Wirth, ob denn keine Gnade für sie sei? Da sagte der Wirth, wenn Einer käme, der ihre Schulden bezahlte, so wären sie frei. Der Königssohn sagte, vielleicht würde er ihre Schulden bezahlen, wenn er sie gesehen hätte. Da führte ihn der Wirth in ihr Gefängniss: die Brüder erkannten ihn gleich und sagten, sie sollten morgen wegen Schulden gerichtet werden; da werde Er wohl der dritte sein. Nein, sagte er, er komme sie zu befreien. Darauf bezahlte er ihre Schulden, löste ihre Pferde ein und ritt mit ihnen nach der Heimat. Unterwegs erzählte er den Beiden, er bringe seinem Vater die Aepfel. Da fürchteten die Brüder, wenn Er die Aepfel brächte, würden sie ihr Erbtheil verlieren, und suchten unterwegs andere Aepfel zu bekommen, die seinen glichen: die vertauschten sie dann mit jenen. Wie er nun zu seinem Vater kam, gab er ihm die Aepfel, verschwieg aber, daß er seine Brüder aus dem Schuldthurm losgekauft hätte. Der Vater freute sich, seine Söhne wiederzusehen, aß auch alsbald von den Aepfeln, ward aber sogleich noch viel kränker. Da sagten

die Brüder, das wären auch die rechten Aepfel nicht gewesen: er solle nun von den ihren kosten, die würden ihn gewiſs gesund machen. Wie er nun von diesen Aepfeln aß, ward ihm gleich beßer, und als er den dritten genoßen hatte, war alle Krankheit hinweggenommen. Da ward er seinem jüngsten Sohne gram und neidig und übergab ihn seinen beiden Brüdern, sie könnten es mit ihm halten wie sie wollten. Da sagten sie eines Tages zu ihm, ob er mit ihnen auf die Jagd wollte. Ja, sagte er, er gehe mit ihnen. Sie nahmen den Weg nach dem Meere: am Ufer lag ein Weidling ohne Ruder und Steuer. Da sagten die Brüder zu ihm, ob sie sich da hineinsetzen wollten und auf dem Waßer fahren. Da gab er zur Antwort, er wüste wohl was sie mit ihm vorhätten: er wolle sich in den Weidling setzen, sie sollten ihn nur abstoßen. Er setzte sich hinein: da stießen sie ihn weit hinaus und waren froh, daß er ihnen aus den Augen kam. Nun trieb er lange auf dem Waßer hin und her bis er jenseits an eine große Seestadt kam. Da ward der Weidling ans Land gespült und der Königssohn stieg aus, so matt vor Hunger und Durst, daß er kaum mehr gehen konnte. Mühsam schleppte er sich bis vor eines großen Kaufmanns Haus: da setzte er sich unter einen Lindenbaum. Zufällig geht der Kaufmann vorüber und sieht ihn da sitzen, zitternd vor Frost und Hunger. Da erbarmt ihn der Fremde, weil er so schön gekleidet war, nöthigt ihn in sein Haus und fragt, ob er krank wäre. Nein, er wär nicht krank, aber matt vor Hunger und Durst und ganz

durchkältet: drei Tag und Nächte wär er auf dem Meer umhergetrieben. Da brachte ihn der Kaufmann an den warmen Kamin und stärkte ihn mit Trank und Speise. Hernach fragte er ihn nach seinem Stande: er gab sich für einen armen Reisenden aus; der Kaufmann sah aber wohl, daß er nicht hinter der Hecke her sei und behielt ihn bei sich, gebrauchte ihn in seinem Geschäft und vertraute ihm täglich mehr bis er endlich Alles so gut und beßer verstand als der Kaufmann selbst. Da konnte er ihn nicht mehr missen und bot ihm die Hand seiner einzigen Tochter, damit er seiner Dienste gewiss sei. Er sagte aber nicht zu, weil er die Königstochter nicht vergeßen mochte.

Nun meinten die beiden Königssöhne, ihr jüngster Bruder wäre nicht mehr in der Welt und das Königreich müste ihnen allein anheim fallen. Als aber drei Jahr vergangen waren, hatte die Königstochter schon einen Knaben, der zu laufen anfieng und mit dem Ball zu spielen. Da geschah es, daß ihm der Ball unter ihr Bette lief: der Knabe weinte nach seinem Spielzeug und die Mutter, ihn zu stillen, sucht unter dem Bette nach und findet den Brief. Den las sie und sah daraus, wer ihr Erlöser und Gemahl sei, und wollte ihn nicht länger missen. Da bot sie ein mächtiges Heer auf, überzog das benachbarte Königreich mit Krieg, belagerte die Hauptstadt und entbot dem König, wenn er ihr den Sohn nicht ausliefere, werde sie sein ganzes Königreich vernichten. Von der Zugbrücke aber bis an ihr Lager ließ sie den Weg mit köstlichen Seidenteppichen bespreiten, und sagte ihrem obersten Feldherrn, wenn

der Königssohn nicht über die Teppiche geritten käme, so wär es der rechte nicht: den möchte er auf dem Heimwege nur niederschießen. Wie nun der älteste Königssohn aus der Hauptstadt gesandt ward und über die Zugbrücke ritt, wollte er der köstlichen Seidenzeuge schonen und ritt vorsichtig neben den Teppichen her. Wie er nun in das Lager kam, fragte ihn die Königstochter, ob Er es wäre, der ihr Königreich erlöst hätte? Ja, sagte der Königssohn, der wär er. Ob er denn auch die drei Wahrzeichen hätte? Davon wüste er nichts. So wär er der rechte nicht, sagte die Königstochter, er sollte nur wieder heim reiten. Darauf entbot sie dem König, wenn er ihr binnen drei Tagen ihren Erlöser und Gemahl nicht schicke, ließe sie die Stadt in Brand schießen. Am andern Tage ritt der zweite Königssohn über die Zugbrücke; als er aber die köstlichen Seidenteppiche sah, wollte er sie schonen und ritt vorsichtig neben den Teppichen her. Als er nun an das Lager kam, fragte ihn die Königstochter, ob Er es wäre, der ihr Königreich erlöst hätte? Ja, der wär er. Ob er denn auch die drei Wahrzeichen hätte? Ja, davon wüste er nichts. So wär er auch der rechte nicht und sollte nur wieder heimreiten. Darauf entbot sie dem König, wenn er binnen drei Tagen ihren Gemahl und Erlöser nicht herbeischaffte, ließe sie die Stadt zusammenschießen, daß kein Stein auf dem andern bliebe. Da gerieth der alte König in große Noth und Verzweiflung, schickte eine Gesandtschaft und bat flehentlich um einige Wochen Ausstand. Zugleich ließ er Schreiben in alle Welt ausgehen,

wenn sein Sohn noch lebe, so möchte er eiligst nach Hause kommen und seinen Vater aus großer Gefahr erretten. In dem Kaufmannshause jenseits Meeres liefen alle Briefe zuerst durch die Hand des Königssohns: so las er selbst seines Vaters Bedrängniss und bat den Kaufmann sogleich um Urlaub. Der ließ ihm das beste Kaufmannsschiff ausrüsten: darauf fuhr er zu seines Vaters Hauptstadt: da gieng er selbst in den Stall und sattelte sein Pferd und ritt über die Zugbrücke und sporn-streichs über die Teppiche hin, daß die Fetzen an den Hufeisen hängen blieben. Wie er nun in das Lager kommt, vor die Königstochter, fragt sie ihn, ob Er ihr Königreich erlöst hätte? Ja, sagte der Königssohn. Ob er denn auch die drei Wahr-zeichen hätte? Da zog er den Ring hervor und steckte ihn der Königstochter an den Finger. Dann nahm er den Pan-toffel aus dem Busen, legte ihn ihr an den Fuß und er saß wie angegoßen. Zuletzt überreichte er das ausgeschnittene Stück Leinwand: da las sie ihren Namen und sagte, sie habe ihn selber hineingestickt, und stand auf und umarmte ihren Gemahl und Erlöser, und führte ihm den Knaben zu und er hob ihn auf den Arm und küsste ihn, und der Knabe küsste ihn wieder und rief: du bist mein Vater. Das sah der alte König von fern und erwartete die Botschaft nicht, sondern gieng eilends seinem Sohn entgegen und bat ihm ab, daß er ihn verkannt und verstoßen hätte und küsste die Königstochter und führte sie an der Hand über die Teppiche in seine Hauptstadt, wo das Hochzeitmal prächtig zugerüstet wurde. Da geschah ein Knall und es war all.

48. Stück.

Der alte Hans lag in den letzten Zügen: da ward der Prediger gerufen, setzte sich an sein Bett und sprach ihm Trost zu. Ach, sagte der alte Hans, ich verliere nicht viel am Leben, ich bin allezeit ein geplagter Mann gewesen. Wo sonst Niemand zugreifen wollte, da schickten sie den Hans hin, und wenn die Andern den Karren verfahren hatten, da muste der Hans ihn wieder herausziehen. Nun, sagte der Prediger, so freut euch jetzt, denn alle eure Mühseligkeit soll nun bald ein Ende haben. Selig sind die Mühseligen und Beladenen, denn ihrer ist das Himmelreich. Ach, sagte der alte Hans, ich weiß schon, da wird es auch nicht besser sein. Da wird es auch wieder heißen: Hans, laß doch die Sonne heraus! Hans, steck geschwind den Mond an! Hans, donner einmal! Hans, geh hin und leg die Engel schlafen!

49. Die Gaben der Thiere.

Ein König hatte einen einzigen Sohn, der wäre so gern auf Reisen gegangen um die Welt zu sehen; aber der Vater wollte es nicht zugeben, und noch weniger die Stiefmutter. Endlich brachte er es doch mit Bitten dahin, daß ihn der König auf Reisen schickte obgleich die Königin Alles aufbot es zu verhindern. Wie nun sein Pferd gesattelt war, setzte er sich auf und nahm von den Eltern, die ihn an die Pforte des Schloßes begleitet hatten, noch einmal Abschied. Da trat die Stiefmutter vor ihn und reichte ihm ein Glas Wein: das sollte er trinken um sich für die Reise zu stärken. Er nahm es an und that als ob er tränke; heimlich aber schüttete er es hinter sich aus, denn er traute der Stiefmutter wenig Gutes zu. Ein Paar Tropfen davon waren aber dem Pferde auf den Schwanz gefallen und als er eine Viertelmeile in den Wald geritten war, stürzte das Pferd unter ihm zusammen und blieb für todt da liegen. Da muste er seine Reise zu Fuß fortsetzen, verirrte sich aber im Walde und kam nach kurzer Zeit wieder an das Pferd. Da sah er Thiere bei dem Pferde, die wollten sich darein theilen und konnten unter sich nicht

darüber einig werden. Es war ein Löwe, ein Hund, ein Vogel, eine Biene und eine Ameise. Er aber warnte sie und sagte: Eßt nicht von dem Thiere, es ist vergiftet. Das wollten sie nicht glauben und baten ihn, die Theilung nur vorzunehmen. Da sprach er: Wenn ihr nicht des Todes sein wollt, so enthaltet ihr euch des Thieres. Besteht ihr aber darauf, daß ich die Theilung vornehmen soll, so gebe ich dem Löwen das dicke Fleisch, dem Hunde die Knochen, dem Vogel den Kopf, der Biene das Blut und der Ameise das Eingeweide. Wenn ihr damit zufrieden seid, so will ich die Theilung hiernach vornehmen: ich will aber keine Schuld daran haben, wenn ihr es mit dem Leben entgeltet. Die Thiere lobten den Theilungsplan, ließen sich aber nicht warnen: also zog er sein Schwert heraus und nahm die Theilung vor, bat sie aber noch einmal eh er seines Weges zog, nichts davon zu berühren. Da sprach der Löwe: Die Biene, die aus allen Blumen Süßigkeiten saugt und das Gift darinne läßt, soll zuerst kosten und uns Bescheid sagen ob wir der Beute trauen dürfen. Die Biene schlürfte behutsam, flog aber sogleich auf und rief: Rührt es nicht an, es ist das stärkste Gift: ich büße mit dem Tode Gehorsam und Vorwitz. Hiermit sank sie entseelt zu Boden. Da sahen die andern vier Thiere, daß er Grund gehabt hatte, sie zu warnen und folgten jetzt seinem Rathe. Doch sprachen sie untereinander: Wir sollten ihm doch etwas schenken, daß er so gut getheilt und uns so getreulich gewarnt hat. Da befahl der Löwe dem Hunde, der am besten laufen konnte, ihn zurück zu rufen. Als

er nun wieder kam, sagte der Löwe, sie müßten ihm dankbar sein für seine Warnung, denn wenn sie über das Fleisch hergefallen wären, so hätten sie es alle wie die arme Biene entgolten. Darum wollten sie ihm ein Jeder etwas schenken, was ihm auf der Reise zu Gute käme. Er wollte erst nichts annehmen, weil er mit Allem versehen sei was er brauchte; aber die Thiere sagten, was sie ihm zu geben hätten sei weder Geld noch Gut, und doch beßer als beides. Sie verliehen ihm nämlich die Gabe, ihre Gestalt anzunehmen, so oft es ihm beliebte, so daß er nur zu wünschen brauchte: wär ich ein Löwe, wär ich ein Vogel u. s. w., so wäre er es. So solle er sich dann auch nach Belieben wieder in seine menschliche Gestalt zurückwünschen können. Das gefiel ihm wohl, er bedankte sich für die Gabe und setzte seine Reise guter Dinge fort. Wie er nun weiter in den Wald kam, sieht er eine Räuberbande daher ziehen, die bei seinem Anblick sogleich mit geschwungenen Schwertern auf ihn los stürzte. Da dachte er: wäre ich jetzt ein Vogel, und sogleich war er in einen Vogel verwandelt und flog den Räubern über die Köpfe weg. Eine Weile standen sie verwundert, wo der Mensch doch geblieben sei; aber bald zogen sie weiter, eine andere Beute zu suchen: da sang ihnen der Vogel ein schallendes Spottlied nach. Das gefiel ihm nun so gut, ein Vogel zu sein, daß er diese Gestalt behielt und weiter flog bis er an ein großes Schloß kam. Da setzte er sich vor dem Schloß auf einen Lindenbaum und pfiff so schön, daß die Königstochter ans Fenster kam und ihm

zuhörte. Da pfiff er noch viel schöner, denn die Königstochter gefiel ihm gar zu gut, er konnte nicht aufhören sie anzusehen und sie kein Ende finden, ihm zuzuhören. Zuletzt saß er und wiegte sich auf dem äußersten Zweig, der sich nach ihrem Fenster hin dehnte. Die Königstochter streckte den Arm aus, nach ihm zu greifen; aber ihr Arm reichte nicht so weit, und doch gelang es ihr, denn der Vogel hüpfte ihr auf den Finger und schlug da mit hellem Tone sein schönstes Lied, daß ihn die Königstochter sogleich zum Munde führte und küßte. Wie er sie nun schnäbelte, mußte er sich mit Gewalt zusammen nehmen, um den Wunsch: hätte ich meine menschliche Gestalt wieder! zu unterdrücken. Die Königstochter ließ alsbald einen goldenen Käficht bringen und setzte ihn da hinein, und nun hüpfte er von Stengel zu Stengel und sang so schön, daß die Königstochter ihre einzige Freude daran hatte. Als es nun Abend ward und die Königstochter zu Bette gieng und schon Alles im Hause schlief, dachte er: Wär ich jetzt eine Ameise, und sogleich war er auch eine Ameise und kroch aus dem Korb heraus über die Diele der Königstochter ins Bett und wünschte sich da wieder zurück in seine menschliche Gestalt. Aber bei dem ersten Kusse, den er ihr auf den Mund drückte, sprang sie aus dem Bette und fieng so laut an um Hülfe zu schreien, daß der ganze Hofstaat vor ihrem Zimmer zusammen lief und der alte König selbst hineintrat und fragte, warum sie so lärmte. Inzwischen hatte sich aber der Königssohn wieder in eine Ameise verwandelt und saß jetzt schon wieder als Vogel ruhig im

Bauer und hatte den Kopf unter den Flügel gesteckt als ob er schliefe. Die Königstochter konnte sich daher wegen ihres Lärmens nicht rechtfertigen; der König schalt sie tüchtig aus, daß sie das ganze Schloß aus dem Schlafe störe ihrer Träume wegen. Als sie nun Alle fort waren, dachte er: Wär ich nun wieder eine Ameise! Da war er es auch gleich und kroch zu ihr zurück. Da nahm er seine menschliche Gestalt wieder an und flüsterte ihr zu: er wäre das Vögelchen, sie sollte keinen Lärm machen und ihn nur die Nacht bei ihr dulden: er wär ein Königssohn und morgen werde er zu ihrem Vater gehen um sie zu werben. Da ließ die Königstochter es gut sein; am andern Morgen aber nahm sie ihn bei der Hand und führte ihn zu ihrem Vater, wo er seine Werbung anbrachte und auch gleich mit ihr verlobt ward. Als sie nun gefrühstückt hatten, giengen sie zusammen spazieren und kamen auf einen Berg, wo sie eine weite Aussicht hatten über das ganze Land, das der König, ihr Vater, beherschte. Kaum hatte er einen Blick darauf gethan und sah nach ihr zurück, so war sie verschwunden. Er begriff nicht wo sie geblieben sei; sie war aber verwünscht worden und in die Erde gesunken. Er meinte, der Wind hätte sie entführt und verwandelte sich in einen Jagdhund, ihr nachzuspüren; aber nirgend fand er ihre Witterung bis er wieder dahin zurückkam, wo sie verschwunden war. Da suchte er nach, ob er nicht irgend eine Spalte fände und fand endlich eine ganz kleine. Da dachte er: Wär ich jetzt eine Ameise! Da war er es auch gleich und kroch durch die Spalte um zu sehen wo ihn

das hinführen würde. Bald kam er in einen breiten Gang, der gar nicht enden wollte und immer tiefer hinab führte. Da nahm er aus Ungeduld wieder die Gestalt des Hundes an und lief so lange bis er ins Freie kam, vor einen großen See: da flog er als Vogel hinüber; und der See floß ab durch ein großes Gitterthor, hinter welchem er viele menschliche Gestalten, Herren und Frauen auf und ab gehen sah. Er kroch als Ameise auf das Gitter und sah bald auch seine Geliebte und hörte sie reden und fragen ob denn keine Hoffnung sei, aus dieser Gefangenschaft erlöst zu werden. Nein, hieß es, da sei keine Hoffnung, denn der sie erlösen sollte, müste erst ein Schwein überwinden, das alle Tage einem Bauern ein Schaf holen käme; aus des Schweins Bauch käme dann ein Hase gelaufen, den müße er einholen und zerreißen; aus dem Hasen flöge dann eine Taube, die müße er in der Luft einholen und würgen; aus der Taube fiele dann ein Ei und das Ei müße er auf dem Berge entzwei werfen, dann würden sie alle miteinander erlöst werden. Als er das gehört hatte, daß es so zu machen wäre, kroch er von dem Gitter weg, flog als Vogel wieder über den See, lief als Hund durch den dunkeln Gang, kroch als Ameise aus der Spalte und nahm seine menschliche Gestalt wieder an. Nun erkundigte er sich nach dem Bauern, dem das Schaf von dem wilden Schwein geholt würde, und als er den erfahren hatte, gieng er zu ihm und fragte, ob er keinen Schäfer brauchte? er hätte gehört, ihm würde alle Tage ein Schaf geholt: wenn Er aber hütete, sollte ihm keins

mehr genommen werden. Ja, sagte der Bauer, solch einen Schäfer hätte er gerade nothwendig, aber bis jetzt noch keinen gefunden. Er ward nun gleich als Schäfer angenommen und trieb am andern Morgen seine Heerde auf die Trift. Der Bauer dachte: Du willst ihm doch nachgehen und sehen wie er hütet: also schlich er ihm nach und verbarg sich im Gesträuch. Um Mittag kam das Schwein schäumend daher gelaufen und verlangte das Schaf. Da verwandelte er sich in einen Löwen und sagte, du kriegst keins. Da getraute sich das Schwein nicht an den Löwen, aber der Löwe auch nicht an das Schwein. Wenn ich nur zwei trockene Brotkrusten hätte, sagte das Schwein, so wollte ich es ihm wohl weisen. Und wenn ich nur zwei gebratene Hühner hätte, sagte der Löwe, so wollte ich es ihm wohl zeigen. So standen sie sich lange gegenüber bis das Schwein abzog. Als er nun Abends nach Hause trieb, zählte der Bauer die Schafe nach und sah, daß ihm keines fehlte. Am andern Morgen treibt der Schäfer wieder mit den Schafen aus, da läßt der Bauer schnell zwei Hühner braten, steckt sie in die Tasche und geht ihm nach auf die Trift, wo er sich hinter einem Strauch versteckte. Um Mittag kommt das Schwein wieder schäumend heran gerennt und verlangt das Schaf. Aber er hatte sich in den Löwen verwandelt und rief ihm zu: Du kriegst keins. Da sagte das Schwein: Wenn ich nur zwei Krusten trocken Brot hätte, so wollte ich es dir wohl weisen. Der Löwe entgegnete: Wenn ich nur zwei gebratene Hühner hätte, so wollte ich es dir wohl zeigen. Da wirft

ihm der Bauer die gebratenen Hühner sogleich hin. Der Löwe verschlingt die Hühner und fällt sogleich den Eber an und reißt ihn in Stücke. Da springt ihm ein Hase aus dem Bauch und läuft dem Walde zu. Wärst du jetzt ein Jagdhund, denkt er da, daß du den Hasen einholtest! Da war er auch gleich ein Jagdhund, holte den Hasen ein und zerriß ihn. Sogleich flog eine Taube heraus. Wärst du jetzt ein Falke, dachte er, daß du die Taube fiengest! Da war er auch gleich ein Falke und fieng die Taube und würgte sie. Da fiel ein Ei heraus, das fieng er im Fluge; nahm dann wieder Menschengestalt an, steckte das Ei zu sich und trieb am Abend die Heerde nach Hause. Als der Bauer die Heerde zählte, hatte er die Schafe alle beisammen. Aber der Schäfer sagte zu ihm: Er sollte nun einen Schäfer anschaffen, welchen er wollte; seines Dienstes bedürfte er jetzt nicht mehr. Darauf gieng er nach dem Berg und warf das Ei auf dem Berge entzwei. Da that es einen mächtigen Knall und der Berg schloß sich auf, und Städte und Dörfer kamen zum Vorschein, die da versunken waren, und Herren und Frauen, darunter auch seine Geliebte. Die nahm er nun gleich an den Arm und führte sie zu ihrem Vater und hielt eine prächtige Hochzeit und nach des Vaters Tod ward er König, und wenn sie nicht gestorben sind, so leben sie noch und der das zuletzt erzählt hat, der lebt auch noch, aber nur so lange Gott will.

50. Die Beßerung.

Zwei Studenten, die bei einer alten Frau in Koſt und Logis waren, hatten es nicht allzu gut bei ihr, denn ſie war geizig und kochte ihnen nichts als Waßerſuppen, worüber die Studenten ſich gegen einander beſchwerten. Wart, ſagte der Eine: ich will ihr den Geizteufel ſchon austreiben. Nun pflegte das alte Weib den Stoßſeufzer im Munde zu führen:

Ach, wer doch nur im Himmel wär!

Das hatte der Student bemerkt, und klomm aufs Dach und guckte durch den Schornſtein hinab in die Küche, wo die Alte mit Kochen beſchäftigt war. Wie ſie nun wieder für ſich hin ſeufzte:

Ach, wer doch nur im Himmel wär!

rief er mit lauter Stimme herab:

In den Himmel kommſt du nimmermehr!

Die alte Frau meinte, es wär ein Engel oder der liebe Gott ſelbſt und rief mit kläglicher Stimme zurück:

Warum denn nicht, du lieber Gott?

worauf der Student entgegnete:

Weil du kein Fleiſch thuſt in den Pott.

Da ſchlug die alte Frau in ſich und gelobte Beßerung mit den Worten:

So will ichs beßer machen gleich;

ſteckte auch gleich ein großes Stück Fleiſch in den Topf, der auf dem Feuer ſtand. Da erſchollen ihr von Oben die tröſtenden Worte:

Dann kommſt du auch ins Himmelreich.

51. Der Handschuh.

Ein reicher Graf hatte nur zwei Kinder, eine Tochter und einen Sohn. Als er nun zu sterben kam, ließ er sie Beide vor sein Bett rufen und bat sie, nicht von einander zu laßen. Das versprachen sie ihm und knieten nieder, seinen Segen zu empfangen. Nach des Vaters Tode gedachte der junge Graf, sein Wort zu halten und sich nicht von seiner Schwester zu trennen. Nach einiger Zeit machte er aber in der Stadt mit Officieren Bekanntschaft, deren Umgang ihm sehr gefiel. Indessen glaubte er bald zu bemerken, daß sie ihn geringschätzten, weil er nicht wie sie dem König diente. Das kränkte ihn sehr, denn er hatte nicht aus Feigheit Kriegsdienste zu nehmen vermieden, sondern weil er sich von seiner Schwester nicht trennen wollte. Als er dieser nun seinen Kummer klagte, redete sie ihm selber zu, an den Hof des Königs zu gehen und ihm seine Dienste anzubieten: der König brauche auch andere Diener als Soldaten, und sie wäre schon beruhigt, wenn sie nur wüßte, wo er wäre. Demnach entschloß er sich kurz und fuhr in die Hauptstadt, sich dem Könige vorzustellen. Dieser nahm ihn sehr wohl auf, denn er hatte große Stücke auf seinen Vater

gehalten, und da ihm auch der Sohn gefiel, gab er ihm einen bedeutenden Posten am Hofe. Nun war aber ein Minister am Hofe, der ihn haßte, weil er des Königs Gunst nicht mit ihm theilen wollte. Er merkte das bald, ließ es sich aber nicht angehen, sondern diente treu in der Hoffnung, der König werde es zu erkennen wißen. Nun geschah es, daß der Feind des jungen Grafen in des Königs Geschäften eine Reise machen sollte. Da sagte er vor seiner Abreise zu dem Grafen, er werde auch nach seiner Heimat kommen und hoffe da seine Schwester kennen zu lernen; es könne ihm wohl nicht schwer werden sie zu verführen. Das gelinge ihm nimmermehr, versetzte der junge Graf. „Was gilts?“ rief jener: „wenn ihr eurer Sache so sicher seid, so könnt ihr auch etwas daran wagen.“ „Mein Leben und meine Grafschaft will ich verwetten, daß ihr sie nicht fußbreit vom Pfade der Ehre abbringt; dafür kenne ich meine Schwester. Aber ihr müst mir gleichfalls Gut und Ehre zu Pfande setzen.“ „Topp,“ sagte sein Widersacher, „wir wollen es schriftlich machen und wer verliert, soll auf dem Scheiterhaufen verbrannt werden.“ Da gieng der junge Graf mit ihm vor Gericht und ließ die Wette niederschreiben und obrigkeitlich bestätigen. Dabei ward ausgehalten, daß es dem Grafen verboten sein sollte, seine Schwester warnen zu laßen. Hierauf reiste der Minister ab, und kam auch in die Stadt, in deren Nähe die junge Gräfin wohnte. Die Erkundigungen, die er hier einzog, lauteten aber nicht zu seinen Gunsten. Die junge Gräfin lebte sehr zurückgezogen und nahm

von keinem Fremden Beſuch an. Vergebens ließ er ſich bei ihr als Freund ihres Bruders anmelden, in deſſen Auftrag er ſie zu ſprechen wünſche. Sie wollte es nicht glauben, weil er keinen Brief von ihm brächte. Er verſuchte es noch mit ihren Dienſtboten Verbindungen anzuknüpfen; aber ſie waren auf ihrer Hut: er konnte bei ſo treuen Leuten nichts ausrichten. Schon ward ihm himmelangſt, die Furcht, Leben und Gut verwirkt zu haben, heizten ihm übel ein. Tag und Nacht trieb er ſich vor dem Schloße der Gräfin umher und konnte doch keine Gelegenheit erſpähen, ihr beizukommen. Endlich ſah er eines Tages einen ältlichen Herrn aus dem Schloße kommen und den Weg nach der Stadt nehmen: dem gieng er nach, um zu ſehen, wo er bliebe. Da ſah er ihn plötzlich in einem Goldſchmiedsladen verſchwinden. Um ganz ſicher zu ſein, blieb er in einiger Entfernung ſtehen bis er wieder herauskäme, was auch bald geſchah. Nun gieng er ſelbſt, aber nicht ſogleich hinein, ſondern wartete bis zum andern Morgen. Da kaufte er erſt einige Kleinigkeiten von einem Lehrling und ließ ſich dann mit dem Meiſter ſelbſt ins Geſpräch ein. Er bemerkte bald, daß er an einem koſtbaren Ring arbeite. Dieſen bewunderte er ſehr und fragte nach dem Preiſe. Der Goldſchmied ſagte, der Ring ſei ihm nicht feil: er gehöre einem reichen Fräulein, die ihn um keinen Preis in der Welt laßen würde, weil ſie ihn von ihrem Bruder zum Geſchenk erhalten hätte. „Ein Stein hatte ſich aus der Faßung gelöſt; ich habe ihn aber ſchon wieder eingeſetzt.“ „Recht Schade,“ ſagte der

Miniſter, „daß der Ring nicht zu haben iſt: er gefällt mir beſſer als Alles was ich in euerm Laden geſehen habe.“ „Es ſind doch wohl ſchönere darin,“ ſagte der Meiſter, „denn ich meine es ſeitdem in der Kunſt weiter gebracht zu haben. Vor zwei Jahren, als dieſer Ring bei mir gekauft wurde, war ich faſt noch ein Anfänger.“ „Es iſt freilich Geſchmacksſache,“ ſagte der Miniſter: „mir gefällt nun dieſer einmal am beſten. Da es aber eure eigene Arbeit iſt, wie ihr ſagt, ſo wäre es euch wohl nicht ſchwer, mir einen ganz ähnlichen zu machen.“ „Gewiſs,“ ſagte der Meiſter, „wenn es euch auf die Aehnlichkeit nicht ſo genau ankommt; denn ich darf dieſen nicht länger behalten: die junge Gräfin will ihn noch heute zurück haben.“ „So genau als möglich,“ ſagte der Miniſter, „müſte er dieſem gleichen, wenn er mir gefallen ſollte; aber das Unmögliche fordre ich nicht. Macht ihn ſo ähnlich als ihr nur immer könnt.“ „Ich will mein Beſtes thun,“ ſagte der Meiſter; „ich brauche aber drei Tage Zeit und unter fünfhundert Gulden kann ich ihn nicht liefern. Der junge Graf hatte ſie auch für dieſen bezahlt wie ihr aus meinem Buch erſehen könnt.“ „Die fünfhundert Gulden ſollt ihr haben,“ ſagte der Miniſter; „nach drei Tagen bringe ich das Geld: ſorgt nur, daß der Ring dann fertig ſei.“ Damit gieng er aus dem Laden. Die drei Tage wandte er nun an, ſich zu erkundigen, welche unter den ſtädtiſchen Hebammen die älteſte und vornehmſte ſei. Zu dieſer gieng er hin und gab vor, ſeine Tochter habe ein Muttermal unter dem Kinn, das ſie

sehr entstellte: ob sie nicht wüste, wie das zu vertreiben sei. Da sagte sie, darüber müße er die Aerzte fragen: sie hätte davon keine Erfahrung. Die Aerzte, versetzte er, hätte er schon zu Rathe gezogen; sie wüsten aber nicht Bescheid. Darauf schenkte er ihr ein Goldstück und that als wollte er fortgehen. Nun ward die Alte zutraulich und ließ ihrer Redseligkeit freien Lauf. Sie fragte auch, welche Gestalt das Muttermal seiner Tochter hätte. Ob es wie eine Kirsche, eine Erdbeere oder eine Haselnuß aussähe? „Nein," sagte der Minister, „eine bestimmte Gestalt hat es nicht." „So zweifle ich," sagte die Alte, „ob es ein rechtes Muttermal ist. Die rühren immer von unbefriedigten Gelüsten her und haben daher stäts die Gestalt der vermißten Frucht. Daher sollten die Männer sich hüten, ihren Frauen irgend einen Wunsch zu versagen. Freilich gilt das nicht bloß von Eßwaaren, auch von andern Dingen. So habe die Gräfin so und so einmal im hohen Sommer nach Veilchen verlangt. Der Graf habe gleich Alles aufgeboten, aber sie doch nicht früh genug herbeischaffen können. Davon habe denn ihre Tochter ein Veilchen mit auf die Welt gebracht. Zum Glück entstelle es sie nicht, denn sie trage es zwischen den Brüsten. „Trüge sie es auf der Wange oder auch nur unter dem Kinn wie eure Tochter, so wäre das schon unangenehm." Sie führte noch andere Beispiele an, wo es die Männer sehr bereut hätten, sich nicht gefälliger erwiesen zu haben. Der Minister ließ sie ausreden, nahm aber dann Urlaub von der geschwätzigen Alten und holte am dritten Tage

bei dem Goldschmied den Ring ab, der ihm sehr gut ausgefallen schien, so daß er die bedungene Summe mit vielen Freuden bezahlte. Als er nun in die Hauptstadt kam, ließ er seinen Gegner vor Gericht fordern, behauptete, die Wette gewonnen zu haben und legte den Ring zum Beweise vor. Der junge Graf erschrak, denn der Ring schien ihm jenem ganz gleich, den er seiner Schwester vor seiner Abreise zu seinem Andenken geschenkt hatte. Gleichwohl behauptete er, der Ring sei entweder untergeschoben oder seiner Schwester entwendet. Die Richter schüttelten aber schon die Köpfe und meinten, er hätte klüger gethan, den Ring zu verleugnen. Da rückte der Minister noch mit dem Muttermal heraus, das er in Gestalt eines Veilchens auf der Brust der jungen Gräfin gesehen haben wollte. Der Graf ward roth vor Zorn und Scham, gestand aber ein, daß seine Schwester ein Muttermal auf der Brust trage; das beweise jedoch Nichts, denn das könne er sonst wo in Erfahrung gebracht haben. Die Richter sagten aber, das sei allerdings möglich; da aber auch der Ring vorliege und Eins das Andere bestätige, so könnten sie an der Aussage des Ministers nicht zweifeln und müßten den Ausspruch thun, daß der Graf die Wette verloren habe. Zwar berief sich der junge Graf noch auf den König; allein diesem hatte der Minister auf seiner letzten Reise wichtige Dienste geleistet; darum mochte er, so gewogen er dem jungen Grafen war, das Urtheil nicht abändern. Er bestätigte also, obwohl mit schwerem Herzen, den Ausspruch der Richter. Als dieß dem

jungen Grafen eröffnet wurde, erklärte er, sich in sein Schicksal fügen zu wollen, obgleich er auf die Unschuld seiner Schwester vertraue. Er hielt nur um die Gnade an, noch einmal um sein väterliches Schloß fahren zu dürfen. Als ihm das bewilligt wurde, setzte er sich hin und schrieb seiner Schwester einen Brief, des Inhalts, daß er sterben müße, weil er nach dem Ausspruch des Gerichts die Wette verloren habe, daß es dem Minister nicht gelingen werde sie zu verführen. Jener habe die und die Beweise vorgebracht und demnach das Gericht zu seinen Gunsten entschieden. Als er nun im Wagen um das Schloß fuhr, erkannte ihn seine Schwester, die im Fenster lag, schon aus der Ferne und freute sich sehr, daß er sie zu besuchen käme. Als er aber an dem Schloß vorbeifuhr, wuste sie nicht was sie denken sollte; doch zweifelte sie keinen Augenblick, daß er es gewesen wäre, denn es war ihr nicht entgangen, daß er einen Brief hervorgezogen und über die Mauer ihres Gartens geworfen hatte. Den ließ sie sogleich durch einen Diener heraufholen und ersah daraus zu ihrer großen Bestürzung die schändliche Verleumdung und die große Gefahr, in der ihr Bruder schwebte. Es galt nun einen Rath zu ersinnen, wie sie sein Leben und zugleich ihre Ehre retten möchte. Endlich glaubte sie, ihn gefunden zu haben. Sie ließ alle Goldschmiede und Gürtler aus der Stadt berufen und trug ihnen auf, ihr einen kostbaren Handschuh mit Perlen und Edelsteinen reich besetzt noch in derselben Nacht zu fertigen. Sie sei bereit, jeden Preis dafür zu zahlen, wenn sie ihn nur am andern Morgen zeitig erhielte. Die Gold-

schmiede, von welchen wir den Einen schon kennen, ließen sich einen so guten und raschen Verdienst nicht entgehen. Sie theilten sich in die Arbeit, blieben die Nacht über am Werk und am Morgen in aller Frühe brachten sie ihr schon den Handschuh, ein Wunder der Schönheit und Kostbarkeit. Sie zahlte den Preis ohne zu markten, ließ vor ihren Staatswagen sechs Pferde spannen und befahl dem Kutscher und zweien ihrer vertrauten Diener, ihre reichsten Livreen anzulegen. Unterwegs trieb sie den Kutscher zur Eile, wenn auch die Pferde darauf giengen; nur sollte er sorgen, daß sie nicht stürzten bis sie die Hauptstadt erreicht hätten. Gleichwohl hätte sie sich fast verspätet, denn bei ihrer Ankunft sah sie gleich, daß der Zug der Wagen, welcher den jungen Grafen zum Scheiterhaufen begleiten sollte, sich schon in Bewegung setzte. Sie erkundigte sich, wohin der Zug führe, und befahl dann ihrem Kutscher, sich mit ihrem Wagen an einer Querstraße aufzustellen, an welcher der Zug vorüberkommen müße. Die Vorderſten sollte er dann alle vorbeifahren laßen bis er sähe, daß der königliche Wagen käme: dem sollte er auf ihre Gefahr quer in den Weg fahren und dann stille halten. Als nun der Zug kam, fuhr der Minister, der sie verführt haben wollte, als Zugführer im ersten Wagen voran; hinter ihm kamen viele hohe Herschaften zu Wagen und zu Pferde; dann folgte der König und zuletzt ihr Bruder gleichfalls im Wagen, aber unter schwerer Bedeckung. Die Vorderſten ließ also der Kutscher vorbei fahren; als aber der königliche Wagen kam, fuhr er diesem gerade in

den Weg und hielt stille, so daß auch der König halten muste. Da schickt er sogleich seinen Kutscher an den Wagen der Fremden und läßt fragen, wie sie sich unterstehen könne, dem König in den Weg zu fahren. Die Gräfin läßt antworten, der Zugführer, der so eben vorbeigefahren sei, hätte ihr das Gegenstück zu dem Handschuh gestohlen, den sie hier dem König schicke und seine Gerechtigkeit anflehe. Der König erstaunte, als er den kostbaren Handschuh sah, denn Schöneres hatte er nie gesehen. Da schickte er Befehl, der ganze Zug solle halten und der Zugführer sogleich herbeikommen, sich zu verantworten. Als er nun kam, zeigte ihm der König den Handschuh und sagte, das Fräulein dort im Wagen beschuldige ihn, ihr das Gegenstück dazu gestohlen zu haben. Da geht der Minister an ihren Wagen, betrachtet das Fräulein und kommt zurück und sagt, dieß Fräulein kenne er gar nicht und habe sie nie in seinem Leben gesehen: das wolle er beschwören. Die Gräfin bog sich aus dem Wagen und sprach zu dem König: „Wenn er mich nie gesehen hat und gar nicht kennt, wie kann er mich denn verführt haben? Ich bin die Schwester des Grafen, der hingerichtet werden soll.“ Als das der König hörte, sagte er: „Wenn das ist, so hat er sich selbst sein Urtheil gesprochen.“ Sogleich befahl ihm der König auszusteigen und sich in den Wagen zu setzen, worin der Bruder der Gräfin säße; dieser aber solle nun den Zug führen und den Verleumder auf dem Scheiterhaufen verbrennen laßen. Und so geschah es, und das von Rechts wegen.

52. Der Metzgerburſche.

Ein Metzgerburſche, der auf den Viehhandel gieng, führte einige Tauſend Gulden bei ſich, die Ochſen bar zu bezahlen. Ihn begleitete aber auch ein großer Bullenbeißer, der drei Männern nicht aus dem Wege gieng, und in ſeinem Wanderſtab ſteckte ein Hirſchfänger; damit glaubte er ſich auch Dreien gewachſen. Nun muſte er eines Abends durch einen tiefen Wald. Vor dem Walde lag ein Wirthshaus; da ſtärkte er ſich erſt durch einen Schluck Branntwein. Weil er nun ſchon öfter in dem Hauſe geweſen war, erkannte ihn der Wirth ſogleich und fragte, wohin er noch ſo ſpät Abends gedächte. Da nannte er die Stadt, die hinter dem Walde lag. Das ſei doch ſehr gefährlich, meinte der Wirth, daß er noch ſo ſpät durch den Wald wolle, denn da tauge es nicht. Er wiße wohl, verſetzte der Metzgerburſche, daß es da nicht ganz richtig ſei, aber das ſcheue er nicht. Vor ſechs Mann wäre ihm nicht bange, denn ſein Hund zwinge drei und drei andere nehme er auf ſich. Dabei ſaß hinter dem Tiſch ein großer wohlgekleideter Herr, der hörte dem Geſpräche aufmerkſam zu.

Als er ſein Glas geleert hatte, brach der Metzgerburſche

auf und trat seine Wanderung an. Wie er ein Stück Wegs gegangen ist, sitzt da ein Bettler wie ein Mönch gekleidet und hält seine Mütze hin. Er wirft ein Almosen hinein und geht vorüber. Kaum funfzig Schritt weiter sitzt ein zweiter, dem ersten ganz gleich, und so alle funfzig Schritt einer. Als er aber tiefer in den Wald kommt, ruft hinter ihm eine kräftige Stimme: „Heda, Landsmann, nehmt mich mit!“ Als der Fremde herankommt, ist es ein großer ansehnlicher Herr im Mantel. Der fragt, ob er auch durch den Wald nach dem nächsten Orte wolle? so könnten sie Gesellschaft machen. In dem Walde tauge es nicht viel, sie wollten sich zusammenhalten. Das sei ihm recht, sagte der Metzgerbursche; er fürchte sich aber nicht sehr, und wenn auch ihrer Sechse kämen. Sein Hund nehme es mit Dreien auf und in seinem Stock stecke ein Hirschfänger, mit dem brauche er sich vor drei Andern nicht zu fürchten. Da sagte der Fremde: Laßt doch den Stock einmal sehen. Da giebt er ihm den Stock in die Hand. Der Herr zieht den Hirschfänger heraus und wägt ihn in der Hand; als aber eben der Hund auf ihn zuläuft, da schlägt er dem Hund den Schädel entzwei und sagt zu dem Metzgerburschen, jetzt solle er sein Geld nur gutwillig herausgeben, wenn ihm sein Leben lieb wäre. Der Metzgerbursche stand wehrlos vor ihm, sein Hund war todt und seine Waffe in des Feindes Hand. Was sollte er thun? Er schnallte seine lederne Katze ab und händigte sie dem Räuber aus. „Ein andermal pralt nicht mehr ehe ihr durch den Wald geht,“ sagte der Räuber.

„Ihr könnt noch Gott danken, daß ihr mit heiler Haut davon kommt.“ „Es soll mir eine Lehre sein,“ versetzte der Metzgerbursche. „Was aber die heile Haut betrifft, so bin ich darum grade nicht froh. Hätte ich eine tüchtige Schmarre davon getragen, so sähe man doch, daß ich überfallen bin. Darum möchte ich euch bitten, mir wenigstens einen Finger abzuhauen, damit mich der Meister nicht für einen Betrüger hält, wenn ich mit leerer Katze und doch ohne Vieh heimkehre.“ „Das kann geschehen,“ sagte der Räuber: „gebt her, ich mache saubere Arbeit.“ Der Metzgerbursche hielt ihm aber nun den Finger so hoch an den Baum, daß der Räuber empor sehen muste. Indem er nun zuhauen will, faßt ihn der Metzgerbursche mit der Linken beim Genick und reißt ihn zu Boden; mit der Rechten zieht er ein Meßer hervor und durchschneidet ihm die Gurgel. Da nimmt er seine Geldkatze und den Hirschfänger wieder an sich und macht sich eilends davon, denn es war ihm bange vor den Andern, die nachkommen könnten. Wie er nun wacker zuschreitet und der Wald ein Ende nimmt, sieht er auf einem freien Platz eine Menge dunkler Gestalten, die er für des Räubers ganze Bande hält. Es waren aber Jäger, die eine Treibjagd abgehalten hatten. In der Meinung, daß es Räuber wären, fällt er vor ihnen auf die Kniee und bittet flehentlich, ihm das Leben zu schenken. Da sagen sie, er sollte nur ruhig sein, ihm geschähe Nichts zu Leide; sie seien auch keine Spitzbuben. Was ihm denn widerfahren wäre, daß er solche Angst hätte? Da erzählte er wie es ihm ergangen wäre. „Ei,“ sagen

sie, „den Vögeln müßen wir das Nest ausheben. Zeigt uns doch den Platz im Walde, wo sich das begeben hat. Wir finden gewiſs Waffen bei den Spitzbuben. Es ist beßer, wir haben sie als solche Schandgesellen.“ Wie sie nun dahin kommen, liegt er noch da, unter dem Mantel mit allerlei Meßern und Schießgewehren bewaffnet; auch steckte eine Flöte in seiner Tasche. Da sagen sie zu dem Metzgerburschen, sie wollten sich hier im Gebüsch verbergen; er aber sollte des Spitzbuben Mantel umhängen und dreimal in die Flöte blasen. Seine Spießgesellen würden dann herbeikommen, denn sicherlich wären die Vögel auch in der Nähe. Das that der Metzgerbursche und wie er flötete, kamen die Spitzbuben von allen Seiten herbeigelaufen wie die Hasen, wohl an die zwanzig Kerle. Sie wurden aber aus dem Gebüsche übel begrüßt und zusammengeschoßen, daß ein gut Theil gleich auf dem Platze blieb. Die Uebrigen nahmen sie gefangen und brachten sie in den nächsten Ort. Seitdem war der Wald sicher und der Metzgerbursche brauchte keinen Hirschfänger mehr, wenn er hindurch wollte. Einen andern Hund wird er sich aber angeschafft haben.

53. Bauer und Edelmann.

Ein Bauer kam angetrunken nach Hause und erzählte der Frau, er hätte auch den Gutsherrn angetroffen. — Was sagte er denn? — Er fragte wo ich her käme, und wie ich sagte vom Markt, fragte er, ob er auch groß gewesen wär. Da sagte ich, ich hätt ihn nicht gemeßen. Ich meine, sagte er, ob viel Käufer und Verkäufer da gewesen wären. Ich hab sie nicht gezählt, versetzte ich. Wo geht denn nun der Weg hin? fragte er. Der Weg geht nicht, sagte ich, er liegt. Das wird uns eingetränkt werden, rief die Frau besorgt. Sagte der Herr denn weiter nichts? — Ja, er sagte noch, was ich denn auf dem Markt gethan hätte? worauf ich sagte, was Er alle Tage thäte, mich betrunken.

Das ist ja noch kreuzschlimmer! wehklagte die Frau. Ich armes Weib! Du kommst in den untersten Thurm: wie soll ich dann meine Kinderchen ernähren? Dein böses Maul bringt uns an den Bettelstab. Wenn morgen nichts darauf kommt, will ichs loben. Darum ließ sich aber der Bauer kein graues Haar wachsen, sondern gieng zu Bette und schlief den Rausch

aus. Nach einiger Zeit legte ſich auch die Frau; aber ſie fand die Ruhe nicht, während der Mann lag und ſchnarchte.

Am Morgen in aller Frühe klopfte es ſchon an der Thüre. Die gute Frau fiel vor Schrecken faſt aus dem Bette. Der Bauer wollte ſich aber nicht aufrichten um nachzuſehen, wer draußen wäre. So muſte die Frau ſelber aufmachen, und ſieh, es war der Büttel, der den Bauern Schlag eilf Uhr aufs Schloß beſchied. Hab ich mirs nicht eingebildet, jammerte die Frau, daß wir verſpielt und verloren ſind. Hat gute Wege! brummte der Mann, legte ſich auf ein ander Ohr und ſchlief ruhig weiter. Gegen eilf Uhr muſte ſie ihn mit Gewalt aus dem Bette treiben, daß er die angeſagte Stunde nicht verſäumte. Inzwiſchen war ſie auf ein Mittel bedacht geweſen, wie ſie den Zorn des Gutsherrn beſchwichtigen möchte. Ich hab ein junges Häschen auferzogen, ſagte ſie zu dem Mann, das iſt fromm und zahm. Nimm es unter den Rock und bring es dem Herrn zum Geſchenk. Vielleicht erbarmt er ſich und läßt Gnade für Recht ergehen.

Der Bauer ließ es ſich unter den Kittel ſtecken und gieng, den Schlaf aus den Augen reibend, nach dem Schloße. Der Herr, dem er ſchon zu lange geblieben war, lag im Fenſter und ſah ihn ankommen. He! biſt du endlich da, rief er ihm zu, du loſer Spötter! Zu dienen, Ew. Gnaden, verſetzte der Bauer. Als er aber in den Schloßhof getreten war, ließ der Gutsherr alle Hunde auf das Bäuerlein hetzen. Indem ſie eben auf ihn einſprangen, ließ er wie vor Schrecken den Haſen

fallen, der gleich vor den Hunden Reißaus nahm. Als die Hunde den Hasen laufen sahen, jagten sie hinter ihm drein und krümmten dem Bauer nicht ein Haar. Der Kerl kann mehr als Brot eßen, dachte der Edelmann.

Der Bauer trat nun in die Stube, wo der Tisch gedeckt stand und der Gutsherr sich eben niedergelaßen hatte. Der Bauer bedachte sich nicht lange und setzte sich neben ihn. Als nun die Suppe gebracht ward, gab man ihm keinen Löffel. Ein Schelm, der seine Suppe nicht ißt, sagte der Edelmann. Da nahm der Bauer eine Brotkruste, steckte sie an die Gabel und löffelte damit die Suppe aus. Ein Schelm, der seinen Löffel nicht ißt, sagte er dann, indem er seine Brotkruste verspeiste. Darauf ward ein großes Stück Wildbrät aufgetragen, das am Einen Ende schon in Scheiben zerlegt war; dieser Theil stand aber dem Herren zugekehrt. Da habt ihr eine schöne Schüßel, sagte der Bauer und kehrte die Schnitten nach seiner Seite. „Ja," sagte der Edelmann; „sie kostet aber auch viel Geld," und kehrte die Scheiben wieder zu sich. Wenn sie viel Geld kostet, so ist sies auch ehrlich werth, sagte der Bauer, indem er die Schüßel noch einmal drehte. Da gab der Herr nach und der Bauer ließ es sich wohl schmecken.

Zum Schluß kam ein Gericht Fische, ein großer und ein kleiner. Der große ward dem Gutsherrn, der kleine dem Bauern vorgesetzt. Da nahm der Bauer seinen Fisch an die Gabel und hielt ihn ans Ohr. Was machst du da, Bauer? fragte der Edelmann. — Ich habe den Fisch etwas gefragt, und er

hat mir geantwortet. — Was haſt du ihn gefragt? — Mein Vater iſt im Rhein ertrunken, ſagte der Bauer; da hab ich den Fiſch gefragt, ob er mir nichts von ihm zu melden wüſte. — Und was ſagte der Fiſch? — Er ſagte, er wär noch viel zu jung, jener große dort würde beßer Beſcheid wißen. Da vergönnte ihm der Herr, den großen Fiſch zu fragen. Der Bauer ſpießte ihn an die Gabel und hielt ihn ans Ohr; alsbald aber führte er ihn zum Munde und biß ihm den Kopf herunter. Bauer, wer hat dir das erlaubt? fragte der Herr. Gnädiger Herr, war die Antwort, der Fiſch geſtand mir, er habe meinen Vater gegeßen, dafür muß ich ihn wieder eßen. Hiemit ließ er ſich den großen Fiſch wohl ſchmecken; der Herr hatte das Nachſehen. Dafür ſollte der Bauer nun ſeine Strafe bekommen.

Nach Tiſche fragte der Herr: Bauer, kennſt du auch Wein? — Nein, Herr. — Nun, ſo muſt du ihn kennen lernen. Er rief zwei Knechte beiſeit, flüſterte ihnen etwas ins Ohr und ſchickte ſie mit dem Bauer in den Keller. Da lagen die Fäßer neben einander. Sie fiengen bei dem geringſten an, den Wein zu koſten. Der Bauer muſte den Krahnen aufdrehen; der eine Knecht hielt das Glas; der andere öffnete den Spund. Der Bauer ſprach dem Wein beherzt zu; doch entgieng ihm nicht, als ſie ſich dem letzten und beſten Faße näherten, daß hinter demſelben zwei Peitſchen lehnten, die er offenbar auch koſten ſollte. Solcher Trank behagte ihm nicht. Kaum hatte er alſo an dieſem Faße den Krahnen in der Hand, als er ihn

auch gleich mit allen Kräften herauszog, indem er sich betrunken stellte. Der Wein schoß heraus; die bestürzten Knechte sprangen hinzu und hielten die Daumen gegen das Krahnenloch; konnten aber doch dem Verlust nicht ganz wehren. Inzwischen griff der Bauer mit beiden Fäusten nach den Peitschen und schlug nach Kräften auf die jammernden Knechte ein. Gleichzeitig stampfte und trampelte der Herr oben auf den Boden, die Knechte zu ermuntern, daß sie den Bauern, den er für den Gepeitschten hielt, nur nicht schonen sollten. Der Bauer bezog die Ermunterung auf sich und schlug zu bis die Beiden am Boden lagen und der edle Wein über den Boden floß. Dann sah er sich im Vorkeller um, schob ein Paar Schinken und eine Seite Speck unter den Kittel, half sich die Treppe hinauf und schlich schwer gekrümmt über den Schloßhof. Nun hast du es doch einmal gekriegt, rief ihm der Herr vom Fenster zu. — Ja, Herr, versetzte der überladene Bauer, ich hab es so schwer gekriegt, wenn ich und meine Frau das Brot dazu hätten, könnten wir ein halb Jahr davon zehren. Also schritt er zum Schloßthor hinaus.

54. Die Himmelfahrt.

Zwei Räuber, die einen guten Fang gethan hatten, maßen im Beinhaus hinter der Kirche das Geld mit Scheffeln. Dabei überraſchte ſie der Küſter und fragte, wie ſie zu all dem Gelde kämen. Da er nicht gerade für einen Hexenmeiſter galt, ſo ſagte ihm einer der Spitzbuben, gute Leute hätten ihm das Geld für ihre Himmelfahrt gegeben: es ſei zur Erbauung einer Kirche beſtimmt. Wollt ihr eures dazu thun, ſo ſollt ihr auch lebendig in den Himmel kommen. Lebendig? fragte der Küſter; brauche ich nicht erſt zu ſterben? Ganz und gar nicht, ſagte der Räuber, wir ſchaffen euch mit Stiefeln und Sporen hinein. Da hätte ich wohl Luſt, meinte er; aber der Herr Pfarrer müſte auch mit dabei ſein. Dem einen Räuber ſchien das bedenklich; aber der andere ſagte: Wenn der Herr Pfarrer ſein Geld mit dazu giebt, ſo kann er auch lebendig in den Himmel eingehen. Der Küſter wollte gleich zu dem Herrn Pfarrer laufen; aber er kehrte noch einmal zurück und fragte: Wann kann es denn geſchehen und wo bringen wir euch das Geld hin? — Noch dieſe Nacht, war die Antwort; das Geld bringt in die Kirche. So will ich euch die Schlüßel holen gehen, erbot ſich

der Küster. Wozu das? sagte der Räuber, die Thür thut sich uns von selber auf. Wenn ihr diese Nacht die Kirche erleuchtet seht, das soll euch ein Zeichen sein, daß es an der Zeit ist. Wenn ihr nicht gleich kommt, so kann euch auch ein Zeichen mit der Glocke gegeben werden. Aber der Glockenthurm ist abgeschloßen, warf der Küster ein. Sorgt nicht, versetzte der Räuber, alle Pforten öffnen sich den Frommen, daß sie eingehen. Das sind Engel Gottes, dachte der Küster und lief zu dem Pfarrer. Die Schlüßel hättest du doch annehmen sollen, meinte der eine Räuber. Ei, sagte der andere, wozu hätten wir denn die Dietriche? wären nur erst die Krebse zur Stelle, Kirche und Glockenthurm wollen wir schon aufbringen. Was für Krebse? fragte der andere. Verlier die Zeit nicht mit unnützen Fragen, versetzte jener; du bist ein Fischer und must sie herbeischaffen. Wozu sie gut sind, wirst du schon sehen. Ich gehe unterdes und kaufe die Wachsdochte. Das Geld wollen wir hier unter dem Todtengebein verscharren. Da holt es Niemand.

Der Küster hatte inzwischen dem Herrn Pfarrer von den Engeln Gottes erzählt, die sie beide lebendig in den Himmel schaffen wollten, wenn sie ihr Geld für die Stiftung einer Kirche hergäben. Der Herr Pfarrer meinte, den Himmel wolle er schon so verdienen. Daß ihm das Sterben erlaßen würde, sei freilich für einen Gewinn zu achten; aber wenn seine Köchin nicht mit bei der Himmelfahrt sei, so könne er sich nicht dazu entschließen. Die Jungfer Köchin, sagt der Küster, wird gewiss

gerne dabei sein wollen, und wenn sie ihr Erspartes dazu legt, so getraue ich mir die Engel Gottes zu erbitten, daß sie ihr auch zu einer lebendigen Himmelfahrt verhelfen. Die Jungfer Köchin ward hereingerufen und befragt: Es fiel ihr zwar schwer, von ihren ersparten Pfennigen zu scheiden; aber der Herr Pfarrer sagte, im Himmel gebe es wieder neues Geld. So gab sie endlich, obwohl ungern, ihren Willen drein. Mit Ungeduld erwarteten nun die drei frommen Leute das gegebene Zeichen; aber die Kirche wollte nicht hell werden. Endlich meinte doch der Küster, daß ein schwacher Schimmer durch die Fensterscheiben bräche. Die Jungfer Köchin leugnete noch; allmählich ward es aber heller und zuletzt so hell, daß selbst der Widerspruchsgeist der Jungfer Köchin zugestehen muste, daß die Kirche erleuchtet sei. Jetzt war bei dem Küster kein Halten mehr; das Zeichen mit der Glocke wollte er nicht abgewartet haben: die Bauern möchten sonst Unrath merken und mitfahren wollen. Eilends nahmen sie die Geldsäcke unter den Arm und liefen der Kirche zu. Das Thor war offen und wie der Küster bemerkte, auch der Glockenthurm. In der Kirche sahen sie ein bewegtes Meer kleiner Lichterchen: ein seltsamer, schöner Anblick. Die Räuber hatten den Krebsen brennende Wachsdochte auf die Scheeren geklebt und nun krochen sie hin und her und erhellten die Kirche. Das seien die Seelen der Verstorbenen, hieß es, die auch noch erlöst würden, wenn die Kirche erbaut sei. Da legten sie ihr Geld dem einen Engel in die Hände und verlangten die Himmelfahrt anzutreten. So schlüpft hier hinein, sagte der Engel und

hielt einen Sack auf. Der Herr Pfarrer war etwas wohl beleibt und gieng ſchwer hinein; als er aber einmal drinn war, erweiterte ſich der Sack und gab auch noch dem magern Küſter und der kurzen Jungfer Köchin Raum. Es war gleichwohl ſchwere Laſt, und als der Weg angetreten ward und den Berg hinaufführte, konnten die Engel den Sack nicht ſchleppen ohne daß es Kopfſtöße ſetzte. Autſch, autſch! ſchrie die Jungfer Köchin. Aber die Engel ermahnten zur Geduld. Habt ihr nicht gehört, daß der Weg zum Himmel ſteil und ſteinig iſt? Weiterhin waren Pfützen nicht zu vermeiden; die Hindurchgeſchleppten klagten darüber; aber die Engel ſprachen: Jetzt ſind wir ſchon in den Wolken. Inzwiſchen war es Morgen geworden. Der Hirt trieb eben die brüllenden Rinder zum Thor hinaus. Da hört ihr ſchon die himmliſchen Heerſcharen ſingen, ſagten die Räuber, warfen den Sack in die Dornen und brachten ihr Geld in Sicherheit.

55. Die kluge Grete.

Es war einmal eine kluge Magd, die dachte immer gar fleißig nach über die Dinge, die da kommen könnten. Einsmals wurde sie hinunter geschickt in den Keller, den Gästen Wein zu zapfen. Wie sie nun da unten vor dem Faß saß und zapfte, giengen ihr wieder allerhand kluge Gedanken durch den Kopf, was daraus werden sollte, wenn dieß und das geschähe. Und wie sie das so recht bedachte, schlug sie die Hände über dem Kopf zusammen und vertiefte sich ganz in den Gedanken an das unermeßliche Unglück. Inzwischen saßen die Gäste da oben und hatten nichts zu trinken. Als der Wirth merkte, daß sie unruhig wurden, sprach er selbst: Wo die Gret auch bleibt mit dem Wein! Lauf doch einmal herunter, Hans, und sieh zu, warum sie den Gästen den Wein nicht herauf bringt. Da gieng der Hans hinunter und als er in den Keller kam, sprach er zu der Gret: Wo bleibst du doch so lange und bringst den Gästen den Wein nicht herauf? Ach, Hans, sprach die Gret, du denkst gar nicht was mir für erschreckliche Dinge durch den Kopf gehen. Stell dir nur vor:

Hier sitz ich und denke
Und zapfe Getränke

Und denke wies wär, wenns käm,
Daß der Hans die Gret nähm,
Und die Gret kräg (kriegte) ein Kind,
Und das Kind, das fiel',
Und fiel in dem Zimmermann sein Beil:
Was das für ein groß Unglück wär!

Das ist aber auch wahr, Gret, sagte der Hans, das wär ja ein erschreckliches Unglück! Hiemit setzte sich der Hans zu der Gret und half ihr zapfen und über das große Unglück nachdenken, das geschähe, wenn es so käme wie sie dachte. Unterdeß hatten die Gäste da oben noch nichts zu trinken und wurden ganz ungeduldig. Der Wirth merkte es und sprach zu der Frau: So geh doch einmal selbst hinunter und sieh, wo die Zwei mit dem Wein bleiben. Da gieng die Frau selbst hinunter in den Keller und wie sie die Zwei vor dem Faß sitzen sah und nachdenken, sprach sie: Ums Himmelswillen! was treibt ihr Zwei hier beisammen, daß ihr den Gästen den Wein nicht herauf bringt? Ach, Frau, sagte Hans, ihr glaubt nicht, was die Gret wieder einen klugen Gedanken gehabt hat und was für erschreckliche Dinge geschehen könnten. Hört nur selbst:

Wir sitzen und denken
Und zapfen zu tränken
Und denken wies wär, wenns käm,
Daß der Hans die Gret nähm,
Und die Gret kräg ein Kind,
Und das Kind, das fiel',

Und fiel in dem Zimmermann ſein Beil:
Was das für ein groß Unglück wär!

Das iſt freilich wahr, ſagte die Frau, das wär auch ein ganz erſchreckliches Unglück. Und hiemit ſetzte ſich die Frau zu der Gret und dem Hans und half ihnen zapfen und nachdenken, was es für ein groß Unglück wär, wenn es ſo käm wie ſie dachten. In der Zwiſchenzeit hatten aber die Gäſte da oben noch immer nichts zu trinken und fiengen an zu wettern und zu fluchen. Als der Wirth das hörte, ſprach er: Wartet, ich will ſelbſt einmal hinunter gehen und zuſehen, wo ſie mit dem Wein bleiben. Da gieng der Wirth ſelber hinunter und wie er in den Keller kam und die Drei beiſammen ſitzen ſah und nachdenken, brach er los: Zum Henker! was ſteckt ihr hier die Köpfe zuſammen und bringt den Gäſten den Wein nicht hinauf? Ach, Mann, ſagte die Frau, wenn du wüſteſt, was die Gret einen klugen Einfall gehabt hat von den erſchrecklichen Dingen, die da geſchehen könnten. Denk nur einmal an:

Wir ſitzen und denken
Und zapfen zu tränken
Und denken wies wär, wenns käm,
Daß der Hans die Gret nähm,
Und die Gret kräg ein Kind,
Und das Kind, das fiel',
Und fiel in dem Zimmermann ſein Beil:
Was das für ein groß Unglück wär!

Potz Schlapperment! ſagte der Wirth, das muß ich geſtehen,

das wär mein Seel ein ganz entsetzliches Unglück. Und hiemit setzte der Wirth sich auch mit hin zu der Frau und half ihnen nachdenken über das große Unglück, das es wär, wenn es so käm wie sie dachten. Aber mit alle dem hätten die Gäste da oben verdurſten können. Das wollten sie nicht und fiengen an gewaltig zu lärmen und zu toben. Endlich sagten sie: Wir müßen, hol uns der Guckuck! selbst einmal hinab in den Keller gehen und sehen, warum sie uns den Wein nicht herauf bringen. Da giengen sie hinunter und wie sie in den Keller kamen und die Vier in einer Reihe sitzen sahen und nachdenken über das große Unglück, schrieen sie: Alle Teufel! was hockt ihr hier unten beisammen und laßt eure Gäste da oben verdurſten! Ach, ihr Herrn, sagte der Wirth, es ist gut, daß ihr kommt, ihr könnt uns behülflich sein. Denkt an, die Gret hat gar einen klugen Einfall gehabt, welch erschreckliche Dinge geschehen könnten. Und nun sitzen wir hier und denken

Und zapfen zu tränken
Und denken, wies wär, wenns käm,
Daß der Hans die Gret nähm,
Und die Gret kräg ein Kind,
Und das Kind, das fiel',
Und fiel in dem Zimmermann sein Beil:
Was das für ein groß Unglück wär!

Aber die Gäste sagten: Wir können euch nicht weiter behülflich sein, denn das Faß ist ausgelaufen und der Wein schwimmt durch den Keller.

56. Das Heiligthum.

Zwei Gevattersleute betrieben dasselbe kaufmännische Geschäft, aber mit sehr ungleichem Erfolge, denn der eine nahm zu an Glücksgütern, der andere gieng zurück. Das war nun sehr einfach, denn der eine war unverdroßen thätig, während der andere nur seinem Vergnügen nachgieng und seine Leute schalten und walten ließ. Gleichwohl meinte er nicht, daß es mit natürlichen Dingen zugehen könnte. Da sprach er eines Tags zu seinem Gevatter: Sagt mir doch nur, wie ihr es anfangt, daß ihr in eurem Handel reich werdet, während es mit mir den Krebsgang geht. Wir haben doch ein Geschäft und führen einerlei Waare; ihr aber gewinnt dabei und ich verliere. Ich bin doch auch kein Spieler noch Zecher. Ich habe schon gedacht, ihr müst ein Heinzelmännchen oder einen Hausgeist haben, der euch Glück und Segen bringt, daß euch Alles geräth und einschlägt. Oder wißt ihr eine geheime Kunst oder habt ein köstliches Reliquienstück, denn sonst weiß ich mir es nicht zu deuten. Der Gevatter wollte ihn nicht beschämen und sprach: Ein Heinzelmännchen hab ich nicht, versteh auch keine geheime Kunst; aber

ein köſtliches Reliquienſtück hat mir allerdings mein Vater hinterlaßen, das vom heiligen Grabe kommt. Das hänge ich um den Hals und trage es täglich durch das ganze Haus, in den Keller und auf den Boden und davon kommt mir der Segen. Ach, beſter Gevatter, ſprach Jener, thut mir doch die Liebe und leiht mir euer köſtliches Heiligthum, nur auf kurze Zeit, vielleicht daß es ſich dann bald mit meinen Umſtänden beßert, denn es ſteht wirklich bedenklich darum. Der Gevattersmann ſprach: Kommt morgen zu mir, ſo ſollt ihr es haben. Da gieng er heim und zog eine wurmſtichige Seidenſchnur durch eine Haſelnuß und gab es dem Gevatter, als er am Morgen zu ihm kam, es als ein Heiligthum am Halſe zu tragen. Der dankte ihm und that nach ſeiner Anweiſung, trug das Heiligthum täglich durch das ganze Haus, in Küche und Keller, Stall und Scheuer, auf Heu- und Kornböden und in alle Vorrathskammern. Da ſah er denn die heilloſe Verwahrloſung überall, und wie im Keller mit Wein, Bier und Oel, in Küche und Speiſekammer mit Brot, Fleiſch und Gemüſe, im Stall mit dem Vieh, in den Gewölben mit den Waaren, auf dem Boden mit Frucht und Samen nachläßig und verſchwenderiſch umgegangen ward, und als er in ſeine Schreibſtube kam, und ſeine Bücher aufſchlug, fand er, daß die Briefe nicht eingetragen, die Rechnungen nicht ausgeſchrieben, die bezahlten Poſten nicht gelöſcht, die unbezahlten nicht beigetrieben wurden. Da fiel es ihm wie Schuppen von den Augen: er begriff jetzt, warum er zurück wirthſchaftete und verſtand ſeines Gevatters Meinung mit dem Heiligthume,

das er im ganzen Hause umhertragen sollte und nahm sich vor, ein anderer Mensch zu werden und täglich selbst auf sein Geschäft zu merken. Das hat er auch gehalten und ist ein reicher Mann geworden. Das Heiligthum aber brachte er dem Gevatter wieder und sagte ihm doppelten Dank, einmal für den guten Rath und dann für die schonende Art, wie er ihm den Rath beigebracht hatte.

57. Der kluge Mann ohne Glück.

Ein Hausierer, der mit Hülfe eines Esels einen kleinen Handel mit Seidenwaaren betrieb, die er in Süddeutschland einkaufte und in Westfalen wieder absetzte, pflegte die eine Hälfte des Sacks, womit er sein Thier belud, mit Steinen als Gegenfracht zu füllen, während die andere die Waaren enthielt. Nahm er die Verpackung in der Heimat vor, wo er volle Muße hatte, so war das Gleichgewicht leicht gefunden; hatte er aber unterwegs etwas verkauft und mußte nun einen Theil der Steine ausschütten, damit sein Esel auf beiden Seiten gleich schwer trüge, so kostete ihm das oft viel Kopfbrechens, sonderlich, wenn sich auf der Straße ein Kreiß von Neugierigen um ihn sammelte, die ihm mit An- und Abrathen das Concept verdarben. Wie er einst in solcher Verwirrung sich durch einen herzhaften Fluch erleichterte, trat ein Mann zu ihm und sagte: Guter Freund, laßt mich einmal machen. Ich will es so einrichten, daß euer Esel nur halb so viel Last hat und doch auf beiden Seiten gleich schwer trägt. Der Hausierer sah den Wundermann mit großen Augen an und ließ ihn gewähren. Da schüttete dieser die Steine auf die Straße, zählte dann die Waarenpäckchen

ab und vertheilte sie gleichmäßig in die beiden Hälften des Sacks und der Esel trug richtig auf beiden Seiten gleich schwer und doch nur halb so viel als zuvor. Da sagte der Händler seinem Wohlthäter im Namen seines erleichterten Esels großen Dank für seine sinnreiche Erfindung, und zwar mit aufrichtigem Herzen, denn er überschlug im Stillen, daß nun sein grauer Gefährte doppelt so viel Waaren tragen könne als bisher, mithin sein Gewinn sich verdoppeln müße. Diese Hoffnung scheint sich ihm auch erfüllt zu haben; denn als der Seidenhändler ein ander Mal wieder in dieselbe Stadt kam, gedachte er seinem Rathgeber in Anerkennung seines nun bewährt gefundenen Rathes einen Besuch abzustatten. Leider wuste er aber seine Wohnung nicht; da begegnete er ihm zum Glück auf der Straße. Als er nun sein dankbares Herz vor ihm ausgeschüttet hatte, ließ er sich ins Gespräch mit ihm ein und fragte dabei nach seinem Gewerbe. Viel, meinte er, müst ihr nicht zu schaffen haben, da ihr stäts auf der Straße zu finden seid; und doch seht ihr nicht darnach aus als ob ihr von euern Zinsen lebtet. Da gestand dieser, er habe allerdings nicht gar viel in die Suppe zu brocken; ein Gewerbe aber betreibe er nicht. Das wundert mich, sagte der Hausierer kopfschüttelnd; ich sollte denken, einem so geschcidten Manne könne es gar nicht fehlen, bei jedem Gewerbe reich zu werden. Da irrt ihr sehr, versetzte der Pflastertreter, ich hab es auf alle Weise versucht, und mit keiner hat es mir gelingen wollen. Ich hab einmal kein Glück! Mit diesen Worten ließ er den Hausierer stehen und bog in eine andere Straße ein.

Ich hab kein Glück! Dieſe Worte tönten dem Hauſierer noch in den Ohren nach, als er ſchon vor dem Städtchen war. Haſt du kein Glück, dachte er, ſo kannſt du auch nicht zum Glücke rathen und ich war ein Narr, daß ich mich von dir belehren ließ. Ich hätte erſt nachfragen ſollen, ob du dir auch ſelber zu rathen wüſteſt. Hiemit ließ er ſeinen Eſel ſtille ſtehen, räumte den Sack aus, packte die noch unverkauften Waaren alle wieder nach ſeiner alten Weiſe in die eine Seite des Sacks und ſah ſich nach Steinen um, womit er die andere beſchweren und das Gleichgewicht wieder herſtellen wollte. Zum Glück war die Gegend gebirgig und der nächſte Felſen ſo verwittert, daß er leicht einige zerbröckelte Steine davon riß und ſo den nöthigen Ballaſt gewann. Damit zog er weiter von Ort zu Ort und betrieb ſein Geſchäft und verkaufte hier ein Päckchen und dort ein anderes und verſäumte nicht, ſeinen ohnedieß jetzt wieder unter ſchwerer Laſt ſeufzenden Eſel auf der einen Seite um ſo viel zu erleichtern als er auf der andern abgeſetzt hatte. Wie er aber das letzte Päckchen an den Mann gebracht hatte, hob er den Sack ab und ließ den Reſt der Gegenfracht luſtig auf die Erde kollern. Das geſchah auf öffentlicher Straße, wo es ihm an Zuſchauern nicht fehlte. Darunter war aber Einer, der ſich die Sache näher betrachtete. Er hob einen der Steine auf, ſchlug ein Stück mit dem Schlegel davon, prüfte den Bruch mit der Brille auf der Naſe und fragte mit wachſendem Erſtaunen: Wie kommt ihr an dieſe Steine, guter Freund? Ich will euch fünf Thaler geben, wenn ihr mir nachweiſt, wo ſie

gebrochen werden. Ich gebe zehne, rief ein Anderer, der auch Hammer und Schlegel auf der Mütze trug. Zwanzig! rief der erste wieder und so boten diese Beiden sich auf bis zu fünfhundert Thalern. Als kein weiteres Aufgebot erfolgte, schlug der Hausierer munter ein und freute sich, den Rathschlägen des klugen Mannes ohne Glück nicht länger nachgelebt zu haben.

58. Die drei Schwestern und das seltsame Brautpaar.

Eine Frau hatte drei Töchter, die sie längst gern an den Mann gebracht hätte; aber kein Freier wollte anbeißen, weil sie einen Fehler an sich hatten, der darin bestand, daß sie nicht rein sprechen konnten. Endlich meldete sich aber doch ein junger Mann bei der Mutter und sagte, er hätte wohl Lust eine von ihren drei Töchtern zu heiraten: nächstens würde er kommen zu sehen, welche ihm am Besten gefiele. Da sagte die Mutter zu ihren Töchtern: Hört ihr wohl, wenn der Freier kommt, so müst ihr ganz stille sein wie die Mäuse und euch um nichts bekümmern als um euer Spinnrad. Ja, liebe Mutter, sagten die Töchter, das wollen wir thun, darauf kannst du dich verlaßen. Als nun der junge Mann seinen Besuch abstattete, da saßen die drei Schwestern und spannen und sprachen kein Wort. Die Mutter aber unterhielt sich mit dem Freier und strich ihre Töchter heraus, wie fleißig sie wären und sagte, mehr als ihre Töchter könnte kein Mädchen im ganzen Dorfe spinnen. Aber während sie so ihre Töchter rühmte, verlor die eine den Drat (Faden) und rief: De Dat de bicht (der Drat der bricht). Da sagte die andere gleich: Töt an (Knöt oder knüpf an),

worauf die dritte unwillig hinzufügte: Mode ſad wi ſolle nich pete, pecken alle de (Mutter ſagte, wir ſollen nicht ſprechen, und ſprechen alle Drei). Da ſah der Freier, wo das Laken geſchoren war, nahm einen kurzen Abſchied und wenn die Schweſtern nicht ausgeſponnen haben, ſo ſpinnen ſie noch.

Wenn es bei dem mündlichen Vortrag vorſtehender Geſchichte ſchon darauf ankommt, daß der Erzähler die mangelhafte Ausſprache der Schweſtern gut nachzuahmen wiße, ſo iſt bei der nachſtehenden nahverwandten noch viel mehr an der Kunſt und dem mimiſchen Geſchick des Erzählers gelegen:

Zwei adlige Eheleute thaten ſich kaum ſo viel auf ihre Ahnen als auf ihre Geſichtsbildung zu Gute und Beide mit gleichem Recht, denn dem Eheherrn war der Mund nach der rechten Seite gewendet, der Frau Gemahlin aber nach der linken. Sie hatten nur einen einzigen Sohn, der, wenn er auch die Vorzüge der Eltern nicht geerbt hatte, ſich doch wieder einer eigenthümlichen Schönheit erfreute, denn ihm war die Oberlippe über die Unterlippe gewachſen. Als dieſer zu männlichen Jahren kam, wünſchten die Eltern, daß er das Geſchlecht fortführe; auch war er ſelber nicht abgeneigt, eine ſtandesgemäße Lebensgefährtin zu wählen, nur müße ſie hübſch „in der Art" bleiben: an dieſer Bedingung hielten ſie alle Dreie feſt. Nun war es freilich nicht ſo leicht, hier eine paſſende Wahl zu treffen; doch gelang es endlich dem Scharfblick eines wohlmeinenden Hausfreundes, ein Fräulein auszumitteln, die allen Anſprüchen zu genügen ſchien, ſonderlich da ihr die Unterlippe über die

Oberlippe gewachſen war, wodurch ſie die Reize jener zu ergänzen und das Kleeblatt erſt zu einem ſeltenen zu machen verſprach. Die jungen Leute, die für einander geſchaffen ſchienen, waren ſich gewogen. Die Eltern willigten beiderſeits ein und der Verlobung folgte die Hochzeit auf dem Fuße und ward mit großer Pracht begangen. Als es nun am Abend in die Kammer gieng und die Braut ſich ſchon verſchämt in die Decken hüllte, wollte der Bräutigam das Licht ausblaſen, konnte aber damit nicht zu Stande kommen, denn wie viel er auch blies, ſo blies er doch immer zu tief und traf die Flamme nicht. Endlich bemerkte es die Braut, und gedachte ihm zu helfen, ſprang aus dem Bette und ſprach: So muſt du blaſen! Aber auch ſie traf die Flamme nicht, ſie blies und blies und blies immer zu hoch, und der Bräutigam blies mit und blies zu tief und ſo blieſen ſie Beide drunter hin und drüber hinaus und das Licht brannte luſtig weiter. Zum Glücke hatte die Brautmutter, draußen an der Thüre gelauſcht und der Verlegenheit des Brautpaars abzuhelfen, öffnete ſie mit dem Nachſchlüßel, trat herein und ſagte: Ihr blaſt zu tief und blaſt zu hoch, ſo müſt ihr blaſen! Weil ihr aber der Mund nach der linken Seite ſtand, blies ſie immer an der Flamme vorbei, und da ihr Blaſen nicht half, blies auch der Bräutigam wieder mit und blies von oben drunter hin, und die Braut blies auch wieder und blies von unten drüber hinaus und alſo blieſen ſie alle Drei und das Licht brannte luſtig fort und kümmerte ſich nicht um ihr Blaſen. Inzwiſchen vermiſste der Brautvater unten bei den Gäſten die

Brautmutter, ſchlich ihr nach vor die Kammer, lauſchte an der Thüre und hörte das Blaſen, trat herein und ſagte: Ihr blaſt alle nicht recht: ſo müſt ihr blaſen! Weil ihm aber der Mund nach der rechten Seite ſtand, blies auch Er immer vorbei, und da ſein Blaſen nicht half, blies auch die Brautmutter wieder mit und blies Er rechts und Sie blies links und der Bräutigam blies von oben drunter hin und die Braut von unten drüber hinaus und ſo bliesen ſie alle Vier und das Licht brannte luſtig weiter und kümmerte ſich um all ihr Blaſen nicht. Inzwiſchen vermiſsten die Gäſte Brautmutter und Brautvater und ſchickten den Hausfreund hinaus, zu ſehen, wo die Wirthe blieben. Der ſuchte ſie überall im Hauſe und kam an die Kammerthür, horchte und hörte das Blaſen von Oben nach Unten, von Unten nach Oben, von der Rechten zur Linken, von der Linken zur Rechten. Da trat er leiſe hinein und ſagte: Das macht ihr Alle nicht recht, ſo müſt ihrs machen! Und hiemit ſpitzte er Daumen und Zeigefinger, griff in die Flamme und löſchte ſie aus, ohne zu blaſen. — Und wenn Nachbar Andres das erzählte, der es vortrefflich nachzumachen wuſte, wie ſie alle Viere bliesen, ſpitzte er, um zu zeigen, wie der Hausfreund das Licht auslöſchte, gleichfalls Daumen und Zeigefinger und putzte das einzige Licht in der Stube aus, daß wir Alle im Dunkeln ſaßen und meinten, wir wären auch mit in der Hochzeitkammer.

59. Hier hilft kein Maulſpitzen, es muß gepfiffen ſein.

Den Urſprung dieſes Sprichworts zu erläutern, erzählt man folgende Geſchichte: Zwei Räuber ſetzten ſich unter den Galgen und warteten auf den dritten, der mit ihren Sachen nachkommen ſollte. Da ſagte der eine zum andern: Unſer Geſell iſt ein rechter Dummbart, er läuft noch einmal an und dann kann es uns auch ſchlecht gehen: wir müßen ſehen, daß wir ihn los werden. Der andere ſagte: Das wollen wir bald fertig kriegen: laß mich nur machen. Als der dritte nun nachkam und ſich über ihren Warteplatz entſetzte, ſagte der zweite: Biſt du denn bange vor dem Galgen? Freilich, ſagte er, ich mag nicht daran hangen. Ach, meinte der andere, ich glaube, das iſt ein leichter Tod; laß uns das einmal verſuchen. Ich will dir den Strick um den Hals legen und dich hinaufziehen, und wenn du das nicht länger aushalten kannſt, ſo brauchſt du nur zu pfeifen, ſo laß ich dich wieder herab: darauf kannſt du dich verlaßen. Der dritte war gutmüthig genug, ſich das gefallen zu laßen. Als er nun hieng und den würgenden Strick nicht länger aushalten konnte, ſpitzte er den Mund, wollte pfeifen und konnte es nicht. Da ſagten die andern aber: Hier hilft kein Maulſpitzen, es muß gepfiffen ſein! und ließen ihn hangen.

60. Der Eierkuchen.

Ein rechtschaffener Mann hatte eine gottlose Frau, die zum Glück nicht klug genug war, ihn zu verderben wie sie gern gewollt hätte. Eines Tags klagte sie ihrer Nachbarin wie leid und lästig ihr der Mann wär und wie sie gern Alles thäte ihn los zu werden, sie wüste aber nicht Mittel und Wege. Die Nachbarin, die es gut mit dem Manne meinte, gab ihr zur Antwort: Dazu weiß ich euch keinen Rath; mich dünkt aber, ihr hättet schon viel gewonnen, wenn ihr es nur dazu brächtet, daß er blind würde: wie leicht könntet ihr ihm dann einmal unversehens einen Stoß geben, daß er ins Waßer fiele und euch kein Vorwurf träfe. Das ist wohl wahr, sagte die Frau; aber wie sollte ich das machen, daß er blind würde? Dazu weiß ich Mittel, sagte die Nachbarin; backt ihm nur täglich einen Eierkuchen, so werden seine Augen allmählich abnehmen und zuletzt gar nichts mehr sehen. „Hätte ich das gewust," sagte die Frau, „Eierkuchen ißt mein Mann für sein Leben gern, er hat aber sein Leibgericht noch nicht oft bei mir gesehen; jetzt soll er es alle Tage haben." Dieß Gespräch erzählte die Nachbarin ihrem Nachbarsmann, der ihr sehr dafür

dankte, daß sie ihm zu seinem Leibgericht verhalf, denn nun backte ihm die Frau alle Tage Eierkuchen und er ließ sie sich wohlschmecken. Nach einiger Zeit fieng er an zu klagen, daß ihm so dunkel vor den Augen würde: er fürchte, zuletzt gar blind zu werden. Aber die Frau tröstete ihn: Das bildest du dir nur ein, lieber Mann, setze dir doch so was nicht in den Kopf. Weil sich aber nun die Kraft der Eierkuchen zu bewähren schien, backte sie ihm jetzt zwei für einen und dem Mann ward es nun täglich dunkler und dunkler vor den Augen, bis er zuletzt erklärte, er sähe nun gar nichts mehr und wär stockblind. Die Frau wollte es ihm immer noch ausreden; er blieb aber dabei und sagte: Das ist doch ein elendes Leben. Blinder Mann, ein armer Mann, heißt es im Sprichwort, und Sprichwort wahr Wort. Kein Hund möchte länger so leben. Wenn du mich noch ein Bißchen lieb hast, so hab Mitleid und hilf mir aus diesem Elend. Jeder Tod soll mir eine Wohlthat sein. Ja, wie soll ich das machen? sagte die Frau, und freute sich heimlich, daß sie bald am Ziel ihrer Wünsche stände. Das ist gar leicht zu machen, sagte der Mann; du brauchst mich ja nur an des Müllers Teich zu führen und mir dann einen Stoß zu geben, so bin ich erlöst aus diesem Jammerthal. Hab doch ein Einsehen! Ach Mann, sagte die Frau, wie könnt ich das über mein Herz bringen, dich ertrinken zu sehen! Liebe Frau, sagte der Mann, du thust mir ja den gröſten Liebesdienst. Wenn du es nicht über dein Herz bringen kannst, mich ertrinken zu sehen, so will ich

mich hinter eine Strohmatte ſtellen, daß du mich nicht ſiehſt. Du giebſt dann der Strohmatte den Stoß und die Strohmatte ſtößt mich hinunter, nicht du. So bin ich erlöſt und du haſt dir keinen Vorwurf zu machen. Wenn es denn nicht anders ſein kann, ſagte die Frau, und du es durchaus ſo haben willſt, ſo will ich dir in Gottes Namen helfen, daß du davon kommſt. Sie giengen alſo nach dem Teiche, der Mann ſtellte ſich hinter die Matte, die Frau nahm einen Anlauf und rannte aus Leibeskräften dawider. Der Mann aber, der recht gut ſah, war ſchnell bei Seite geſprungen, die Bürde wich der Gewalt des Stoßes und die Frau ſtürzte mit ihr kopfüber ins Waßer. Ach Hülfe, Hülfe, lieber Mann, rief ſie und jammerte, ich ertrinke! Hilf mir doch heraus. Ja, liebe Frau, herzlich gerne, ſagte der Mann; aber wo biſt du? ich kann dich nicht ſehen; du weiſt ja, die Eierkuchen haben mich ganz blind gemacht.

61. Die Widerſpenſtige.

Der gute Markart hatte die üble Adelheid zur Frau; die that ihm alles gebrannte Leid und gab ihm nicht ſatt zu eßen. Als ſie ihn einſt wieder faſten ließ, fiel ihm ein, daß er noch ein Paar Pfennige in der Taſche hätte, damit wollte er ſich im Dorf einen Weck kaufen. Sie merkte aber was er vor hatte und ſchlug ihn ſo lange bis er das Geld herausgab. Da dachte er, was ſoll ich anfangen, daß ich ſie auf meinen Weg bringe? Eben liefen Leute vorbei, die auf den Jahrmarkt wollten, der im nächſten Orte gehalten wurde. Da ſprach er zu ihr: Da rennt auch wieder Mancher auf den Markt, der beßer daheim bliebe. Du kannſt Gott danken, daß du keinen Mann haſt, der allen Meſſen und Märkten nachzieht wie dieſe da, die Hab und Gut verſaufen. Was? rief die üble Adelheid, willſt du noch groß thun? Jetzt muſt du auch auf den Markt. Ach nein, liebe Adelheid, laß uns daheim bleiben, daheim iſts fein. Nichts da, rief ſie, wir gehen auf den Markt. So laß uns wenigſtens das Geld zu Hauſe laßen, damit wir es unſern Kindern nicht verthun. Nun hör Einer, rief ſie, das Geld nehm ich mit und verzehr es: die Kinder

können sich auch plagen. Er muste also mit auf den Markt. Da begegnete ihnen ein Mann in einem neuen blauen Rock, der gefiel dem guten Markart. Sieh doch, liebe Adelheid, sprach er zu ihr, was das für eine Narrentracht ist. Die Kinder auf der Straße werden ihm nachlaufen, wenn er nach Hause kommt. Was hast du gegen den Rock, alberner Tropf? du sollst auch so einen tragen. Ach nein, liebe Adelheid, mach mich nicht zu Spott. Es ist ja über meinen Stand, so theures Zeug zu tragen. Muß es sein, so kauf mir nur einen ganz schlechten. Den allerbesten must du haben, sag ich dir, der auf dem ganzen Markt zu finden ist. Damit gieng sie in den Laden und ließ ihm sieben Ellen vom feinsten blauen Tuch anmeßen. Nun laß uns aber auch nach Hause gehen, sonst geht noch mehr darauf. Wo denkst du hin? Jetzt bleiben wir gerade hier. Ach, liebe Adelheid, so laß uns doch nicht zu viel an unser Eßen und Trinken legen. Ich nehme gern mit Schwarzbrot vorlieb, und will auch keinen Wein trinken, Waßer thuts auch; die Zeiten sind gar zu schlecht. Zeiten hin, Zeiten her, rief die üble Adelheid, du sollst Weißbrot eßen und den besten Wein trinken. Damit führte sie ihn ins Wirthshaus und ließ wacker anrichten. Hier gefällt es mir wohl, sagte der gute Markart, hier möcht ich bleiben bis morgen früh. Als sie das hörte, stand sie auf, zahlte die Zeche und trat den Heimweg an. Der Weg führte am Waßer vorbei. Geh doch nicht so nah am Ufer, rief der gute Markart, du könntest hineinfallen und ertrinken. Nun geh ich gerade hier am Rande, rief sie,

weil du dein loſes Maul nicht halten kannſt. Sie gieng aber ſo nah am Abhang, daß der Rand unter ihr wich: da fiel ſie ins Waßer und ertrank. Der gute Markart hätte ſie gerne wieder herausgezogen, aber ſchon war ſie vom Waßer verſchlungen. Siehſt du, du haſt mir nicht folgen wollen; nun iſt es dein Schade. Wüſte ich nun, wo ich dich ſuchen ſollte, ſo zög ich dich gerne wieder heraus. Ich will aber mein Beſtes thun, und nach dir ſuchen wo ich denke, daß du zu finden biſt. Damit gieng er aufwärts längs dem Waßer her und fiſchte nach ihr mit einem langen Rechen, den er auf einer Wieſe fand. Da begegnet ihm Einer und fragte: Wonach fiſcht ihr hier, guter Freund? Nach meiner Frau, ſagte der gute Markart, die iſt mir ſo eben ins Waßer gefallen. „Hier an der Stelle?“ Nein, ſagte der gute Markart, weiter unten. Ei, Freund, ſagte der Mann, ſo müſt ihr nicht hier oben ſuchen, der Strom wird ſie herabgeführt haben. Da kennt ihr meine Frau ſchlecht, ſagte der gute Markart, dazu war ſie zu widerſpenſtig, daß ſie mit dem Strom ſchwimmen wollte. Sie iſt all ihr Lebtag gern gegen den Strom geſchwommen. Ach, ſagte der Fremde, war ſie ſo Eine, ſo mag euch euer Suchen wohl frommen. Wenn ihr ſie aber nicht bald findet, ſo laßt es lieber ganz ſein. So Eine findet ihr immer wieder. Da folgte der gute Markart ſeiner Lehre und ließ ſein Suchen bleiben, hat auch bald wieder eine gefunden: wenn die nicht beßer war, ſo war ſie doch ſchwerlich ſchlimmer.

62. Kleesam.

In einer kleinen Stadt starb ein Mann, der seinen beiden Söhnen nichts hinterließ als Haus und Garten: darein musten sie sich theilen. Der ältere half sich bald: er freite eine kinderlose Wittwe, die ihm so viel mitbrachte, daß er seinen Theil des Hauses ausbauen und Gastwirthschaft treiben konnte. Der jüngere hatte nur ein armes Mädchen geheiratet, die ihm Kind auf Kinder gebar; die aßen ihm die Haare vom Kopfe bis er zuletzt so arm ward, daß er sein Brot im Gemeindewald mit Holzhacken verdienen muste. Der reiche Bruder, der kinderlos blieb und noch alle Tage reicher ward, gab aber dem armen nichts; auch hätte es seine Frau nicht gelitten, die ihrer Schwägerin spinnefeind war und sie ein Bettelweib über das andere schalt, wenn sie sich nur bei ihr blicken ließ.

Nun fuhr einmal der Holzhacker mit zwei Eseln in den Wald, Laub und Reiser zur Feuerung zu holen. Sein Mittagsbrot hatte er in die Tasche gesteckt, weil er den ganzen Tag arbeiten muste. Als er nun zu Mittag da saß und sein trockenes Schwarzbrot verzehrte, hörte er ein Geräusch, als wenn ein ganzer Haufen gewappneter Männer daher käme. Vor Angst kletterte er auf

einen Eichbaum und ſah, daß es Räuber waren, die ſchwere Säcke daher ſchleppten. Gerade unter ſeinem Baum machten ſie Halt und einer der Räuber, den er für den Hauptmann hielt, trat vor den Berg und rief: Kleeſam, thu dich auf! Da that der Berg ſich auf und die Räuber trugen ihre Säcke hinein; als ſie aber drinne waren, rief der Hauptmann: Kleeſam thu dich zu, und der Berg ſchloß ſich. Nun merkte der Holzhauer ſich den Platz wohl, blieb aber ruhig auf ſeinem Eichbaum ſitzen. Nach einiger Zeit that ſich der Berg auf, die Räuber kamen heraus und der Hauptmann rief: Kleeſam, thu dich zu; da ſchloß ſich der Berg. Darauf ziehen die Räuber ihres Weges fort in den Wald. Als der Holzhacker ſieht, daß reine Bahn iſt, denkt er, du willſt doch ſehen, ob ſich der Berg auch aufthut, wenn du ſo rufſt. Damit klettert er von dem Baum, trat vor den Berg und rief: Kleeſam, thu dich auf! Richtig, der Berg thut ſich auf: er geht hinein, eine Treppe hinunter und gelangt in ein großes Gewölbe, da liegen ganze Haufen Gold. Gleich lief er zurück und holte die Leintücher, die er um Holz und Reiſer zu ſchlagen pflegte, wenn er nach Hauſe fuhr. Die füllte er im Gewölbe ſo ſchwer mit Gold als er dachte, daß ſeine Eſel tragen könnten. Mühſam ſchleppte er dann den Schatz die Treppe hinauf und rief: Kleeſam, thu dich zu! worauf der Berg ſich ſchloß. Da belud er ſeine Eſel und trieb ſie fröhlich nach Hauſe. Wie er nun heimkommt, geht er erſt ins Haus und ſchickt die kleinen Kinder in den Garten; nur ſeine älteſte Tochter Marianne, die ein

kluges Mädchen war, durfte bei der Mutter bleiben. Darauf lud er die Esel ab, trug die Schätze in das Zimmer und erzählte den beiden wie er daran gekommen sei. Nun hatten die eine große Freude, daß sie auf einmal reich waren und nicht mehr im Wald die schwere Arbeit zu thun brauchten. Die Frau hätte aber doch gerne gewust wie viel sie besäßen. Da schickte sie ihre Tochter Marianne zu den reichen Leuten, ihren Schwägern, ein Scheffelmaß zu borgen: damit sollte das Gold gemeßen werden. Die Schwägerin wunderte sich, was sie wohl meßen wollten: sie hätten ja nicht das liebe Brot im Hause. Aber Marianne versetzte: Ihr habt doch wohl selbst gesehen, daß mein Vater so eben mit zwei Eseln nach Hause getrieben kam. Im nächsten Ort ist Markt, wie ihr wißt: da hat er Linsen eingekauft für den Winter; was übrig bleibt wollen wir im Frühjahr im Garten säen. Das Geld haben wir uns lange zusammen gespart. Da lieh die Schwägerin ihr den Scheffel, schmierte aber aus Vorwitz Talg hinein; vielleicht bleibe etwas hangen, woran sie sehen könnte was sie gemeßen hätten. Nach einiger Zeit schickte sie eine Magd hin, den Scheffel zurückzufordern, denn die Neugier ließ ihr keine Ruhe; auch war ihr bange, sie bekäm ihr Gemäß nicht wieder. Als der Scheffel wieder gebracht wird, war richtig etwas am Boden hangen geblieben, aber Linsen nicht; es war ein blankes Goldstück. Sogleich läuft sie zu ihrem Manne und sagt: Was meinst du wohl, was sie gemeßen hätten? Gold haben sie gemeßen. Sieh nur selbst! Wie kommen sie daran? Das geht nicht mit rechten Dingen

zu. Der Gastwirth schüttelt den Kopf und sagt: Das ist mir selbst zu rund. Ich muß es aber wißen und das noch heute. Da geht er gleich hinüber zu seinem Bruder, zeigt ihm das Goldstück und sagt, nun müße er ihm bekennen, wie er daran käme, sonst zeige er es den Gerichten an, denn er dulde in seinem Hause keinen Unterschleif. Der Holzhacker wollte erst Ausflüchte machen; aber der Gastwirth setzte ihm so zu, daß er ihm endlich Alles erzählen muste. Er zeigte ihm auch den Berg und lehrte ihn die Worte, die er sprechen müste, damit der Berg auf- und zugienge. Da fuhr der Reiche gleich des andern Tages mit zwölf Pferden vor den Berg und sagte: Kleesam, thu dich auf! und der Berg that sich auf. Da gieng er mit vierundzwanzig großen Säcken hinunter, füllte sie alle mit Goldstücken und schleppte einen nach dem andern die Treppe herauf bis an die Thüre. An der Thüre sagte er: Thüre thu dich auf! die Thüre blieb aber zu. Er hatte das rechte Wort vergeßen und konnte sich nicht mehr darauf besinnen; vergebens nannte er Alles daher was ihm einfiel: die Thüre wollte nicht aufgehen. Da kamen zufällig die Räuber daher und sahen die zwölf Pferde vor dem Berge stehen. Da sagen sie zu einander: Was soll denn das bedeuten? gewiss ist unsere Schatzkammer verrathen. Sogleich gehen sie an den Berg und hören inwendig Jemand rufen. Da befiehlt der Hauptmann, den Ausgang zu besetzen und was herauskomme nieder zu machen. Wie er nun ruft: Kleesam thu dich auf! stürzt der Gastwirth hervor, und gleich wird ihm der Kopf abgeschlagen. Die

Räuber trugen dann die Säcke wieder hinab in das Gewölbe, ließen den Berg sich schließen und verscharrten den Leichnam unter dem Eichbaum in hohem Laub. Die Pferde ließen sie laufen und giengen ihres Weges in den Wald.

Als nun am Abend der Gastwirth nicht nach Hause kommt, geht die Frau in der Nacht zu ihrem Schwager und klagt ihm ihr Leid: ihr Mann wäre schon seit dem Morgen fort und noch immer nicht zurück; die Pferde wären aber ledig in den Stall gelaufen. Er sollte doch einmal im Walde nachsehen, ob sich keine Spur von ihm fände. Da ahnt ihm gleich nichts Gutes und verspricht, wenn er bei Tagesanbruch nicht daheim wäre, im Wald nach ihm zu suchen. Als er nun am Morgen nicht gekommen war, nimmt er seinen Esel mit Einem großen Sack und treibt in den Wald vor den Berg. Da ruft er: Kleesam, thu dich auf! worauf der Berg aufgeht. Da lauft er die Stiege hinab ins Gewölbe und findet Niemand, sieht aber die vierundzwanzig Säcke seines Bruders gefüllt da stehen. Er läuft wieder herauf, läßt den Berg sich schließen und sucht nach und findet ihn endlich enthauptet unter dem Laube. Da steckt er den Rumpf mit dem Haupte in den Sack, lädt ihn auf den Esel, legt noch Reisig darauf und treibt heim. Wie er nach Hause kommt, giebt er der Frau Auskunft, tröstet sie so gut er kann und verspricht, wenn die Schätze im Berge nicht verrathen würden, Alles redlich mit ihr zu theilen. Er werde ihr auch beistehen, daß sie die Gastwirthschaft fortführen könnte. Zunächst käme es jetzt darauf an, ihren Mann

begraben zu laßen ohne daß es Aufſehen gäbe und weder die Gerichte von der Schatzhöhle hörten, noch die Räuber erführen, daß ſie von ihr wüſten und ſie ſchon beraubt hätten. Das begriff die Gaſtwirthin, willigte in Alles und ließ ihm auch freie Hand, wie er es anſtellen wollte, daß ihr Mann begraben würde ohne daß man in der Stadt erführe wie er geſtorben wäre. Sie könnte ſelber nichts thun als ihn heute für krank ausgeben und morgen ſeinen Tod bekannt machen: in der Nacht müſte er aber Rath ſchaffen, daß ſie morgen die Leiche beſichtigen laßen könnte ohne daß ſein gewaltſamer Tod herauskäme. Nun fragte der Holzhacker ſeine Tochter Marianne um Rath: da ſagte ſie, vor der Stadt wüſte ſie einen armen Schuhflicker wohnen, durch den wollte ſie dem Oheim den Kopf wieder aufſetzen laßen und es ſchon ſo einrichten, daß er nichts verrathen könnte. Da wartete ſie die Nacht ab und ſchlich ſich als Mann verkleidet hinaus zu dem Schuhflicker und ſagte, er könnte ein ſchön Stück Geld verdienen, wenn er nur eine Viertelſtunde arbeitete; er müſte ſich aber die Augen verbinden laßen: ſo ſollte er bis an das Haus und hernach wieder zurück geführt werden. Der Schuhflicker konnte das Geld wohl brauchen und willigte nach einigem Bedenken ein. Da verband ſie ihm die Augen und führte ihn in das Haus zu der Leiche. Da nahm ſie ihm das Tuch ab und ſagte, nun hätte er weiter nichts zu thun als dieſem Manne den Kopf wieder aufzunähen. Der Schuhflicker macht ſich gleich an die Arbeit und in weniger als einer Viertelſtunde ſaß der Kopf wieder feſt auf dem Rumpfe.

Da kriegte er einen doppelten Friedrichsdor und ward von dem Mädchen mit verbundenen Augen wieder heimgeführt.

Kurze Zeit darauf kamen die Räuber wieder an den Berg und fanden, daß der Leichnam, den sie verscharrt hatten, verschwunden war. Da sagte der Hauptmann zu den Räubern, jetzt könnten sie sehen, daß ihre Schatzhöhle verrathen wäre. Sie müßten nun herausbringen, wer den Leichnam hätte fortschaffen und bestatten laßen: derselbe wüßte auch von der Höhle. Denn wenn ein Anderer ihn gefunden hätte, so würde es schon längst Lärm gegeben haben. Wer das nun ausmitteln wollte, der sollte sich melden. Da erbot sich einer der Räuber, der sich für sehr schlau hielt, auf Kundschaft zu gehen. Der verkleidete sich als ein fahrender Schüler und trieb sich lange in der Stadt und der ganzen Gegend umher, bekam aber nirgend Wind. Da kommt er eines Tags an der Bude des Schuhflickers vorbei und tritt hinein, weil an seinem Fußgeschirr etwas zu beßern war. Wie er nun fragt: Was giebt es Neues, Meister? sagt der Schuhflicker: Neues nichts, als daß ich vor etlichen Tagen einem Mann den Kopf aufgesetzt habe. Da freut sich der Räuber und denkt: Holla, nun komm ich endlich auf die Spur. Wie er aber fragt, ob er ihm denn sagen könnte, wo das geschehen wäre, sagt der Schuhflicker: nein, denn man hätte ihn mit verbundenen Augen dahin und wieder zurückgeführt. Da fragt der Räuber, ob er sich denn getraute, den Weg wieder zu finden, wenn man ihm die Augen verbände. Er wollte ihm einen doppelten Friedrichsdor geben, wenn er

ihm das Haus zeigen könnte. Der Schuster sagte, er wollte es versuchen und glaubte wohl, daß es geriethe, denn er hätte die Schritte gezählt und wär auch immer grad ausgegangen. Als es nun Nacht wurde, verband er ihm die Augen und gieng mit ihm nach der Stadt. Der Schuhflicker zählte die Schritte und wie er ausgezählt hatte, blieb er stehen und hatte auch das richtige Haus getroffen. Da zog der Räuber ein Stück Kreide heraus und macht damit einen Kranz um den Knopf an der Hausthüre. Darauf führte er den Schuster mit verbundenen Augen wieder zurück, gab ihm den doppelten Friedrichsdor und gieng zu seinem Hauptmann und sagte, er könnte ihm nun morgen das Haus zeigen. Am Morgen war aber Marianne früh ausgegangen, Milch zu kaufen. Wie sie zurückkommt, sieht sie um den Knopf an der Thüre einen Kranz gemalt. Da denkt sie, das hat was zu bedeuten, nimmt ein Stück Kreide und malt an allen Hausthüren die Reihe herauf und herunter um jeden Knopf einen Kranz. Als nun der Räuber mit dem Hauptmann kommt, ihm das Haus zu zeigen, kann er es nicht finden, weil an allen Hausthüren der Kranz um den Knopf gemalt ist. Da wird der Hauptmann zornig und läßt den Räuber erschießen, weil er sich hatte überlisten laßen. Da meldete sich ein anderer, der kommt auch zu dem Schuhflicker und fragt was es Neues gäbe. Da sagt der Schuhflicker, weiter nichts als daß er neulich Einem den Kopf wieder aufgenäht hätte. Da fragt er, ob er ihm denn das Haus zeigen könnte. Das könnte er nicht, sagte der Schuhflicker, denn er

wär mit verbundenen Augen dahin und wieder zurück geführt worden. Wenn man ihm denn die Augen wieder verbände, ob er sich dann das Haus zu finden getraute? Er sollte einen doppelten Friedrichsdor haben, wenn er es ihm zeigte. Das könnte gerathen, sagte der Schuhflicker, denn er hätte die Schritte gezählt und wär auch immer grad ausgegangen. Als es nun Nacht wurde, verband er ihm die Augen und gieng mit ihm nach der Stadt. Der Schuhflicker zählte die Schritte und als er ausgezählt hatte, blieb er stehen und hatte auch wieder das richtige Haus getroffen. Da zog der Räuber ein Stück Kreide heraus und malte einen Strich an das Haus. Dann führte er den Schuster mit verbundenen Augen wieder zurück an sein Haus, gab ihm den doppelten Friedrichsdor und berichtete dann seinen Hauptmann, er könnte ihm nun morgen das Haus zeigen. Am Morgen war aber Marianne wieder früh ausgegangen Milch zu holen; da sieht sie, wie sie zurückkommt, den Strich ans Haus gemalt. Da malt sie an alle Häuser die Reihe herauf und herunter einen Strich, und als der Räuber dem Hauptmann das Haus zeigen will, kann er es nicht finden, weil der Strich an alle Häuser gemacht war. Da wird der Hauptmann zornig und läßt auch diesen Räuber erschießen. Darauf geht er selber zu dem Schuhflicker und fragt was es Neues gäbe. Der Schuhflicker sagt, nichts als daß er neulich Einem den Kopf aufgenäht hätte. Ob er ihm denn nicht sagen könnte, wo das gewesen wäre? Nein, sagt der Schuhflicker, denn er wär mit verbundenen Augen dahin und zurück geführt

worden. Er hätte aber die Schritte gezählt und wär auch immer grabaus gegangen. Wenn er ihm nun einen doppelten Friedrichsdor gäbe, wollte er sich die Augen wieder verbinden laßen und dann das Haus wohl finden. Der Hauptmann sagte ihm den doppelten Friedrichsdor zu, fragte aber noch, wer ihn denn bestellt hätte, ein Mann oder eine Frau? Da sagt der Schuhflicker, der Kleidung nach wär es ein Mann gewesen; aber nach der Stimme ein Mädchen. Nun wartet er bis es dunkel ward, da verband er ihm die Augen und gieng mit ihm nach der Stadt. Der Schuhflicker zählte die Schritte und als er ausgezählt hatte, blieb er stehen und hatte auch zum drittenmal das richtige Haus gefunden. Der Hauptmann war aber klüger gewesen und hatte alle Häuser gezählt von der letzten Ecke bis da, wo der Schuhflicker Halt gemacht hatte, und also wuste er nun sichern Bescheid. Darauf führte er den Schuhflicker mit verbundenen Augen wieder an sein Haus, gab ihm den doppelten Friedrichsdor und gieng dann zu seinen Kameraden. So viel Leute er nun noch hatte, so viel Fäßer kaufte er, und noch eins mehr, das ließ er mit Oel füllen; in die andern aber steckte er je einen seiner Räuber, gab aber auch diese für Oelfäßer aus und sich selbst für einen Oelhändler. So kommt er an das Haus, das er sich gemerkt hatte, eines Abends mit den Fäßern gefahren und fragt, ob er für die Nacht da Herberge fände mit seinen Karren und Pferden. Da hieß es Ja, wenn Raum genug im Hofe wäre für so viel Karren, so könnte er da Herberge finden. Da fuhr er auf

den Hof und ſtellte ſeine Karren mit den Fäßern alle in Eine Reihe; die Pferde ſpannte er ab und zog ſie in den Stall, wo ſie wohl verpflegt wurden. In der Nacht, wenn Alles ſchliefe, ſo war es verabredet, ſollte er dann nur an die Fäßer klopfen, ſo würden die Räuber ſogleich den Fäßern den Boden ausſtoßen und ihm beiſtehen, Alles im Hauſe niederzumetzeln: hierauf wollten ſie ihre Pferde aus dem Stalle nehmen und auf und davon reiten: ihre Schatzhöhle wäre dann nicht mehr verrathen.

Als nun ſchon Alles im Hauſe ſchlief, denn auch der Oelhändler hatte ſich zu Bette gelegt, war die fleißige Marianne noch häuslich beſchäftigt, und ſah es gern, daß der alte Hausknecht ihres Oheims ſich am Feuer dehnte, denn er war gefällig und gieng ihr zuweilen auch wohl zur Hand. Darüber fieng ihr die Lampe an ſehr dunkel zu brennen: ſie ſah hinein und fand, daß ihr an Oel gebrach. Der Oelkrug war aber auch erſchöpft; es muſte ein anderer aus dem Keller geholt werden. Da klopfte ſie dem alten Johann auf die Schulter und bat ihn, eine Kanne Oel aus des Oheims Keller zu holen. Ich weiß, daß noch eine da liegt, ſagte ſie; damit iſt aber auch Matthäus am letzten. Muß ich für des Oheims Wirthſchaft die Arbeit beſorgen, ſo kann er auch das Oel dazu hergeben. Der alte Johann raffte ſich aus ſeinem Halbſchlummer auf und taumelte die Treppe herunter; beim Heraufgehen aber ſtolperte er und zerbrach den Krug. Das iſt eine ſchöne Beſcherung, ſagte das Mädchen: wo kriegen wir nun Oel auf die Lampe? die Läden ſind längſt alle geſchloßen. Sollen wir

hier im Dunkeln ſitzen und haben all die Oelfäßer im Hofe liegen? Geſcheidte Leute müßen keine Narren ſein. Man ſoll dem Ochſen, der da driſcht, das Maul nicht verbinden. Der Herr Oelhändler gäb uns gern ein Paar Tropfen Oel, wenn er nicht ſchliefe; er würde aber verdrießlich, wenn ich ihn darum weckte. Laß uns einmal ſehen, ob nicht eins der Fäßer rinnt; ſonſt müßen wir einen Bohrer nehmen. Da gieng ſie in den Hof und klopfte an das erſte Faß: das klang aber hohl und zugleich hörte ſie darin fragen: Iſt es ſchon Zeit? Ei, denkt ſie, iſt es ſo gemeint? Da giebt ſie leiſe Antwort: Nein, noch nicht. Sie geht und klopft auch an die andern Fäßer: die klangen alle hohl, und aus allen hörte ſie fragen, ob es ſchon Zeit wäre. Nein, ſagte ſie leiſe, noch nicht. Nur das letzte Faß klang nicht hohl, denn das war voll Oel. Da ſagte ſie zu dem Hausknecht: Jetzt ſteh mir bei, Johann, denn ſonſt ſind wir alle des Todes. Alle Fäßer ſtecken voll Räuber und Mörder: wir wollen ihnen aber das Bad mit ihrem eigenen Oel geſegnen. Stich ſchnell das Oelfaß an; ſo will ich den großen Keßel an den Haken hängen und ein tüchtig Feuer darunter machen: wenn du dann das Oel in den Keßel ſchütteſt, ſoll es bald glühend ſein. Da bohrte der alte Hausknecht ein Loch in das Oelfaß, ſteckte einen Zapfen hinein und trug im Eimer ſo lange Oel in den großen Keßel bis er ganz voll war. Es währte auch nicht lange ſo fieng das Oel an zu ſieden und zu ſchäumen. Als es nun ganz glühend war, ſchöpfte er Eimer um Eimer voll und goß das ſiedende Oel Faß um Faß durch

die Spundlöcher den Räubern auf den Leib, daß sie alle des Todes waren. Als das abgethan war, löschte sie gleich ihre Lampe aus und scharrte Asche über die Kohlen, damit der Räuberhauptmann meinen sollte, sie wäre schlafen gegangen. Sie stellte sich aber mit dem Hausknecht heimlich auf Wache, um zu sehen, was er anfangen würde, wenn er dächte, daß Alles in Ruhe wäre. Es währte auch nicht lange, so machte er das Fenster auf und stieg in den Hof. Da klopfte er an ein Faß, erhielt aber keine Antwort. Bestürzt gieng er weiter, und klopfte an alle Fäßer; als er aber an keinem Antwort erhielt, sah er wohl, daß sein Spiel verloren wär und ihm nichts Eiligeres zu thun bliebe als sich auf und davon zu machen. Dazu ersah er sich denn auch sofort Gelegenheit, indem er aus dem Hof durch die Tenne in den Garten lief und hier über die Hecken springend das Weite suchte. Marianne hatte es wohl gesehen: sie hielt es aber noch nicht für gerathen, sich schlafen zu legen; sie weckte erst ihren Vater, erzählte ihm was geschehen sei und rieth ihm, mit Hülfe des treuen Hausknechts den Fäßern die Böden einzuschlagen und die todten Räuber im Garten zu verscharren. Der Vater lobte ihre Klugheit und folgte auch sogleich ihrem Rath. Hernach werden auch die Fäßer und Karren bei Seite geschoben, so daß am Morgen jede Spur der Räuber getilgt war.

Als der Räuberhauptmann alle seine Kameraden verloren hatte, sah er wohl, daß er die Sache anders angreifen müßte. Da gieng er hin und kaufte das Haus, das dem Wirthshaus

gegenüber gerade feil war; da legte er einen schönen Laden an, der viele Käufer herbeizog. Nun hätte er gerne gewust, wer es wohl wäre, der seine Anschläge so schlau zu vereiteln gewust hätte. Da nahm er eines Abends ein Stück Kreide und malte wieder einen Kranz um des Nachbars Thürknopf; am andern Morgen aber stellte er sich zeitig auf die Lauer um zu sehen, was nun geschähe. Am andern Morgen gieng Marianne wie gewöhnlich in aller Frühe Milch holen und bemerkte, als sie zurückkam, daß wieder ein Kranz um den Thürknopf gemalt war. Da trug sie die Milch ins Haus und kam bald darauf mit einem Stück Kreide in der Hand zurück. Sie besann sich aber noch und gieng wieder ins Haus, ohne ihr erstes Vorhaben auszuführen. Da dachte der Räuberhauptmann: du bist klug! hast dich aber doch verrathen. Von Stund an setzte er sich vor um Mariannen zu werben. Er besuchte auch ihre Eltern und ließ deutlich merken, daß er sein Absehen auf die Tochter gerichtet hätte. Dem Vater wäre der Eidam schon recht gewesen, die Tochter wollte ihm aber nie Rede stehen was sie von dem Freier hielte. Da stellte einmal der Vater ein großes Gastmal an und lud auch den neuen Nachbar dazu ein. Marianne, welche die Küche besorgte, that absichtlich kein Salz in die Speisen. Bei Tische gab sie Acht auf den Nachbar und bemerkte, daß er alle Speisen ungesalzen verzehrte. Daran erkannte sie, daß er keine Liebe zu ihr trüge. Nach dem Essen ließ der Vater Musikanten kommen und da muste Marianne den ersten Walzer mit dem Nachbarn tanzen.

Dabei fühlte sie deutlich, daß er Waffen bei sich trüge. Da geht sie nach dem Tanz stillschweigend in die Küche und steckt ein scharfes Meßer zu sich. Als die Musik wieder anhebt, muß sie auch den zweiten Walzer mit ihm tanzen. Aber mitten im Tanz stößt sie ihm das Meßer ins Herz, daß er todt zu Boden stürzt. Alles wundert sich und stellt sie zur Rede; da sagt sie ganz ruhig: ich bin ihm nur zuvorgekommen, denn er hat Mir nach dem Leben gestanden. Untersucht ihn nur, so wird es sich finden. Wie sie nun nachsahen, finden sie Dolche und geladene Pistolen bei ihm, in seiner Wohnung aber Papiere, woraus sich ergab, daß es der Räuberhauptmann war, der so lange die Gegend unsicher gemacht hatte.

63. Die drei Brüder.

Es war einmal eine Herſchaft, die hatte Alles genug, nur keine Kinder: darüber waren ſie ſehr traurig. Da fuhren ſie einſt auf ihrem See und fiengen einen Fiſch, den ſollten ſie, wie darauf geſchrieben ſtand, in vier Stücke zerſchneiden: den Kopf dem Hunde vorwerfen, ein Stück dem Pferd geben, das andere mit einander verzehren und den Schwanz in die Erde graben. Das geſchah: da bekam der Hund drei Junge, das Pferd drei Füllen, die Frau drei Söhne und wo der Schwanz begraben war, lagen drei Schwerter. Als die Kinder heranwuchſen, gaben die Eltern jedem der drei Söhne ein Pferd, einen Hund und ein Schwert. Da wollten ſie auch nicht länger daheim bleiben, nahmen Urlaub von den Eltern und zogen fort in die Welt. Eine Weile ritten ſie zuſammen bis ſie an einen großen Baum kamen, bei dem ſchieden ſich ihre Wege. Da hieb jeder mit ſeinem Schwert in den Baum und ſagten, an den Hieben wollten ſie erkennen, wenn ſie wieder dahin kämen, wie es einem Jeden in der Welt ergienge. Alſo nahmen ſie Abſchied von einander und ritt der eine links, der andere rechts und der dritte gradaus.

Nun kommt der eine, der links geritten war, erst durch einen großen Wald, dann in eine schöne Allee, und am Ende der Allee sieht er ein schönes Schlößchen stehen. Wie er an das Schlößchen kommt, brennt da ein großes Feuer. Er geht darauf zu mit seinem Pferd und Hund: da kommt ein altes Weib daher und sagt: Schuch, was ist es kalt! Wenn dirs kalt ist, sagt er, so komm und wärme dich. Nein, sagt sie, ich fürchte mich vor deinem Hund. Gieb mir ein wenig Haar aus seinem Schwanz, so weiß ich, daß er mich nicht beißt. Indem er ihr nun die Haare geben will, verwünscht sie ihn, daß er mit Pferd und Hund in Salzsteine verwandelt steht.

Bald darauf kommt der andere Bruder an den Baum und sieht an den drei Hieben, daß es dem Einen seiner Brüder nicht gut ergienge, denn der eine Schnitt war ganz roth. Da ritt er ihm nach und kommt bei der Nacht in den Wald. Da hätte er gerne Herberge gehabt, fand aber nirgends ein Haus stehen. Endlich sieht er ein Licht, aber fern ab vom Wege: da ritt er auf das Licht zu und wie er näher kommt, steht da ein großes Schloß. Er pocht an, da macht ihm ein ganz schönes Mädchen auf: die fragt er, ob er da übernachten könnte. Ja, sagt das Mädchen, übernachten könnte er da wohl, sie wollte es ihm aber nicht rathen, denn er würde in der Nacht gewiss umgebracht. Ei, sagt er, davor wär ihm nicht bange; wenn er nur die Nacht unter Dach und Fach wäre. Da läßt ihn das Mädchen ein. Wer denn hier auf dem Schloß wohne? fragt er. Da sagt das Mädchen: Fünfhundert Spitzbuben wohnten

darauf. Bis eilf Uhr blieben sie gewöhnlich aus, dann aber kämen zweihundert heim und fragten, ob Jemand da eingekehrt wäre. Hernach zögen diese wieder fort mit ihrem Hauptmann; um zwei Uhr kämen aber die andern dreihundert. Die Spitzbuben hätten auch sie ihren Eltern geraubt; sie wagte es aber nicht, ihnen zu entlaufen, denn sie wüste wohl, die Spitzbuben würden sie gleich wieder einholen und dann müste sie es mit dem Leben entgelten. Da sprach er dem Mädchen Muth zu: er wollte sie schon von den Räubern erlösen. Sie sollte ihm nur das gröste und schönste Zimmer im ganzen Schloß anweisen, und seinem Pferde gleich einen Scheffel Hafer geben und seinem Hunde Fleisch und Brot so viel er freßen möchte. Nach dem Eßen wolle er sich dann ein wenig schlafen legen; um halber eilf aber sollte sie ihn wecken. Da machte ihm das Mädchen ein Bette in den großen steinernen Schloßsaal, und trug ihm ein gutes Nachteßen auf; seinem Pferde aber hatte sie einen Scheffel Haber gegeben und seinem Hunde Fleisch und Brot so viel er freßen mochte. Darauf wartete sie bis es halb eilf schlug: da kam sie und weckte ihn. Schnell sprang er auf und kleidete sich an; gieng dann in Stall und holte Pferd und Hund zu sich in den Saal. Mit dem Schlage eilf Uhr kamen auch wirklich die zweihundert Spitzbuben und fragten das Mädchen, ob Jemand eingekehrt wäre. Ja, sagt das Mädchen, ein Herr mit Pferd und Hund. Wo er denn wäre? In dem großen steinernen Schloßsaal. Da gieng der Hauptmann gleich mit sechs Mann hinein, und wie er sah, daß der Fremde mit Pferd

und Hund in dem besten Zimmer war, ward er sehr wild und sagte, sein Saal wär kein Pferdestall und auch kein Hundestall: er müste jetzt gleich sterben. Da fragte der Ritter, ob das sein Volk denn alle wäre, die sechs Mann, die er bei sich hätte? Nein, sagte der Hauptmann, er hätte zweihundert Mann. Nun, sagte der Ritter, die möchte er doch gern alle beisammen sehen eh er stürbe. „Die Freude könnt er haben," sagte der Hauptmann, und holte seine Leute alle herein. Als sie nun drinnen sind, sagte der Ritter, nun sollten sie doch Thüren und Fenster alle fest zuschließen, damit sie nicht gestört würden. Als das auch geschehen war, fragt der Ritter sein Pferd, ob es ihm getreu wär? Da winkt das Pferd mit dem Kopfe Ja. Und du, mein Hund, fragt er, bist du mir auch getreu? Da winkt der Hund auch Ja. Gut, sagt der Ritter, so helft mir denn Alles zu zerschlagen und zu zerschmeißen. Damit zieht er sein Schwert und schlägt dem Hauptmann den Kopf ab. Da fieng das Pferd an Alles zu zerschlagen und zu zerschmeißen und wo das Pferd nicht dran konnte, das holte der Hund herbei und warf es ihm unter die Hufe und ehe eine Viertelstunde vergieng, hatten sie alle Zweihundert ums Leben gebracht und auch die Leichen schon wieder bei Seite geschafft. Darauf muste das Mädchen dann Waßer holen, um den Saal zu reinigen und Alles wieder sauber mit Sand bestreuen, daß man nicht sah, was geschehen war. Pferd und Hund stellte er dann wieder in den Stall und befahl dem Mädchen, dem Pferd wieder einen Scheffel Hafer zu geben und dem Hund Fleisch

und Brot so viel er freßen möchte. Er selbst wollte sich wieder ein wenig schlafen legen; um halber Zwei möchte sie ihn aber wieder wecken. Das Mädchen gab dem Pferd einen Scheffel Hafer, dem Hund Fleisch und Brot so viel er freßen mochte und wartete dann, bis es halber Zwei war: da kam sie und weckte ihn. Sogleich sprang er auf und kleidete sich an; gieng dann nach dem Stall und holte Pferd und Hund zu sich in seinen Saal. Schlag zwei Uhr kommt nun der andere Hauptmann mit den dreihundert Spitzbuben und fragt das Mädchen, ob Jemand da eingekehrt wäre. Ja, sagt das Mädchen, ein Herr mit Pferd und Hund. Wo er denn wäre? In dem großen steinernen Schloßsaal. Da geht der Hauptmann gleich allein in den Saal und als er sieht, daß er Pferd und Hund bei sich hat, wird er zornig und fragt, was er da machte. Darnach hätte er nicht zu fragen, giebt ihm der Ritter zur Antwort. Da werde ich gleich zwölf Mann herbeiholen, sagt der Hauptmann, die werden dich Vogel schon anders pfeifen lehren. Da geht er hinaus und kommt gleich wieder zurück mit zwölf Spitzbuben, die waren alle ganz roth von Blut und hatten große Meßer in den Händen. Da lacht der Ritter ihn aus und fragt, ob das sein Volk denn alle wäre, die lumpigen zwölf Mann. Nein, sagt der Hauptmann, sie wären zu Dreihundert. Nun denn, sagt er, so möchte er sie doch alle Dreihundert beisammen sehen eh er stürbe. Das Vergnügen könnte er haben, sagt der Hauptmann. Damit geht er hinaus und holt seine dreihundert Mann herein. Da fragt er den Hauptmann, ob sie das nun

alle wären? Ja, sagt der Hauptmann. Gut, sagt er, so sollten sie nur Thüren und Fenster fest zuschließen, damit sie nicht gestört würden bei der Arbeit. Als das geschehen ist, fragt er sein Pferd, ob es ihm auch getreu wäre? Ja, nickt das Pferd mit dem Kopf. Und du, mein Hund, bist du mir auch getreu? Da nickt der Hund auch Ja. Wohlan denn, sagt er, so helft mir Alles zu zerschlagen und zu zerschmeißen, daß Keiner mit dem Leben davon kommt. Damit zog er zuerst sein Schwert und schlug dem Hauptmann den Kopf ab. Da fieng das Pferd an, Alles zu zerschlagen und zu zerschmeißen und wo das Pferd nicht dran konnte, das schleppte der Hund herbei und warf es ihm unter die Hufe und eh eine Viertelstunde vergieng, waren alle Dreihundert ums Leben gebracht und auch die Leichen alle schon wieder bei Seite geschafft. Dann muste das Mädchen Waßer herbei holen und den Saal scheuern und dann Alles wieder sauber mit Sand bestreuen, daß man nicht sah, was geschehen war. Dann fragte er das Mädchen, ob nun Keiner mehr da wäre. Nein, sagte das Mädchen, kein Einziger, der ganze Wald ist rein. Das Schloß war aber voll Gold und Silber: das zeigte ihm das Mädchen Alles. Das ist nun Alles uns Beiden, sagt er zu ihr, denn weil du mir so treu gewesen bist, sollst du meine Frau werden. Das gefiel dem Mädchen wohl. Da blieb er bei ihr bis gegen den Morgen: da erwachte er und sah im Walde ein großes Feuer brennen. Das Mädchen schlief noch und er wollte es nicht wecken, hätte aber doch gern gewust was das große Feuer bedeute. Da nahm er Pferd

und Hund aus dem Stall und ritt darauf zu. Wie er nun durch den Wald reitet, kommt er in eine schöne Allee und am Ende der Allee sieht er ein schönes Schlößchen stehen und vor dem Schlößchen brennt das große Feuer. Er geht darauf zu mit seinem Pferd und Hund: da kommt ein altes Weib daher und sagt: Schuch, was ist es kalt! Wenn dir kalt ist, sagt er, so komm doch und wärme dich. Nein, sagt sie, ich fürchte mich vor deinem Hund. Gieb mir ein wenig Haar aus seinem Schwanz, so weiß ich, daß er mich nicht beißt. Indem er ihr aber die Haare geben will, verwünscht sie ihn, daß er wie sein Bruder mit Pferd und Hund in Salzstein verwandelt steht.

Nach einigen Jahren kommt auch der dritte Bruder wieder an den Baum und sieht, daß die Schnitte seiner beiden Brüder ganz blutroth sind. Da reist er ihnen nach und kommt in den Wald und als es dunkel wird, sieht er von Fern ein Licht schimmern. Er reitet darauf zu und kommt an das Schloß: da klopft er an. Die junge Frau macht ihm auf und wie sie ihn sieht mit Pferd und Hund, meint sie, es wär ihr Geliebter und fällt ihm um den Hals. Sie hatte auch schon ein Kind, das kam gelaufen und rief: Guten Tag, lieber Vater! Da sagt er: Gewiss ist meiner Brüder Einer hier gewesen. Da erzählt ihm die junge Frau, wie die Räuber sie gefangen hätten und wie ein Ritter gekommen wäre mit Pferd und Hund, die hätten gerade so ausgesehen wie er mit seinen Thieren. Sein Bruder hätte den Räubern den Garaus gemacht und dann zu ihr gesagt, nun sollte sie seine Frau sein. Am andern Morgen

wär er aber wieder verſchwunden geweſen und nun hätte ſie ihn ſchon einige Jahre vergebens erwartet. Ja, ſagt er, das iſt ohne Zweifel einer meiner Brüder geweſen: wir drei Brüder ſehen einander ſehr ähnlich. Sei aber gutes Muths; dieſe Nacht will ich hier zubringen, morgen früh aber ſehen wie ich ihn erlöſe. Da blieb er die Nacht in dem Schloß; am Morgen aber ritt er hinweg und kam in den Wald und in die ſchöne Allee, und am Ende der Allee ſah er ein ſchönes Schlößchen ſtehen. Wie er vor das Schlößchen kommt, brennt da ein großes Feuer. Er geht darauf zu mit ſeinem Pferd und Hund. Da kommt ein altes Weib daher und ſagt: Schuch, was iſt es kalt! Da ſagt er: Wenn dir kalt iſt, ſo komm doch her und wärme dich. Nein, ſagt ſie, ich fürchte mich vor deinem Hund; gib mir ein wenig Haar aus ſeinem Schwanz, ſo weiß ich, daß er mich nicht beißt. Aha! ſagt er, ſieht das ſo aus! Du haſt hier auch meine Brüder verwünſcht. Damit faßt er ſie beim Kragen und prügelt ſie jämmerlich durch und ſagt, wenn ſie ſeine Brüder nicht gleich wieder lebendig machte, ſchmeiße er ſie in das Feuer. Da konnte die Alte nicht anders, ſie muſte ſeine Brüder wieder lebendig machen mit ihren Pferden und Hunden. Da ſagt er zu ſeinen Brüdern, nun ſollten ſie bei der Alten bleiben und ſorgen, daß ſie nicht entwiſchte; er hätte hernach noch ein Hühnchen mit ihr zu pflücken. Darauf gieng er in das Schlößchen, da war Ein Zimmer ſchöner als das andere; zuletzt kam er in den Saal, da war es am ſchönſten und an der Wand ſtand ein prächtiges Bette mit ſeidenem

Vorhang. Er zog den Vorhang hinweg, da lag eine wunderſchöne Königstochter in tiefem Schlaf. Die Königstochter war ſo ſchön, daß er ſich nicht enthalten konnte, ſie zu küſſen. Da hört er es hinter ſich raſcheln: er blickt ſich um und ſieht mitten im Saal ein großes Feuer brennen. Gleich ſpringt er vom Bette, zieht ſein Schwert, und ſtürzt ſich mit gezogener Klinge mitten durch die heiße Flamme. Da ſieht er hinten in der Ecke ein ganz fremdes Geſicht, das grinzt ihn an. Er fürchtet ſich aber nicht, ſondern geht darauf los und haut dem Geſpenſt den Kopf ab. Da gab es ein fürchterliches Krachen, als ob die Welt zuſammenbräche; davon erwachte die Königstochter: da ſtand ſie auf, gieng ihm entgegen und begrüßte ihn als ihren Erlöſer und Bräutigam. Sogleich ſprangen auch viel tauſend kleine Erdgeiſter hervor, neigten ſich vor ihm und ſagten, er müſte nun auch noch alle Bäume im Wald und der großen Allee mit ſeinem Schwerte berühren, und dann dem alten Weibe den Kopf abhauen: damit würden auch ſie und das ganze Königreich erlöſt, denn von der alten Hexe wären ſie und das ganze Land verwünſcht worden. Da gieng er hin, berührte die Bäume alle einen nach dem andern und gieng dann zu ſeinen Brüdern und hieb der alten Hexe den Kopf ab. Da kam ſogleich Alles wieder in den alten Stand, das ganze Königreich, das ſo lang verſunken geweſen war, ſtieg aus der Tiefe mit allen Häuſern und Palläſten und dem königlichen Schloß; die Generale und Officiere mit allem Kriegsvolk ſtanden davor in Parade und das Volk aus der Stadt drängte ſich um ihn

her und rief ihn mit großem Jubel zum König aus. Darauf ward eine prächtige Hochzeit gerüstet, bei der die beiden Brüder vermählt werden sollten: der eine mit der Königstochter, der andere mit der jungen Frau auf dem Räuberschloß. Der dritte Bruder ward ausgeschickt, Vater und Mutter auch dazu herbeizuholen: als sie aber ankamen, hatte er auch noch dazu seine Braut mitgebracht und so konnten sie eine dreifache Hochzeit begehen, die vierzehn Tage währte. Als sie nun vorüber war, begleitete er mit seiner jungen Frau die alten Eltern in ihre Heimat und nach ihrem Tode erbte er das väterliche Gut. So hatten sie alle Drei genug.

64. Der dankbare Todte.

Heinrich, ein reicher Hamburger Kaufmannssohn, reiſte in Geſchäften in fremde Länder. Wie er nun in ein heidniſches Land kommt, ſieht er auf einem Sklavenmarkt ein ſchönes Mädchen feil bieten, jedoch zu ſo hohem Preiſe, daß ſich keine Käufer finden. Das Mädchen gefiel ihm wohl ſehr gut, aber ſo viel Geld meinte er nicht anlegen zu dürfen. Da redete das Mädchen ihm zu, er möchte ſie doch erlöſen, ſie würde ſo grauſam behandelt; bei ihm habe ſie es gewiſs beßer: ſie verſpreche auch, ihm immer treu zu dienen. Er entſchließt ſich nun, ein Gebot zu thun, das wird aber nicht angenommen; da giebt er endlich was der Sklavenhändler gefordert hat. Wie er nun mit ihr ans Meer kommt, wo er ſich einſchiffen will, ſieht er einen Todten da liegen, der von zwei Männern miſshandelt wird. Er fragt, warum ſie den Mann ſchlügen? und erhält zur Antwort, der Todte hätte nichts als Schulden hinterlaßen und kriegte nun ſo lange Schläge bis Jemand käme, der ſeine Schulden bezahlte. Da ſagt er, ſie ſollten ihn in Ruhe laßen: er wolle die Schuld bezahlen. Das thut er denn und läßt den Todten auch noch ehrlich begraben. Darauf

schifft er sich mit ihr nach Hamburg ein, wo er sein elterliches Haus bezieht und das Mädchen ihm die Haushaltung besorgen soll. Er faßt aber bald so große Liebe zu ihr, daß er sie durchaus heiraten will. Das Mädchen will darein wohl willigen, bedingt sich aber noch ein Jahr Frist. Diese Zeit benützt sie nun, heimlich auf ihrem Zimmer zu arbeiten. Als das Jahr vorüber ist, bestürmt sie Heinrich wieder mit seinen Heiratsanträgen. Da sagt sie zu ihm, er müße erst noch eine Reise machen; wenn er davon zurückkehre, so wolle sie ihn gerne heiraten. Hier habe sie zwei Koffer gepackt und in jeden einen Brief gelegt. Wenn er an die andere Seite des Meeres komme, sagte sie, werde er einen vornehmen Schiffmann finden: dem solle er nur die beiden Koffer geben: das Weitere werde sich dann von selber ergeben. Heinrich wuste nicht, was er in den Koffern hatte, auch nicht, was in den Briefen stand. Als er aber an die andere Seite des Meeres kam und den vornehmen Schiffmann fand, gab er ihm die beiden Koffer mit den Briefen. Dieser öffnete den einen sogleich, las den Brief und packte dann den ganzen Koffer aus, der voller Fahnen und Flaggen war. Damit verzierte der Schiffmann das Schiff, nahm den Heinrich an Bord und fuhr dann nach der Königsstadt, wo er mit Kanonenschüßen und großem Jubel empfangen ward. Da stieg er mit dem Kaufmannssohn ans Land und gab dem König den andern Koffer. Dieser öffnete ihn, fand den Brief und ersah daraus, daß seine Tochter, die ein Schiffmann entführt hatte, der dann Seeräubern in die Hände

gefallen war, von Heinrich auf dem Sklavenmarkt erkauft worden und jetzt seine Braut sei. Die Flaggen und Fahnen, die das Schiff mit der Freudenbotschaft verziert habe, seien alle von ihr selber gestickt. Da freut sich der König sehr und empfängt Heinrich sehr freundlich; bittet ihn aber, sogleich wieder heimzufahren und seine Tochter zu holen: dann sollte er bei ihm bleiben und König werden. Da besteigt Heinrich ein Schiff; das gehörte aber wieder demselben Schiffmann, der die Königstochter entführt hatte. Als dieser hört, wie sich die Sache verhält, stößt er Heinrich unversehens vom Verdeck ins Maßer, und fährt dann nach Hamburg, die Königstochter heimzuholen. Sie erkennt ihn nicht und da er vorgiebt, von dem König ihrem Vater geschickt zu sein, der sie mit ihrem Bräutigam vermählen wolle, so läßt sie sich bereden und schifft sich mit ihm ein. Unterwegs aber entdeckt er ihr, ihr Heinrich sei auf der See ertrunken: wenn sie nun zu ihrem Vater zurück wolle, so müße sie versprechen, ihn zu heiraten. Heinrich war aber nicht wirklich ertrunken, sondern ein Geist hatte ihn gerettet, der Geist des Todten, den er freigekauft und ehrlich hatte begraben laßen. Da ward er von dem Geiste in die Königstadt getragen, wo er dem Königsschloß gegenüber in dem ersten Gasthofe so lange wohnte bis endlich seine Braut mit dem Schiffmann ankam. Da schlich er sich, wie ihm der Geist gerathen hatte, in den Garten hinter dem Schloße und versteckte sich im Gebüsch. Der König war sehr erfreut, seine Tochter wieder zu sehen und empfieng sie mit großen Freuden. Leider

war sie aber sehr traurig; und als der König die Ursache hörte, durfte er sie nicht darum schelten. In der nächsten Nacht konnte die Königstochter nicht schlafen; erst gegen den Morgen schlummert sie ein: da träumt ihr, ihr Heinrich wär in ihres Vaters Garten. Vor Freuden wacht sie auf und läuft gleich in den Garten: da findet sie ihren Geliebten, der ihr erzählt, wie der Schiffmann an ihm gehandelt hat. Nun hält sie sich ihres Gelübdes entbunden und entdeckt Alles ihrem Vater, der den Schiffmann sogleich verhaften und hinrichten läßt. Die Tochter vermählte er sogleich mit Heinrich, ihrem Erlöser, und nach dem Tode seines Schwähers fiel ihm auch das Königreich zu.

65. Der gläſerne Berg.

Ein reicher Mann hatte einen einzigen Sohn Namens Wilhelm. Als der heranwuchs, hörte er ſo viel von den Wundern der Fremde erzählen, daß er ſeinem Vater immer anlag, er möchte ihn doch auf Reiſen ſchicken. Der Vater hätte lieber geſehen, wenn er zu Hauſe geblieben wäre; er hielt aber ſo lange an bis er ihn endlich ziehen ließ. Als er nun eine Weile umhergezogen war, kam er eines Tags an ein großes ſtilles Waßer: da war nirgend ein Schiff zu ſehen und doch wäre er gern hinüber geweſen. Wie er ſo daſteht und wartet, hört er es plötzlich durch die Luft rauſchen und ſieht über ſein Haupt drei große Vögel fliegen. Er verfolgt ſie mit den Blicken und ſieht, wie ſie ſich an einer nahen Bucht niederlaßen. Indem ſie die Erde berühren, legen ſie ihre Flügel ab, und ſtürzen in drei ſchöne Mädchen verwandelt, ins Waßer. Da geht Wilhelm leiſe hinzu, nimmt eins von den Flughemden (Rabenalen) und eilt damit hinweg. Als nun die Mädchen gebadet hatten und wieder fortfliegen wollten, findet die eine ihr „Rabenal“ nicht. In großer Beſtürzung ſteigt ſie das Ufer hinan, ſieht den jungen Mann, der es ihr geraubt hat noch in der Nähe und läuft ihm weinend nach. Wie ſie nun zu ihm kommt, bittet ſie ihn flehentlich, es ihr zurückzugeben.

Er konnte aber ihrer Bitte nicht willfahren, denn je mehr er sie sah und ihre Stimme hörte, je lieber ward sie ihm. Da sagt er, das Flughemd gebe er ihr nicht wieder, denn er könne nicht ohne sie leben, so gut gefalle sie ihm. Sie solle mit ihm kommen, so wolle er sie zu seiner Frau nehmen. Da willigt sie endlich ein und fährt mit ihm zu seinen Eltern, wo sie wohl aufgenommen und bald mit Wilhelm vermählt wird. Nun lebten sie eine Weile glücklich mit einander; einst aber muste er auf vierzehn Tage verreisen: da gab er seiner Mutter den Schlüßel der Kiste, worin er das Rabenal verborgen hatte und bat sie, ihn wohl vor ihr zu hüten. Als nun die vierzehn Tage zu Ende giengen, sagt die junge Frau zu seiner Mutter, sie wolle ihrem Mann eine Strecke entgegen gehen; es sei aber so heiß und sie habe kein Tuch, sich vor der Sonne zu schützen. Da vertraut ihr die Mutter den Schlüßel der Kiste. Sie öffnet sie, das Tuch herauszunehmen und findet unverhofft das „Rabenal". Sogleich legte sie es an und fort war sie. Wie nun der Sohn nach Hause kommt, fragt er zuerst nach seiner Frau und sucht sie vergebens im ganzen Hause. Da gesteht endlich die Mutter, sie habe ihr den Schlüßel der Kiste vertraut und seitdem nichts mehr von ihr gesehen. Da sah er gleich, er habe sie verloren und gerieth in solche Verzweiflung, daß er sich fast ein Leid gethan hätte. Traurig geht er zu Bette; am Morgen aber, nach einer schlaflosen Nacht, findet er am Spiegel geschrieben, wenn er sie wieder haben wolle, müße er sie auf dem gläsernen Berg

erlösen. Nun wuste er nicht, wo der gläserne Berg wäre und Niemand konnte es ihm sagen. Endlich denkt er, ich will nur wieder auf das große, stille Waßer zugehen, wo ich sie gefunden habe: vielleicht höre ich da von ihr Kunde. Wie er sich nun auf den Weg macht und eine Strecke gegangen ist, liegt da eine große prächtige Feder zu seinen Füßen. Er hebt sie auf und kommt damit an das Waßer; findet aber wieder kein Schiff und sieht auch weit und breit keinen Menschen. Nur ein großer Vogel fliegt am Ufer hin und her. Da denkt er, was mag dem armen Vogel sein? Er geht hinzu und fragt ihn, ob er vielleicht seine Feder suchte? hier wäre sie. Da freut sich der Vogel, läßt sich die Feder wieder in seinen Schwanz stecken und fliegt dann stolz am Himmel umher in weitem Bogen. Als er zurück ist, fragt er Wilhelm. Warum bist du an das stille todte Meer gekommen; willst du vielleicht hinüber? Ja, sagt Wilhelm, das möchte er wohl. Da hebt ihn der Vogel auf und fliegt mit ihm hinüber. Wie er nun drüben ist, steht er vor einem großen Berg, der war von lauter Glas. Da sagt der Vogel: Nun werde er wohl auch gern auf den Berg wollen. Ja, sagt Wilhelm, das wär ihm wohl lieb. Da bringt ihn der Vogel auch noch auf den Berg und sagt ihm, nun sollte er grade fortgehen bis er an eine Hütte käme: da möchte er klopfen und wenn ihm aufgethan würde, um Arbeit fragen. Der Vogel setzt ihn nieder und fliegt fort; er aber geht weiter bis er an die Hütte kommt. Wie er anklopft, thut ihm ein altes Weib auf und fragt was

ſein Begehren ſei. Ob er hier Arbeit fände? Ja, ſagt das alte Weib, Arbeit ſollte er haben. Sogleich geht ſie mit ihm in einen großen Wald, giebt ihm ein gläſern Beil und zeigt ihm wohl hundert Bäume, die ſollte er alle umhauen: wenn er das vor Abend nicht fertig brächte, drehe ſie ihm den Hals um. Da macht er ſich gleich ans Werk; aber beim erſten Schlag ſpringt ihm das Glasbeil entzwei. Nun ſitzt er da in großer Noth und Betrübniſs bis zu Mittag: da kommt ein junges Mädchen, ihm Eßen zu bringen. Als die ſieht, daß er ſo traurig da ſitzt, fragt ſie was ihm fehle. Da erzählt er, das alte Weib habe ihm befohlen, alle dieſe Bäume umzuhauen; aber beim erſten Schlage ſei ihm das gläſerne Beil entzweigeſprungen. Das Mädchen ſagt, darüber ſollt er nicht traurig ſein, ſondern ſich das Eßen wohl ſchmecken laßen und ſich hernach ein wenig ſchlafen legen. Er konnte aber vor Angſt nicht viel eßen und hernach auch nicht einſchlafen; doch ſchloß er die Augen und ſtellte ſich als ob er ſchliefe. Als er ſie aber wieder aufthut, ſieht er, daß der ganze Wald abgehauen iſt. Da denkt er: das hat gut gegangen, nun wirſt du wohl durchkommen, und geht fröhlich nach der Hütte. Wie er dahin kommt, ſteht die Alte vor der Thüre und fragt: ob er die Arbeit verrichtet hätte. Ja, ſagt er, die wär gethan. Da ſagt die Alte, ſie wolle nachſehen ob Alles in Ordnung wär und ihm dann morgen ein ander Stück Arbeit geben. Als ſie nun nachgeſehen hat, ſagt ſie, es wär gut; für heute könnte er ſchlafen gehen. Am andern Morgen ſchüttet ſie Korn,

Weizen und Hafer durch einander, und kommt dann an ſein Bette und heißt ihn das Alles wieder aus einander leſen, jedes auf Einen Haufen. Er giebt ſich gleich an die Arbeit, kommt aber nicht vorwärts; als es Mittag war, hatte er noch keine Handvoll von jedem Theil beiſammen. Da ſetzt er ſich ermüdet nieder und blickt traurig vor ſich hin. Als nun das Mädchen kommt und bringt ihm zu eßen, ſieht ſie ihn da ſitzen und fragt, warum er ſo traurig wär. Er ſagt, die Alte hätte ihm befohlen, das Alles vor Abend aus einander zu leſen; das wär doch unmöglich. Darüber ſollt er nicht traurig ſein, ſagt das Mädchen, ſondern ſich das Eßen wohl ſchmecken laßen und ſich hernach ein wenig ſchlafen legen. Da aß er erſt und es ſchmeckte ihm dießmal ein wenig beßer; dann legte er ſich ſchlafen und als er wieder aufwachte, ſah er, daß jedes Häuflein für ſich lag und Alles gehörig geſondert war. Da denkt er, das hat gut gegangen, nun wirſt du wohl durchkommen, und geht fröhlich nach Hauſe. Als er heimkommt, ſteht die Alte vor der Thüre und fragt, ob die Arbeit fertig wäre. Ja, ſagt er, es ſei Alles geſchehen. So wolle ſie nachſehen, ſagt ſie; wenn ſie zufrieden wäre, ſollte er morgen ein ander Stück Arbeit haben; für heute könnt er ſchlafen gehen. Am andern Morgen weckt ſie ihn und geht mit ihm hinaus aufs Feld: da zeigt ſie ihm zwei Bäche, die neben einander trieben. Den einen ſollte er in den andern ausſchöpfen bis nichts mehr darin wäre. Er giebt ſich auch gleich fleißig ans Schöpfen; als er aber drei bis vier Stunden gearbeitet hat, iſt des

Waßers in dem Bach noch nicht weniger geworden. Ermüdet ſetzt er ſich nieder und blickt traurig vor ſich hin. Zu Mittag bringt ihm das Mädchen das Eßen und als ſie ihn da ſitzen ſieht, fragt ſie, warum er ſo traurig wäre. Er ſagt, ihm ſei befohlen, den einen Bach in den andern auszuſchöpfen; er hätte auch ſchon fleißig gearbeitet, aber ſo gut als gar nichts ausgerichtet. Da ſagt das Mädchen, darüber ſollt er nicht traurig ſein, ſondern ſich das Eßen wohl ſchmecken laßen und ſich hernach ein wenig ſchlafen legen: ſo wolle ſie die Arbeit für ihn thun. Morgen aber bekäme er eine Arbeit von der Alten, die würde ſchwerer ſein als dieſe. Er müße nur wißen, daß ſie ſeine Gemahlin ſei, die er hier auf dem Glasberg erlöſen ſollte. Wenn er ſie nun morgen aus dreihundert Frauen, die ſich alle gleich ſähen, herausfände, ſo wär er frei und hätte die Erlöſung vollbracht; könnte er das aber nicht, ſo wär es ihr beider Unglück. Er ſollte aber die Reihe zwei- oder dreimal auf und abgehen bis er fühlte, daß er mit einer Nadel geſtochen würde; daran möchte er ſie erkennen. Da gieng er fröhlich nach Hauſe und ſagte der Alten, die an der Thüre ſtand, die Arbeit ſei geſchehen. So wolle ſie nachſehen, ſagt ſie, ob das auch wahr ſei. Da geht ſie hin und ſieht nach, und als ſie zurückkommt, ſagt ſie, für heute möcht er ſchlafen gehen; morgen aber wollte ſie ihm neue Arbeit geben. Am andern Morgen kommt ſie ihn zu wecken und führt ihn in einen großen Saal. Da waren wohl dreihundert ſchöne Frauen; eine ſah aus wie die andere: da ſollte er ſeine Gemahlin

herausſuchen. Da fängt er an und geht durch die Reihen auf und ab und das alte Weib immer hinter ihm drein. Als er nun ſchon zweimal auf- und abgegangen iſt und ſich das drittemal wieder umwenden will, fühlt er ſich heftig in die Bruſt geſtochen. Sogleich kehrt er ſich um, faßt die nächſte und zieht ſie an ſeine Bruſt und küſst ſie. In demſelben Augenblick gab es ein fürchterliches Donnern und Krachen in dem Saal: das alte Weib war in tauſend Stücke auseinander geſprungen und der Glasberg verſunken; an ſeiner Stelle aber ſah er eine ganze Stadt zum Vorſchein kommen, die wimmelte von Menſchen. Er ließ ſich das aber Alles nicht angehen, ſondern nahm ſeine Gemahlin bei der Hand und gieng mit ihr dem Meere zu. Wie er dahin kommt, iſt es nicht mehr ſtill und todt, ſondern große Schiffe und kleine Kähne ſchaukelten darauf umher, Fiſcher warfen ihre Netze aus, Mühlen hämmerten, Waaren wurden aus- und eingeladen und allerlei Gewerbe getrieben. Da ließen ſie ſich überſchiffen und kamen bald wieder in ihre Heimat, wo ſie wohl empfangen wurden und das alte Leben fröhlicher fortſetzten.

Nach einiger Zeit hörte man ſagen, der König, der auf dem Glasberg verzaubert geweſen, habe Briefe ausgehen laßen und ſeinem Erlöſer Reich und Krone verheißen, wenn er ihm ſeine Tochter wieder zuführe. Das Schreiben kam auch zu Wilhelm, er zeigte es ſeiner Frau und ſie erkannte gleich, daß es ihr Vater ſei. Sogleich beſchließen ſie, zu ihm zurückzukehren, nehmen Urlaub von den Eltern und treten die Reiſe an. Als ſie an das große Waßer kommen, iſt ſchon ein Schiff

in Sicht; sie müßen aber warten bis es landet. Unterdes sieht Wilhelm einen Todten am Ufer liegen und zwei Männer beschäftigt, ihn zu schlagen. Er geht hinzu und fragt, warum das geschehe. Da sagt man ihm, der Todte hätte nichts als Schulden hinterlaßen und würde nun so lange geschlagen bis sich Jemand fände, der für ihn bezahlte. Er fragt, wie viel denn die Schuld betrage: da nennt man ihm eine große Summe. Die bezahlt er sogleich und legt noch so viel hinzu, daß der Todte ehrlich begraben werden konnte. Inzwischen kommt das Schiff heran: er miethet es und es findet sich, daß ihm gerade noch so viel übrig geblieben ist als die Miethe beträgt. Wie sie schon eingestiegen sind, kommen zwei Officiere und fragen den Schiffer, ob sie mitfahren könnten. Der Schiffer bittet Wilhelm es zu gestatten, und dieser giebt seine Einwilligung. Die Officiere erkannten aber die Königstochter, denn sie hatten in ihres Vaters Diensten gestanden. Nun verdroß es sie sehr, daß ein Fremder sie erlöst haben und mit ihrer Hand das Königreich erwerben sollte. Als sie nun eine Weile gefahren sind, gehen sie eines Abends mit Wilhelm auf dem Verdeck spazieren und stoßen ihn unversehens über Bord. Der Königstochter, die sie allein in der Kajüte finden, sagen sie, ihr Begleiter sei durch Zufall ins Waßer gestürzt. Sie würden sie aber sogleich ermorden, wenn sie nicht eidlich gelobte, ihrem Vater zu sagen, Sie wären es, die sie vom Glasberg erlöst hätten. Da muß sie es endlich geloben. Als nun das Schiff landet, gehen sie mit ihr auf das Schloß,

bringen dem König seine Tochter zurück, geben sich für die Erlöser aus und fordern den verheißenen Lohn. Der König ist voller Freude, seine Tochter wiederzusehen und fragt sie, ob sie schon zwischen ihren Erlösern gewählt habe. Sie verneint das, auch war sie ihnen beiden herzlich gram; sie durfte aber ihrem Vater nichts sagen, nicht einmal, warum sie so traurig sei. Sie hielt ihren Wilhelm für todt; der war aber nicht ertrunken: ein Geist hatte ihn aufs Trockene gezogen und gesagt, Er wäre der Todte, dessen Schulden er bezahlt und ihm ein ehrliches Begräbniss erkauft hätte. Jetzt sollte er nun gleich vor das königliche Schloss gehen und sich in dem Wirthshaus gerade gegenüber einmiethen; wenn dann der König mit seiner Tochter an ihm vorübergienge und ihn am Fenster sähe, werde sich das Weitere schon finden. Das thut Wilhelm und erhält ein Zimmer mit der Aussicht nach dem königlichen Schloß. Da fragt eines Tags der König seine Tochter, ob sie nicht mit den beiden Officieren spazieren gehen wolle: die frische Luft müßte ihr gut thun; sie wär ja immer so traurig. Da sagt sie, mit Ihm wolle sie wohl gehen, aber mit jenen beiden nicht, so weit wär sie noch nicht mit ihnen. Da nimmt der König seine Tochter an den Arm und geht mit ihr aus dem Schloße, als eben Wilhelm in dem Wirthshaus gegenüber im Fenster liegt. Als sie da vorbeikommen, sieht die Königstochter hinauf, erkennt ihren Gemahl und fällt vor Freuden in Ohnmacht. Der König sucht sie wieder zu sich zu bringen, was ihm auch bald gelingt. Da fragt er, was ihr die Ohnmacht zugezogen

habe. Sie ſagt, der junge Mann da oben im Fenſter wär ihr ſo bekannt vorgekommen. Darauf gehen ſie weiter; als ſie aber auf der Heimkehr vom Spaziergang wieder an dem Wirthshaus vorbeikommen, wo Wilhelm noch im Fenſter liegt, fällt ſie aufs Neue in Ohnmacht. Der Vater bringt ſie wieder zu ſich und fragt auch dießmal, was ihr die Ohnmacht verurſacht habe: er erhält aber nur wieder dieſelbe Antwort wie zuvor; mehr durfte ſie ihm ihres Eides wegen nicht ſagen. Sogleich läßt der König den Fremden allein zu ſich rufen und fragt ihn, Wer er wäre. Da erzählt er ſeine Schickſale und offenbart Alles. Der König fragt, ob er ein Wahrzeichen vorzulegen hätte? Ja, ſagt er, und zieht einen Ring hervor und ein Tuch, das ſie ſelber geſtickt hatte. Der König erkennt den Ring und ruft gleich ſeine Tochter herein. Da fällt ſie dem Fremden um den Hals, herzt und küßt ihn und beſtätigt alle ſeine Ausſagen, denn ſie hielt ſich ihres Eides entbunden, da die Wahrheit ohne ihr Zuthun ans Licht gekommen war. Der König ließ ſogleich ein großes Gaſtmal rüſten, zu dem er auch die beiden Officiere lud; heimlich aber befahl er, alle Ausgänge mit Wachen zu beſetzen. Die Officiere meinten, die Königstochter ſollte heute zwiſchen ihnen beiden wählen und fanden ſich unbeſorgt ein. Ueber Tiſch ſchlug nun der König ein Spiel vor: ein Jeder ſollte der Reihe nach eine Geſchichte erzählen. Er ſelber hub der Erſte an und erzählte, wie ſein Königreich durch einen böſen Zauberer verwünſcht geweſen, wie er aber jetzt ſein Reich und ſeine Tochter wieder erlangt habe.

Darauf erzählten die beiden Offiziere ein Langes und Breites, wie sie es angestellt hätten, das Reich und die Königstochter zu erlösen, und wie einer von ihnen sie zur Gemahlin haben und König werden sollte. In diesem Augenblick trat Wilhelm in den Saal. Die Officiere erschraken und gaben ihre Sache verloren: als sie sich aber hinaus schleichen wollten, streckten die Wachen die Hellebarden vor und wehrten den Ausgang. Nun hub Wilhelm an und erzählte von den drei Vögeln, die sich in Mädchen verwandelt hätten; von dem Rabenal, das ihm die Eine zur Gemahlin erworben, wie er sie aber wieder verloren und dann auf dem Glasberg hätte erlösen sollen; von den Arbeiten, die ihm auferlegt worden, von dem alten Weibe, die in Stücke zersprungen, von dem Todten, der mißhandelt worden sei und zuletzt wie ihn die Officiere über Bord gestoßen, der Geist des Todten aber wieder ans Land gezogen hätte. Zugleich legte er die Wahrzeichen vor, welche von der Königstochter anerkannt wurden. Als er zu Ende war, setzte er sich neben seine Gemahlin auf den Platz, der bis dahin zwischen ihr und dem König für den Bräutigam leer geblieben war. Noch einmal versuchten jetzt die Officiere zu entfliehen; aber wieder versperrten die Hellebarden den Ausgang. Da fragte der König seine Tischgenoßen, was den beiden Verräthern für Strafe gebühre. Da ward das Urtheil gefunden, sie sollten im Gefängniss zu Tode hungern. Da ließ der König sie greifen und das Urtheil vollstrecken; Wilhelm aber erhielt zu der Königstochter auch das Reich.

66. Der würdige Sohn.

Ein König hinterließ vier Söhne, die sich um die Nachfolge im Reiche stritten. Jeder wollte allein König werden, um seinen Brüdern keinen Antheil an der Herschaft, noch einen Theil des Reiches gönnen. Da versammelten sich die Großen des Landes und beriethen sich, welchem von den vier Söhnen die Krone gebühre. Zuletzt wurden sie einig, nicht der älteste, sondern der würdigste solle seinem Vater im Reiche folgen. Auf den Rath eines alten Mannes beschloßen sie dann in einer geheimen Sitzung, den Leichnam des seligen Königs aus seinem Grabe zu nehmen und die Söhne aufzufordern, nach ihm zu schießen, indem beschloßen sei, derjenige solle das Reich erben, welcher sich als der beste Schütze bewähre. Das geschah, der Leichnam ward an einen Baum befestigt und die vier Söhne mit Pfeil und Bogen davor gestellt. Als nun der erste schoß, traf er die rechte Hand des Königs und frohlockte laut, denn er meinte nicht, daß seiner Brüder Einem ein beßerer Schuß gelingen werde. Da schoß der zweite und traf den Todten mitten ins Angesicht: dieser schrieb sich den Sieg mit noch größerer Zuversicht zu. Als aber der dritte zum Schuße kam, durchbohrte

ſein Pfeil des Todten Herz. Da glaubte er das Spiel gewiſs gewonnen zu haben, denn ein beßerer Schuß wär unmöglich. Nun war aber noch der vierte übrig. Als der an das Ziel geſtellt wurde und den Leichnam anſah, traten ihm die Thränen in die Augen: Weh mir, rief er, mein Vater, daß ich deinen Leichnam von deinen eigenen Söhnen verwundet ſehen muß! Damit warf er Pfeil und Bogen fort und erklärte, nicht ſchießen zu wollen. Da liefen die Fürſten des Landes hinzu, hoben ihn auf ihre Schultern und riefen ihn zum König aus; das Volk jauchzte ihm zu und ſo ward er als der wahre Erbe des Reichs auf den Thron ſeines Vaters geſetzt; die drei andern aber ſprach man ihrer Ehren und Rechte verluſtig und jagte ſie aus dem Lande.

67. Zwiebeln und Knoblauch.

Das ist Zwiebeln für Knoblauch, sagt man wohl in Köln von einer nicht sonderlich einträglichen Spekulation. Die Redensart erklärt sich aus folgender Geschichte. Ein Kaufmann kam auf den Einfall, ein ganzes Schiff mit Zwiebeln zu befrachten und nach den überseeischen Landen damit zu fahren, die man erst jüngst entdeckt hatte. Wirklich fuhr er damit in ein Land, wo man noch keine Zwiebeln kannte, die neue Frucht aber so wohlschmeckend befunden wurde, daß man ihm seine Zwiebeln mit Gold aufwog. Nach einiger Zeit wollte ein anderer Kaufmann das nachahmen, aber nicht mit Zwiebeln, sondern mit Knoblauch. Er belud also ein Schiff mit dieser Frucht und fuhr nach dem Lande, wo die Zwiebeln so gut bezahlt worden waren. Da fand denn auch der Knoblauch noch viel mehr Beifall als vorher die Zwiebeln und der Kaufmann hoffte ein noch beßeres Geschäft zu machen als sein Vorgänger. Weil man aber das Gold für viel zu gering hielt, eine so köstliche Waare zu bezahlen, belud man sein Schiff mit dem, was man für kostbarer hielt als Gold. Wie er nun zusah, was er geladen hatte, da waren es Zwiebeln.

68. Drei Urtheile.

Es waren einmal zwei Brüder, ein armer und ein reicher. Da gieng der arme zu dem reichen, und bat, damit er sein Feld umackern könne, ihm doch ein Pferd zu leihen. Der reiche lieh ihm das Pferd, gab ihm aber kein Geschirre dazu. Da band der arme den Pflug an des Pferdes Schweif; als er aber einigemal auf- und abgepflügt hatte, gieng dem Pferde der Schweif aus. Er brachte es seinem Bruder wieder: dieser wollte es aber nicht annehmen, sondern verlangte ein anderes von gleichem Werthe dafür. Wenn er ihm das nicht schaffe, werde er ihn verklagen.

Der arme Mann gieng traurig hinweg und kam an ein Wirthshaus. Er hatte Hunger, aber kein Geld; indes zog ihn der Geruch der Speisen so stark an, daß er hinein gieng, sich daran zu laben. Als er aber in die Wirthsstube kam, stürzte er vor Erschöpfung nieder und fiel des Wirthes Kind, das am Boden spielte, zu Tode. Der Wirth drohte, ihn deshalb zu verklagen. Traurig und mit leerem Magen verließ der arme Mann das Haus.

Sein Weg führte ihn über eine Brücke, unter welcher zwei Fiſcher, Vater und Sohn, ihre Netze auswarfen. Indem er ihnen zuſah, ſank er aufs Neue in Ohnmacht, fiel von der Brücke herab und ſchlug den alten Mann zu Tode. Sogleich gieng der Sohn und verklagte ihn.

Als er nun vor Gericht kam, nahm er drei Tücher und band in jedes einen Stein. Als nun die erſte Sache zur Verhandlung kam, und der Richter ihn fragte, was er auf ſeines Bruders Klage zu erwiedern hätte, zeigte er dem Richter das Tuch und erzählte dann, wie es gekommen ſei, daß er den Pflug dem Pferd an den Schwanz gebunden hätte. Der Richter meinte, der Verklagte hätte ihm einen Beutel Geld gezeigt: da entſchied er den Handel dahin, der reiche Bruder ſolle dem armen das Pferd ſo lange laßen bis ihm der Schwanz wieder gewachſen wäre.

Als er nun wegen des Kindes verhört wurde, zeigte er dem Richter das andere Tuch und erzählte, wie er vor Hunger umgefallen ſei und das Kind erſchlagen habe. Da entſchied der Richter, der Wirth möge ihn in die Koſt nehmen, damit er nicht wieder vor Hunger umfiele.

Nun kam die Sache wegen des alten Fiſchers an die Reihe. Da zeigte er dem Richter das dritte Tuch und erzählte, wie er ohnmächtig von der Brücke gefallen ſei und den alten Fiſcher erſchlagen habe. Da fiel das Urtheil dahin aus, der Verklagte habe ſich unter die Brücke in den Nachen zu legen und der Sohn des Fiſchers möge ihn dann von der Brücke herab gleichfalls zu Tode fallen.

Als die Sitzung aufgehoben war, rief der Richter den Armen bei Seite und verlangte das Geld, das er ihm gezeigt hätte. Da band er die drei Tücher auf und zeigte, daß kein Geld darin sei, sondern ein Stein. Da fragte der Richter, ob er ihm denn habe drohen wollen, ihn mit dem Steine zu werfen, wenn er nicht zu seinen Gunsten entschiede. Nein, sagte der Arme; aber er leide seit einiger Zeit am Stein, und da hätte er nur sein Mitleid in Anspruch nehmen wollen. Der Richter lachte und hieß ihn nach Hause gehen.

69. Der Katze die Schelle anhängen.

Thiermärchen.

Die Mäuse hielten einmal eine Volksversammlung, um sich zu berathen, wie sie den Nachstellungen der Katzen entgehen sollten. Da war aber guter Rath theuer und vergebens rief der Vorsitzer die erfahrensten Männer der Gemeinde auf, bis endlich ein junger Mäuserich zwei Finger emporstreckte und um die Erlaubniss bat zu sprechen. Als diesem nun das Wort gegeben ward, hub er an und sprach: Ich habe lange darüber nachgedacht, warum uns die Katzen so gefährlich sind. Das liegt nicht sowohl an ihrer Geschwindigkeit, von der so viel Wesens gemacht wird: würden wir sie zur rechten Zeit gewahr, so wären wir wohl behende genug, in unser Loch zu entspringen ehe sie uns etwas anhaben könnten. Ihre Ueberlegenheit liegt vielmehr in ihren sammtenen Pfoten, hinter welchen sie ihre grausamen Krallen so lange zu verbergen wißen bis sie uns in den Tatzen haben. Denn da wir den Schall des Katzentritts nicht vernehmen, so tanzen und springen wir noch unbesorgt über Tisch und Bänke, wenn der Todfeind schon hervorschleicht und den Buckel zum Sprunge krümmt, uns zu haschen und zu

würgen. Darum ist meine Meinung, man müße der Katze eine Schelle anhängen, damit ihr Schall uns ihre Nähe verkünde bevor es zu spät ist. Dieser Vorschlag fand so großen Anklang, daß er alsbald zum Beschluß erhoben ward. Es fragte sich jetzt nur noch, Wer es übernehmen solle, der Katze die Schelle anzuhängen. Der Vorsitzer meinte, hierzu werde Niemand geeigneter sein, als derjenige, der so schlauen Rath erdacht habe. Da gerieth der junge Mäuserich in Verlegenheit und stotterte die Entschuldigung heraus, hiezu sei er zu jung, er kenne die Katze nicht genug: sein Großvater, der sie beßer kenne, werde dazu geschickter sein. Dieser erklärte aber, eben weil er die Katzen zu gut kenne, werde er sich wohl hüten, einen solchen Auftrag zu übernehmen. Auch sonst wollte sich Niemand hierzu verstehen und so blieb der Beschluß bis auf diesen Tag unausgeführt und die Herschaft der Katzen über die Mäuse ungebrochen.

70. Die drei Wünſche.

In alter Zeit ward einmal in einem Dorfe eine neue Kirche gebaut, die heute noch ſtehen ſoll. Da war nun ein armer Mann, der hatte ſich redlich geplagt manches Jahr, war aber immer ſo arm geblieben wie eine Kirchenmaus. Er hatte zehn Kinder und oft nicht ein Stückchen Brot im Hauſe. Gar gerne hätte er aber doch auch ſein Scherflein zum Baue der Kirche beigetragen, wenn er nur gewuſt hätte, wo hernehmen.

Als nun die Reichen mit Wagen und Karren die Steine zum Baue der Kirche herbeiführten, ſprach der arme Mann bei ſich ſelbſt: „Was ſoll ich Armer thun? Ich habe nicht Karren, ich habe nicht Pflug!“ Da kam es ihm in den Sinn: Ich will die Hotte nehmen und des Nachts, wenn Alles ſchläft und ruht, die Steine zum Kirchenbau herbeitragen. Und ſo that er.

Wie er nun ſo in der Nacht hantierte, trat ein altgrau Männchen zu ihm und fragte: Was macht ihr ſo ſpät hier, guter Freund? Ach, ſagte der Arme, ich habe nicht Karren, ich habe nicht Pflug, und möchte doch auch gern zum Kirchenbau beiſteuern; darum nehm ich die Hotte und trage Steine herbei, wenn Alles ſchläft und ruht. Da ſprach das Männchen

zu ihm: Nun, das soll dir nicht unbelohnt bleiben. Ich gebe dir dreier Wünsche Gewalt. Der arme Mann bedachte sich und sprach: So wünsche ich mir, wenn ich sterbe, den Himmel und die ewige Seligkeit; für dieses Leben aber die alte Kiste voll Geld, die auf dem Speicher steht, daß sie nie leer wird. Sonst brauch ich nichts: den Himmel und das Geld. Aber das Männchen sprach: Dein Haus ist klein und fällt bald ein; wer weiß, ob dus erlebst, daß du ein neues baust. Thu also noch Einen Wunsch. Nun gut, sagte der arme Mann, so wünsch ich mir das Haus noch einmal so groß. Das ist dir Alles gewährt, sagte das Männchen und verschwand.

Als er nun heim kam, war das alte Haus verschwunden und ein anderes, noch einmal so groß, stand an der Stelle. Dabei war die alte Kiste voller Goldstücke und füllte sich immer wieder von Neuem. Er lebte nun im Glücke vergnügt und froh, und vergaß auch der Armen und der Gotteshäuser nicht.

Was sich begeben hatte, war im Dorfe kein Geheimniß geblieben, Jung und Alt sprach davon. Da hörte es auch ein reicher Mann, der ein rechter Werwolf war: er hatte mehr als er brauchte und doch nicht genug. Wenn es mir auch so glückte, dachte er, und nahm die Hotte und trug, weil Alles schlief und ruhte, Steine zum Bau der Kirche herbei. Da kam alsbald ein altgrau Männchen zu ihm und sprach: Freund, was machst du hier so spät? Da sprach der reiche Mann: Ich nehme die Hotte und trage Steine herbei, wenn Alles schläft und ruht. Dann hast du, sprach das Männchen zu ihm, dreier

Wünſche Gewalt. Der reiche Mann hatte ſich ſchon im Voraus darauf bedacht und ſprach: So wünſche ich zum Erſten meinem alten Gaul zwei Augen hell und klar; die Ehre, die beiden andern Wünſche zu thun, will ich meinem Eheweib vorbehalten. Gut, ſagte das Männchen, eure Wünſche ſind euch gewährt. Als der reiche Mann nun nach Hauſe kam, gieng er gleich in ſeinen Stall; da ſtand ſein alter ſcheler Gaul und hatte zwei Augen hell und klar. Nun gieng er ins Haus zu ſeiner Frau und ſagte: Ich hatte dreier Wünſche Gewalt: der erſte Wunſch iſt gethan: unſer alter ſcheler Gaul hat wieder Augen hell und klar. Die Ehre, die beiden andern Wünſche zu thun, hab ich dir, mein Eheweib, vorbehalten. Da ſprach das Eheweib ganz erzürnt: Wünſchteſt du dem alten ſchelen Gaul zwei Augen hell und klar, ſo wollt ich, daß du Narr gleich gäbſt ſchel (ſchel würdeſt). Kaum hatte das Eheweib den Wunſch ausgeſprochen, ſo war ihr Mann ſo ſchel, wie der alte Gaul geweſen war. Das verdroß den Ehemann ſo, daß er nun den letzten Wunſch that und zu ſeinem Eheweib ſprach: Weiſt du ſonſt nichts zu wünſchen, du albern Ding, ſo wünſch ich, daß du gleich „gäbſt blind.“ Und ſo geſchah es, und das war ihr Lohn.

71. Das volle Geſicht.

Ein Marktſchreier und Zahnbrecher kam mit ſeinen Theriaksbüchſen in einen Marktflecken, gab ſich für einen Doctor aus und berühmte ſich großer Arznei und Kunſt. Eine reiche alte Bäuerin daſelbſt, die an böſen Augen litt, forderte dieſen Arzt zu ſich und ward mit ihm um den Lohn einig, jedoch mit dem Beding, daß ſie ihm nichts zu geben brauchte bevor ſie ihr volles Geſicht wieder erlangt hätte. Er durfte Solches, um ſeine vorgegebene Kunſt nicht in Zweifel zu ſtellen, nicht abſchlagen, traute ſich jedoch ſelber nicht allzuviel und gedachte ſich darum bei Zeiten vorzuſehen, daß er zu ſeinem Lohn käme. Da ließ er das Weib in eine finſtere Kammer legen, ſalbte ihr täglich mit einem Schmer die Augen, deckte ſie ihr mit Pflaſtern völlig zu und ſo oft er von ihr gieng, ließ er jetzt einen Keßel, dann eine Pfanne oder Tiegel, jetzt Kleider, dann Leinwand oder ſonſt dergleichen mit ſich heim gehen. Was geſchieht? Die Frau ward wider ſein Erwarten geſund und wohlſehend. Alsbald kommt der Arzt, ſein verheißenes Geld zu verlangen, da er ſie geſund gemacht hätte, wie er Solches vor Allen erweiſen wollte, denen ihr Mangel vorhin bekannt

geweſen. Es iſt nicht alſo, antwortete die alte Frau: ich habe mein volles Geſicht keineswegs wieder erlangt wie bedungen worden, vielmehr ſehe ich jetzt viel ſchlimmer denn zuvor, denn ehe ich mich eurer gefährlichen Kunſt vertraute, ſah ich noch mit rothen und dunkeln Augen überall viel Kleider und Hausrath, Keßel und Tiegel; jetzt aber ſehe ich mit den hellen nur die leeren Räume. Obgleich nun nicht eure Kunſt, ſondern Gott mich geſund gemacht hat, ſollt ihr doch, wenn ihr Alles, was ihr mir entwendet habt, wieder an ſeinen Ort bringt, nach der Abrede bezahlt werden. Als der Schalk das hörte, trollte er ſich hinweg und ſoll noch wieder kommen.

72. Gottes Wille geſchieht.

Ein König ritt mit ſeinem Geſind auf die Jagd und fand einen Hirſch, dem ſetzte er nach. Und der Wald war finſter und ein dichter Nebel ſtieg auf. Der König verlor den Hirſch aus den Augen und dazu ſein Geſinde. Da ſuchten ſie den Herrn an ihrem Theil und er ſie an dem andern und fanden ſich nicht. Wie er nun allein in der Irre ritt, überfiel ihn die Nacht, daß er nicht wuſte, wohin er ſich wenden ſollte. Endlich ſah er ein Licht in der Ferne: da ſpornte er ſein Roſs und kam zu einem kleinen Waldhäuschen und klopfte an, ſich Herberge zu erbitten. In dem Häuslein wohnte ein Förſter, der den Herren nie geſehen hatte: er fragte alſo wer er wäre, und wohin er ſo ſpät noch gedächte. Da ſprach er: Ich bin ein ſchlichter Edelmann, der ſich im Walde verirrt hat; darum bitte ich euch, mich dieſe Nacht zu behalten. Der Förſter antwortete: In Gottes Namen, geht herein; was ich habe theil ich gern mit euch. Da nahm er ſein Roſs und ſtellte es in den Stall, deckte den Tiſch und trug das Beſte auf was er hatte. Im Geſpräche fragte der König, wer Herr des Waldes wäre. Jener antwortete: Der König, und ich bin ſein Förſter.

Ich gäb euch gern ein gutes Bette; aber mein Weib liegt in Kindesnöthen, da bedarf sie selbst des einzigen das ich habe. Nach dem Eßen, als es Schlafenszeit ward, bettete er dem Herrn in einem Stall und nach dem ersten Schlaf hörte der König eine Stimme, die sprach: Diese Nacht wird ein Kind geboren, das nach dir König sein wird. Und diese Stimme hörte er dreimal. Der König erschrak und gedachte bei sich: es wird doch nicht des Försters Kind sein, das nach mir regieren soll; das wollt ich zu verhindern wißen. Wie er so dachte, vernahm er die Stimme eines neugeborenen Kindes und erschrak noch mehr, und gedachte: wenn es ein Knabe ist, den sie geboren hat, so ist kein Zweifel, die Stimme meint des Försters Kind. Das soll aber nicht geschehen, daß eines gemeinen Mannes Sohn mir im Reiche folge. Als der Morgen kam, stand er auf, zog sein Roß aus dem Stalle, berief den Förster und sprach zu ihm: Ich bin dein Herr, der König. Der Förster erschrak und bat um Gnade, daß er ihm nicht mehr Ehre bewiesen und ihn die Nacht im Stalle hätte schlafen laßen. Der König sprach: Fürchte dich nicht, ich danke dir, daß du mir in der Noth Herberge gegeben hast. Sage mir, hat dein Weib diese Nacht ein Kind gewonnen? Er antwortete: Ja, sie hat einen Knaben geboren. Der König sprach, so zeige mir das Kind. Er brachte es und der König sah es scharf an und gewahrte ein Mal an seiner Stirne; das merkte er sich wohl und sprach zu dem Förster: Das Kind will ich erziehen und an Sohnesstatt annehmen. Nach sechs Wochen werde ich nach

ihm senden. Der Förster sprach: Herr, ich bin nicht würdig, daß ihr mir mein Kind erzieht; aber Gott vergelt es euch, daß ihr euch also demüthigt. Darüber kam des Königs Jagdgesinde und begleitete ihn heim in sein Schloß. Nach sechs Wochen berief der König drei seiner geheimsten Diener und sprach: Reitet zu dem Förster, bei dem ich die Nacht im Walde zubrachte und holt das Kind, dessen seine Frau in jener Nacht genas und wenn ihr in den Wald kommt, so tödtet es heimlich und bringt mir sein Herz. Das gebiet ich euch bei euerm Leben. Die Diener sprachen: Herr, euer Wille soll geschehen. Da ritten sie zu dem Förster in den Wald und baten ihn um das Kind: sie wollten es dem König bringen, daß es erzogen würde: und der Förster gab es ihnen. Wie sie nun durch den Wald ritten und eine fügliche Statt gefunden zu haben meinten, das Kind zu tödten nach des Königs Gebot, setzten sie es auf die Erde und wollten es umbringen. Aber das Kind lächelte sie an und hob die Händchen zu ihnen auf. Da sprach Einer: Ach wie große Sünde wär es, wenn wir das Kind tödteten, das so schön und unschuldig ist. Da sprachen auch die andern: Wir wollen es nicht tödten; laßt uns nur bedenken, wie wir es am Leben erhalten und es doch vor dem König verantworten. Einer sprach: Hier im Walde laufen viel junger Sauen: laßt uns eine tödten und das Herz dem König bringen für des Kindes Herz. Dem Rathe folgten sie, legten das Kind auf einen Baum am Wege, wo es leicht gefunden werden mochte und brachten des Frischlings Herz dem König.

Da nahm es der, warf es ins Feuer und ſprach: Nun will ich ſehen ob du nach mir regieren wirſt. An demſelben Tage aber, wo das Kind auf den Baum gelegt ward, ritt ein Graf in den Wald jagen mit ſeinen Hunden, und wie die Hunde an den Baum kamen, wo das Kind lag und weinte, blieben ſie ſtehen und bellten nach dem Baum hinauf. Als der Graf das vermerkte, ritt er mit den Seinen an den Baum, hörte das Schreien des Kindes und ſah es auf dem Baume liegen in ein ſchlechtes Tuch gewickelt. Da nahm er es herab in ſeinen Schooß und brachte es heim zu ſeiner Frau, und weil ſie keine Kinder hatten, ſprach er zu ihr: Liebe Frau, ſprechen wir zu den Leuten, das Kind ſei unſer: ich hoffe wir gewinnen Freude davon. Das gefiel der Gräfin wohl und nach wenigen Tagen war es über all ihr Gebiet erſchollen, die Gräfin hätt einen Sohn geboren, worüber große Freude war. Das Kind wuchs heran und ward allen lieb und nach ſieben Jahren ward es zur Schule geſchickt und gerieth wohl bis zu ſeinem zwanzigſten Jahre. Da geſchah es, daß der König einen Hof berief, und dazu Edel und Unedel, Reich und Arm entbot. Da kam auch der Graf dahin und brachte den Knaben mit an den Hof. Nun ſah der König den Knaben an und gewahrte das Mal an ſeiner Stirne, das er in dem Hauſe des Förſters bemerkt und wohl behalten hatte. Da ſprach er nach Tiſch zu dem Grafen: Weſſen Sohn iſt der Knappe, der euch bedient? Der Graf verſetzte: Es iſt mein Sohn. Aber der König ſprach: Sage mir die Wahrheit bei deinem Eid. Da geſtand der Graf,

er wiße nicht eigentlich weſſen Sohn er ſei: er habe ihn vor zwanzig Jahren auf der Jagd in einem Baum gefunden in ein ſchlechtes Tuch gewickelt. Als das der König hörte, berief er heimlich ſeine Boten, die er zu dem Förſter nach dem Kinde geſandt hatte und ſprach ihnen ernſtlich zu, ſie ſollten ihm die Wahrheit geſtehen, wie es mit dem Kind ergangen ſei. Sie antworteten und ſprachen: Herr, ſichert uns vor dem Tode, ſo wollen wir euch die Wahrheit bekennen. Der König gab ihnen Sicherheit. Da geſtanden ſie, daß ſie aus Furcht vor der Sünde dem Kind Barmherzigkeit erzeigt hätten. An ſeiner Statt tödteten wir ein kleines Wildſchwein, deren da viel umherliefen, brachten euch ſein Herz und legten das Kind in einen hohlen Baum. Da dachte der König: So iſt es derſelbe, der nach mir König werden ſoll. Aber ich werd es zu verhindern wißen. Da ſprach er zu dem Grafen: Laßt den Jüngling hier an unſerm Hofe. Er dachte aber nur darauf, wie er ihn umbringen möchte./ Nun war die Königin in einem andern Lande mit ihrer Tochter, ferne von dem König. Eines Tags rief er den Jüngling zu ſich und ſprach: Du muſt zu der Königin reiten und ihr einen Brief bringen, denn ich habe lange nichts von ihr und meiner Tochter gehört. Der Jüngling ſprach: Herr, ich bin bereit. Da berief er ſeinen Geheimſchreiber und hieß ihn einen Brief ſchreiben des Inhalts: Frau, ſobald ihr dieſen Brief ſeht und leſt, ſo unterlaßt es nicht, bei euerm Leben, den Boten der ihn bringt, binnen dreien Tagen zu tödten. Den Brief ſchloß er mit ſeinem königlichen Inſiegel

und gab ihn dem Jüngling; der machte sich auf und ritt drei Tage: da kam er am Abend zu einem Ritter ganz ermüdet von dem langen Wege. Der Ritter empfieng ihn wohl als des Königs Boten und gab ihm zu eßen und zu trinken, und nach dem Eßen hieß er ihn ruhen, denn er sah wohl, daß er müde war. Da streckte sich der Jüngling auf ein Ruhebette und schlief alsbald ein; der Brief aber hieng in seiner Gürteltasche vor ihm nieder. Nun wollte der Ritter sehen wie ihm gebettet wäre und trat in die Kammer und sah in der Gürteltasche den Brief mit des Königs Insiegel und der Aufschrift an die Königin. Da bedachte er sich ob er den Brief aufbrechen sollte und lesen. Es befand sich aber, daß er den Brief herausnehmen mochte ohne das Siegel zu verletzen. Als er nun den Brief las und sah, daß er dem Jüngling zum Tode gemeint war, that es ihm leid für den Knaben, daß er selbst sein Verderben mit sich führen sollte und gedachte bei sich: Wie große Sünde wär es, wenn man einen so schönen, wohlgezogenen Jüngling also in den Tod gäbe. Aber wahrlich es geschieht nicht, wenn Gott will wie ich. Da ließ er alsbald einen andern Brief schreiben dieses Inhalts: Liebe Frau und Königin, ich gebiete dir bei deinem Leben, daß du den Boten, der dir diesen Brief bringt, wohl empfangest und ihm binnen dreien Tagen unsere einzige Tochter zur Gemahlin gebest. Und lade alle Edelleute, Ritter und Knechte zu der Hochzeit und begehe sie herrlich und löblich. Diesen Brief beschloß der Ritter mit des Königs Insiegel und legte ihn dem Jüngling in die Gürteltasche. Darauf weckte er

ihn, erwies ihm noch große Ehre und behielt ihn über Nacht. Als der Morgen kam, stand der Jüngling auf, nahm dankbar Urlaub von dem Ritter und ritt seines Weges. Als er zu der Königin kam, grüßte er sie von des Königs wegen und übergab ihr den Brief. Als sie den gelesen hatte, küsse sie den Boten und sprach: Sei willkommen, liebes Kind. Ich will meines Herrn Gebot gern erfüllen. Da ließ sie sogleich zur Hochzeit rüsten und beschied dazu Ritter und Knechte, Edelleute und Bürger auf den dritten Tag. Also ward die Hochzeit festlich begangen und den Brautleuten große Gabe und manches schöne Kleinod verehrt. Die Gäste fuhren wieder heim, der Jüngling aber blieb bei seinem Gemahl und der Königin. Bald darauf kam auch der König daher gefahren: da hörte er unterwegs rühmen, wie schön die Königin die Hochzeit ausgerichtet hätte. Darüber erschrak er und verwunderte sich sehr. Als die Königin hörte, daß ihr Herr gefahren käme, sprach sie zu ihrem Gidam: Wir wollen ihm entgegen reiten ihn zu empfangen. Da ritten sie und holten den König ein, und als sie sich trafen, empfieng sie ihren Herrn und der König umarmte sie zärtlich. Als er aber den Jüngling an ihrer Seite sah, erschrak er sehr und sprach: Ihr seid ein Kind des Todes. Sie bat um Gnade und sprach: Herr, was hab ich wider euch gethan, womit ich den Tod verdient haben sollte? Der König versetzte: Ich habe dir bei deinem Leben geboten, den Jüngling, der dir den Brief brächte, binnen dreien Tagen zu tödten. Herr, antwortete die Königin, ich habe doch noch den Brief,

den ihr mir sandtet. Darin steht, ich sollte bei euern Hulden und bei meinem Leben dem Boten binnen drei Tagen unsere Tochter geben. Und ist das geschehen? fragte der König. Ja, sagte die Königin, sie sind Mann und Frau. Der König sprach: So zeigt mir den Brief, den ich gesandt habe. Als er aber den Brief gelesen hatte und sein Insiegel daran sah, rief er aus: O welche Thorheit begeht der Mensch, wenn er es anders ordnen will als es Gott geordnet hat. Und alsbald küsste er den Jüngling und nahm ihn zu seinem Sohn an. Und nach dem Tode seines Schwähers ward er König an seiner Statt.

73. Eulenſpiegel in der Fremde.

Eulenſpiegel wurde immer von ſeiner Mutter geſcholten, daß er kein Handwerk lernte, damit er ſich ehrlich ernähren möchte. Nun geſchah es, daß andere Burſchen aus dem Flecken, worin er mit ſeiner Mutter wohnte, auf die Wanderſchaft giengen, weil ihre Lehrzeit aus war. Da ermahnte ihn ſeine Mutter aber und aber, daß er doch auch in die Fremde gienge, damit er die Welt erführe und etwas Nützliches lernte. Dazu war Eulenſpiegel bereit, ſchnürte kürzlich ſeinen Bündel und trat mit einem guten Mundvorrath in der Taſche, ſeine Reiſe an. Als der aber verzehrt war und ihn zu hungern anfieng, kamen ihm ſeiner Mutter Fleiſchtöpfe in den Sinn, beſann ſich auch nicht lange, ſondern kehrte bei einbrechender Nacht wieder heim. Da ſchlich er ſich heimlich durch den Hof und verkroch ſich in den Hühnerſtall, daſelbſt hielt er ſich ruhig bis an den Morgen. Da er nun erwachte, ſah er einen Fuchs aus dem Hühnerſtall ſchleichen, der einen jungen Hahnen im Maule trug. Da erzürnte ſich Eulenſpiegel heftig, ſtreckte die Fauſt drohend aus dem Hühnerſtall und rief: „Warte, du Erzdieb! ich ſollte jetzt nicht in der Fremde ſein, wie wollt ich dich!“ Das vernahm Eulenſpiegels Mutter und verwunderte ſich ſehr ſeiner erſten Herberge.

74. Wie thut das, Drickeschen, wie thut das?

In Wormersdorf, am Fuße des Tombergs, lebte ein armer Tagelöhner, Namens Drickes (Henricus), der aller Welt dadurch auffiel, daß er auf der rechten Seite seines Angesichts mit einem stattlichen Bart geziert war, auf der linken aber dieses Schmuckes gänzlich entbehrte. Fragte man ihn nach dem Grunde dieser Einseitigkeit, so pflegte er wohl folgende Geschichte zu erzählen:

Als ich noch ein junger Schnauber war, ein Lellbeck, dem die ersten Barthaare sproßten, verführte ich oft im Uebermuth allerlei Schelmstücke. Unter andern spielte ich einst drei Weibern einen Streich, die im Ruf der Hexerei standen. Bekanntlich wenn man Erde, die bei einer eben eingesegneten Leiche aus dem Grabe geholt ist, auf die Kirchenschwelle streut, können die Hexen nicht aus der Kirche kommen. Das hatt ich in Erfahrung gebracht, und eines Tages, als ich neben einem Grabe stand, in welches der Todte eben hinabgesenkt war, ließ ich meine Mütze wie von Ungefähr hinunter fallen und sprang dann selbst hinab um sie wieder zu holen; mit der Mütze zugleich aber hob ich ein paar tüchtige Erdschollen auf, was Niemand bemerkt haben kann. Des andern Morgens, als die

Exequien gehalten wurden, waren auch die drei alten Weiber in der Kirche, denn sie versäumten nicht leicht eine Gelegenheit, die Andächtigen zu spielen. Da zerdrückte ich meine Erdschollen auf der Kirchenschwelle, und versteckte mich wie ein Vogelfänger, um zu sehen, ob der ausgestreute Samen wirke und meine Vögel gefangen wären. Und richtig, als der Dienst zu Ende war, blieben die drei Starmatzen sitzen und rührten sich nicht, nur daß sie zuweilen scheu umsahen und den Rosenkranz strichen. Der Küster, der die Thüre gern geschlossen hätte, harrte eine Weile, ob sie nicht bald nach verrichteter Andacht von selber giengen; als sie aber dazu gar keine Anstalt machten, und ihm die Geduld ausgieng, trat er mit dem Schlüßelbund vor sie hin und sagte, der Dienst sei zu Ende, die Lichter ausgelöscht, er müße jetzt die Thüren schließen, und wenn sie nicht eingesperrt sein wollten, möchten sie so gut sein hinaus zu gehen. Die Weiber schwiegen still und sahen nicht auf, wie in Andacht versunken: er muste sein Sprüchlein ein andermal vorbringen. Da sagte die Jüngste, welche die Verschlagenste war: Die Kirche ist noch nicht gekehrt, Küster; bis ihr das verrichtet habt, stört uns nicht in der Andacht. Die Kirche ist gekehrt, versetzte der Küster, und wenn ihr nicht geht, so sperre ich euch ein. Das hat nichts zu sagen, entgegnete sie: es ist das Haus des Herrn und seiner Diener. Die Thüre gehört aber auch zum Haus, und da liegen noch große Brocken. Damit sah sie wieder vor sich und zählte die Körner an ihrem Rosenkranz. Mochte er nun wollen oder nicht, so muste er den

Besen nehmen und die Kirchenschwelle rein fegen. Als das geschehen war, erhoben sich meine drei Hexen, die ich nun kannte, und ehe der Küster die Thüre schloß, war ich aus meinem Versteck geschlüpft und unbeschrieen, wie ich dachte auch unvermerkt, hinaus geschlichen.

Meine drei Hexen hatten aber Lunte gerochen, und schon die Nacht darauf ließen sie michs entgelten. Ich hatte in der Kannenbäckerei die Wache, wo die Pflaumen, nachdem die Kannen herausgenommen waren, auf Hürden gelegt, in der Ofenhitze getrocknet werden sollten. Als ich nun im ersten Schlafe lag, denn dem hatte ich in der behaglichen Wärme, die der Ofen ausströmte, nicht widerstehen können, fühlte ich plötzlich einen zuckenden Schmerz in der Backe: ich hätte laut aufschreien mögen. Wie thut das, Drickeschen, wie thut das? fragte die jüngste Hexe, die auf mir lag wie ein Alp, und schon wieder ein anderes meiner zarten Flaumhaare zwischen Daumen und Zeigefinger faßte, um es auszuraufen. Nicht gut, sagte ich, und versuchte aufzustehen und den Alp abzuschütteln, vermochte es aber nicht. Und jetzt riß sie das Haar aus und faßte wieder ein anderes und fragte: Wie thut das, Drickeschen, wie thut das? So fuhr sie fort bis sie sich müde gerauft hatte. Da stand sie auf und ließ die andere über mich, und diese auch, als sie nicht mehr konnte, die dritte, und wär es nicht bald Tag geworden, so hätten sie mich vielleicht herumgedreht und auf der andern Seite von vorn angefangen. Aber mit dem ersten Hahnenschrei waren sie wie vom Winde

verweht verſchwunden. Ich ſtand nun auch auf und begriff nicht, warum ich es vorher nicht vermocht und die Wetterhexen blitzblau geſchlagen hatte. Noch desſelben Tags fieng mir aber die Backe zu ſchwellen und zu ſchwären an, und das dauerte lange, und als ſie endlich wieder glatt war, blieb ſie glatt und kein Haar wuchs nach bis auf den heutigen Tag, denn wo die Hexen getanzt haben wächſt kein Gras. Mir war es aber eine Lehre, meinen Vorwitz einzuſtellen und die Hexenverfolgungen namentlich, und wandelte mich je wieder die Luſt an, ſo war es als zwickte es mich in die Backe und fragte: Wie thut das, Dickeschen, wie thut das?

75. Dank und Undank.

Der Kaiser zu Rom wollte eines Tages von einer Stadt zu der andern reiten, als ihm ein Mann begegnete, welchen er fragte, wer er wäre? Er antwortete: „Herr, ich bin ein armer Mann, aus euerm Lande gebürtig und Undank genannt.“ Da sprach der Kaiser: „Wüßte ich, daß du mir getreu wärest, so nähm ich dich auf in meine Dienste.“ Das verhieß ihm der Arme und freute sich, worauf ihn der Kaiser mit sich an seinen Hof nahm. Hier hielt er sich in allen Dingen gar weislich und gewann durch leutseliges Betragen des Kaisers Herz so sehr, daß er ihn zu seinem Schaffner und Hofmeister bestellte. Und da er sah, wie gut er aufgenommen war, überhob er sich im Uebermuth und drückte die Armen und Geringen. Nun war an der Nähe des Pallastes ein Wald, worin sich viel wilde Thiere aufhielten. Der Hofmeister ließ darin überall Gruben anlegen, und sie mit Laub überdecken, daß wenn die Thiere darüber liefen, sie hineinfielen und gefangen würden. Eines Tages ritt der Hofmeister durch den Wald, und gedachte in seinem Hochmuth, wie doch kein Mächtigerer in dem ganzen Reich sei als er. Und wie er in

ſolchen Gedanken einherritt, ſtürzte er unverſehens in eine der Gruben.

Nicht lange darauf kam ein Löwe und fiel in dieſelbe Grube, und darauf eine Meerkatze und eine große Schlange, die gar ſchrecklich anzuſehen war, die fielen Alle neben ihn in die Grube. Da muſte der Hofmeiſter zwiſchen den drei Thieren in der Grube liegen in Furcht und Aengſten, und wie laut er auch um Hülfe ſchrie, es nutzte ihm nichts, denn es kam ihm Niemand zu Hülfe. Nun wohnte ein armer Mann Namens Wido in der Stadt, der alle Tage in den Wald holzen gieng, damit er ſich und ſeinem Weibe das Leben friſte. Der kam auch dieſes Tages, und gieng an ſeine Arbeit nicht weit von der Grube, in welche der Hofmeiſter geſtürzt war, und da dieſer ſeine Axt ſchallen hörte, da hub er wieder an, laut um Hülfe zu ſchreien. Als der Holzhacker das hörte, gieng er hinzu und fragte, wer er ſei? Er ſprach: Ich bin des Kaiſers Hofmeiſter, und befreiſt du mich hier aus dieſer Grube, ſo will ich dir zu Ehren und Gut verhelfen, denn ich bin hier in Geſellſchaft eines Löwen, einer Meerkatze und einer großen Schlange, und jeden Augenblick des Todes gewärtig, ohne zu wißen, von welchem der Unthiere ich verzehrt werde. Da ſprach Jener: Ich bin ein armer Mann, und habe nichts als das Holz, das ich fälle, wovon ich mich, mein Weib und meine Kinder ernähre. Wenn ich nun den heutigen Tag unnütz verbringe, und auch von euch noch betrogen werde, ſo komm ich zu Schaden. Da ſprach der Hofmeiſter: Bei der Treue,

die ich Gott und meinem Herrn dem Kaiser schuldig bin, schwör ich dir Alles das zu erfüllen, was ich dir versprochen habe. Da lief der Holzhacker zurück in die Stadt, und brachte ein langes Seil, das er in die Grube herabließ. Sogleich sprang der Löwe empor, und hielt sich so fest daran, daß der Holzhacker meinte, er habe den Hofmeister herausgezogen.

Und da der Löwe herauf kam, dankte er dem Retter mit freundlicher Gebärde, und gieng in den Wald seinem Fraße nach. Darauf ließ Wido den Strick wieder hinein und zog ihn zurück, und wie er glaubte, er habe den Hofmeister hinaufgeschrotet, da war es die Meerkatze. Und also zog er auch die Schlange herauf, und der Hofmeister war noch drunten. Da ließ er den Strick zum viertenmal hinab, womit sich der Hofmeister umgürtete, und von dem Holzhacker hinaufgezogen ward. Alsdann zogen sie beide das Pferd aus der Grube. Sogleich schwang sich der Hofmeister darauf, und ritt nach Hofe; der Andere aber gieng nach Hause und erzählte seinem Weibe alles was ihm begegnet war, und wie der Hofmeister versprochen habe, ihn reich zu machen, worüber sie große Freude hatte. Am Morgen stand er auf, gieng gen Hof und klopfte an. Der Thorwärtel fragte, was er wolle? Er sprach: Ich bitte dich, geh zu dem Hofmeister und sprich, der Mann mit welchem er gestern im Forste gesprochen, begehre Zutritt. Da gieng der Thorwärtel und richtete den Auftrag aus; aber der Hofmeister ergrimmte und sprach: Geh hin und sage, ich habe Niemand in dem Walde gesehen: er solle seiner Wege

gehen, ich wiße nicht, wer er ſei. Der Thorwärtel kam zurück und ſagte ihm, was er von dem Hofmeiſter gehört. Da erſchrak der arme Mann und gieng traurig heim und klagte ſeinem Weibe mit bitterm Leid, wie ſchnöde er betrogen ſei. Die Frau ſprach: Laß es gut ſein; der Herr iſt vielleicht heute beſchäftigt geweſen und hat dich darum alſo abgefertigt. Das glaubte er und beruhigte ſich wieder. Des andern Morgens ſtand er früh auf und gieng abermals nach Hof; aber der Hofmeiſter ließ ihn mit harten Worten bedeuten, nicht mehr an das Thor zu kommen, ſonſt werde er ihn ſo zurichten, daß ihn nicht dahin zurück verlangen ſolle. Als er das ſeinem Weibe mit Schmerzen hinterbrachte, tröſtete ſie ihn und ſprach: Verſuch es noch zum drittenmal, vielleicht giebt ihm Gott beßere Laune und verſagt er dir wieder Gehör, ſo ſchlag es dir aus dem Sinn und laß ihn zufrieden. Darin folgte er ihr, ſtand des Morgens früh auf und bat den Thorwärtel, ihn noch einmal dem Hofmeiſter zu melden. Dieſer ließ ſich wieder überreden, und als der Hofmeiſter ſeine Rede vernahm, entbrannte er in Zorn, lief eilends hinaus, und ließ den armen Holzhacker ſo hart ſchlagen, daß er für todt liegen blieb. Als das ſein Weib vernahm, kam ſie mit einem Eſel vor das Thor, lud ihn auf, und brachte ihn nach Hauſe. Er lag wohl ein halbes Jahr bettlägerig und verzehrte ſein Bißchen Armut mit den Aerzten in ſeiner Krankheit. Als er ſich wieder etwas erholt hatte, gieng er nach ſeiner alten Gewohnheit in den Wald, Holz zu fällen. Da begegnete ihm der Löwe, welchen er aus

der Grube gezogen, und trieb einen Esel vor sich her; der war schwer beladen mit Ballen voll köstlicher Kleinode, und da er zu Wido herankam, blieb er stehen mitsamt dem Esel, und neigte sich vor ihm, als wollte er ihm danken für seine Mühe. Darauf kehrte er sich um und gieng seiner Straße und ließ ihm den Esel. Da trieb ihn Wido in großen Freuden nach Hause, und band die Ballen auf, und fand darin so viel des Gutes, daß er ein reicher Mann war. Doch gieng er des andern Tages wieder in den Wald nach Holze, da kam die Meerkatze und half ihm bei der Arbeit, woran er ersah, daß sie ihm erkenntlich sein wollte. Und als er fertig war und den Esel mit dem Holze heim trieb, da kam ihm die Schlange entgegen, die er aus der Grube gezogen und trug einen Stein im Munde von drei Farben, weiß, schwarz und roth. Und als sie zu ihm kam, ließ sie den Stein vor ihn fallen und wandte sich dann zurück in den Wald. Wido hob den Stein auf, betrachtete ihn, und hätte gern seine Kraft und Tugend erkannt: gieng deshalb zu einem weisen Mann, der den Lauf des Gestirnes verstand und frug ihn nach den Eigenschaften des Steins. Und als der weise Mann den Stein sah, verlangte ihn sehr nach seinem Besitz, und bot ihm sogleich hundert Pfund dafür. Er sprach, er wolle ihn nicht verkaufen, und wünsche nur seine Kraft und Tugend zu wißen. Die sagte er ihm und sprach: Der Eigenschaften des Steins sind dreierlei: Ueberfluß und Fülle ohne Mangel und Gebrechen, Freude ohne Trübsal, Licht ohne Finsterniß. Wer diesen Stein

unter seinem Werthe kauft, bei dem bleibt er nicht, sondern kommt wieder zurück zu dir. Wido freute sich dieser Rede, dankte dem Manne und begab sich fröhlich zu seinem Weibe, und erzählte ihr von seinem Glücke, worüber sie große Freude hatten. Darauf nahmen sie zu an Ehre und Gut durch die Kraft des Steins und Wido kaufte sich Erb und Eigen und ward bald zum Ritterstande erhoben. Als aber der Kaiser erfuhr, daß Wido durch die Kraft des Steins so rasch emporgekommen, sandte er nach ihm, und da er vor ihn kam, setzte er ihn darüber zu Rede und Wido gestand, daß er Alles der Wirkung des Steines verdanke. Der Kaiser begehrte den Stein zu kaufen, aber Wido versagte es und sprach, er bedürfe des Steins selber. Da sprach der Kaiser: Entweder du giebst mir den Stein zu kaufen, oder ich vertreibe dich aus meinem Reiche. Da Wido das hörte, sprach er: Weil es euch so ernst damit ist, so will ich euch den Stein verkaufen, sage euch aber fürwahr, bezahlt ihr mir nicht seinen vollen Werth, so bleibt er euch nicht, und kommt wieder zu mir. Der Kaiser antwortete: „Ich will dir ihn bezahlen, daß du zufrieden bist," und gab ihm dreißig tausend Gulden für den Stein; Wido nahm das Geld und ließ den Stein bei dem Kaiser. Des andern Morgens fand Wido den Stein wieder in seiner Kiste, und als sein Weib das erfuhr, sprach sie: Geh geschwind und bring dem Kaiser den Stein zurück, daß er nicht sage, du habest ihn darum gebracht. Das that Wido, gieng mit dem Stein nach Hof zu dem Kaiser und fragte ihn, wo er den Stein habe?

Der Kaiſer verſetzte, er habe ihn in ſeiner Kiſte verſchloßen. Da zeigte ihm Wido den Stein, und da der Kaiſer das ſah, fragte er, wie er zuerſt in Beſitz des Steines gelangt ſei? Da erzählte ihm Wido, wie er ſeinem Hofmeiſter aus der Grube geholfen nebſt den wilden Thieren, und wie ſich die Thiere ihm erkenntlich bewieſen und der Hofmeiſter ſeine Treue an ihm gebrochen habe. Wie der Kaiſer das vernahm, ſchickte er zu dem Hofmeiſter und ſetzte ihn zur Rede, und da er es nicht läugnen konnte, ergrimmte er und ſprach: O du Böſewicht! mit Recht wirſt du Undank genannt, denn du biſt falſcher und treuloſer als die wilden Thiere und haſt Gut mit Uebel vergolten; das ſoll dir nicht ungeſtraft hingehen: daher ertheile ich all dein Gut und Beſitzthum mit ſamt deinem Amt dem Ritter Wido, und dich ſoll man noch heut an den Galgen hängen. Da lobte man insgemein den Kaiſer um ſein gerechtes Urtheil, und Wido verwaltete ſein Amt ſo weislich, daß er nach des Kaiſers Tod zu ſeinem Nachfolger erwählt ward und bis an ſein Ende das Reich in Frieden regierte.

76. Das iſt ſtarker Taback.

Man hört wohl ſagen und die Frauen ſtimmen dem gerne bei, der Rauchtaback ſei eine Erfindung des Satans, von wegen ſeines hölliſchen Stanks. Dem muß aber wohl nicht ſo ſein, denn nach der folgenden Erzählung ſcheint der Teufel kein ſonderlicher Kenner des Tabacks.

Ein Liebhaber des beſagten viel verſchrieenen Krauts hatte ſich unvermuthet eines Beſuchs ſeiner ſataniſchen Herrlichkeit zu erfreuen. Was ſie mit einander zu verhandeln hatten, weiß ich nicht; der Wirth wollte aber bei dem Geſchäft ſeine Pfeife, die eben im beſten Zuge war, nicht wegſtellen, und ſo forderte es denn die Höflichkeit, daß er dem Gaſte auch eine anbot. Der Teufel, der gern Alles mitmacht, und auch hier kein Neuling ſcheinen wollte, ſchlug es nicht aus. Da reichte ihm der Schmaucher, um den Verſucher zu verſuchen, ein Schießgewehr ſtatt einer Pfeife. Sie iſt ſchon geſtopft, ſagte er, und meinte, geladen. Der Teufel nahm es an, ſteckte den Lauf in den Mund und fieng an zu ziehen. Unterdes zündete jener einen Fidibus an und hielt ihn dem Teufel unten vor die

Pfanne, wo das Pulver aufgeſtreut war. Der Schuß gieng los und der Satan bekam eine gute Ladung Schrot ins Geſicht. Da verbiß er zwar den Schmerz, meinte aber doch: Das iſt ſtarker Tabak! Und das iſt ſeitdem ſprichwörtlich geblieben.

77. Frau Weke.

Ein Räthſelmärchen.

Frau Weke war von anſehnlichem Wuchſe: ſie maß ſechs Fuß und darüber; darauf that ſie ſich nicht wenig zu Gute. Als ſie aber älter wurde, ſetzten ihr Gicht und Krämpfe und im Winter der Froſt ſo zu, daß ihr der Uebermuth gebrochen ward. Dabei ſchrumpfte ſie allmählich zuſammen. Es war auffallend wie ſie abnahm: alle Tage ſchien ſie weniger zu werden; es war als ſänke ſie in die Erde. Bald war ſie nicht mehr größer als ein Wickelkind; aber viel frommer, denn ſie weinte nicht, ſondern ertrug Alles mit Geduld und ſuchte ihren Troſt im Gebet. Als man nun ſah, daß ſie ſich Alles gefallen ließ, legte man ſie in eine Wiege und deckte ſie mit Wolle zu. Sie ſchwand aber noch immer mehr; bald war ſie nur noch daumenlang: da gab man auch der Wiege eine andere Beſtimmung und bettete ihr in einen Schuh, der mit Sperlingsfedern gefüllt war. Sperlinge wurden ihr auch gebraten; ſie hatte aber ewige Zeit an Einem genug. Dabei trank ſie aus einer Haſelnußſchale. Sie ſang immer für ſich hin fromme

Lieder; aber der Ton war fein und allmählich verhallte er gänzlich. Um dieſelbe Stunde, zu Mitternacht, ſoll ſie geſtorben ſein. Der Sarg, in dem ſie begraben ward, war ein Pillendöschen; ihr Sohn trug es in der Taſche nach dem Kirchhofe. Er lies ihr noch einige Meſſen leſen; hernach war keine Rede mehr von Frau Weke.

78. Die Hexenfahrt.

Bonner Bespelchen.

Et wor ens en Mädge, doran thät 'ne junge Minsch freie. Op 'ne Samstag Ovend, we dä Drikes Firovend gemaht hatt, doh gink hä noh singer Gewenthet noh singem Mädge. Hä traut also noh dem Drückge singem Hus; effer hä sung de Dühr zo. Jetz sink hä an zo kloppe, effer et mahd em kener op. Endlich sink hä an widder die Dühr zo deue, on wupp! do sprung se op. Hä sink jetz an ganz hörsch heren zo gohn, sung effer op kener Dühr 'ne Schlößel. Op enmol hürt hä en der Köch en paar Woort redde. Hä lurt am Schlößelsloch herenn on sog, dat sing Mädgen en Döppche en der Hand hatt, on thät sing Motter domet schmere. De Motter dät en paar Woort redde on flutsch! do wor se am Kamin herus. No hatt dä Drikes effer de Woort net verstande. Wie de Motter no am Kamin herus wor, do geht de Doochter on nimmt och en Döppge, schmert sich, on sät: „Tütte ma Tüt, zom Schorsten herüt, über alle Heken on Strüch." On flutsch! do war se och am Kamin herus. Jetzt fängt dä Drikes an de Köchendühr opzosprenge, nimmt dat Döppge, schmert sich domet, on sät

de nämliche Woort, effer onräch, de er ſich behalden hatt: „Tütte ma Tüt, am Schorſten herüt, dorch alle Heken on Strüch.“ On wutſch do wor er och am Kamin herus. Wel hä effer plaaz über alle Hecken on Strüch, „dorch alle Hecken on Strüch“ geſaat hat, do flog hä dorch Böhm, Hecke, Strüch ꝛc. on ſing Geſeech, Händ on Alles wor janz verkratz on verſchonne. Endlich we hä janz verkratz wor, do kom hä op 'ne Berg an, wo de Hexe tanze thäte on Muſik maten met ahl Geeßen on Kannen. Op eenmol ſüht er och ſing Drükgen on de Motter dabei, on wurd do gewahr, dat ſing Mädgen en Hex wor, de alle Samſtags op den Hexentanz gink. Des andern Tags wor et got, do gof hä et an, on all Hexen wurte verbrannt.

Jetz kom en Mus,
Do wor dat Verzellchen us.

Anhang.

Neugriechische Märchen von Kalliopi.

I. Das Töpfchen.

Es war einmal ein alter Mann, der hatte einen schönen Johannisbrotbaum, von dem er alle seine Kinder ernährte. Nun, der Baum wuchs und wuchs so hoch, daß er zuletzt beinah an den Himmel stieß, und der alte Mann pflegte hinaufzusteigen, Schoten zu pflücken und sie seinen Kindern zum Essen hinunterzuwerfen. Eines Tages stieg er hinauf bis in den Gipfel: da hörte er in der Luft Winter und Sommer sich streiten, wer von ihnen der beste sei? Winter sagt: ich bin der beste; Sommer sagt: nein, ich bin der beste. Endlich sahen sie den alten Mann auf seinem Brotbaum und kamen überein, sie wollten ihren Streit vor ihn bringen. Das geschah. Der alte Mann antwortete ganz verwirrt: „Ja, ja, Winter und Sommer sind beide so gut, daß es sehr schwer ist, zwischen ihnen zu wählen. Winter bringt uns Regen und erweicht den Boden,

daß wir säen können, und Sommer kommt und bringt uns Hitze und reift unser Korn." Die Streitenden waren sehr zufrieden mit dieser weisen Antwort, schenkten dem alten Manne aus Dankbarkeit ein irdenes Töpfchen, und sprachen: „Es wird dir Alles bringen was du bedarfst; nur verrathe Niemanden dein Geheimniss." Der alte Mann war sehr froh, kletterte herunter und befahl dem Töpfchen, daß es ihm einmal ein Mittagbrot bringen solle. Da im Augenblick war der Tisch mit herrlichen Speisen besetzt und die ganze Familie setzte sich daran und wunderte sich woher das käme. Den folgenden Tag wurde von dem Töpfchen ein ähnlicher Schmaus gebracht. Nun aber quälte den alten Mann seine Frau: er möchte ihr doch sagen wie ers nur anfange, so gut Mittag zu kochen. Bald bat sie, bald drohte sie: er konnte zuletzt nicht mehr widerstehen und verrieth ihr sein Geheimniss. Einige Tage darauf begab es sich, daß ihr Sohn eine schöne junge Prinzessin sah, welche in ihrer Nähe wohnte, und er verliebte sich sterblich in sie. Als er nach Hause kam, bat er seine Mutter: sie möchte zur Königin gehen, die sollte dann den König bitten, ihm seine Tochter zur Frau zu geben. Diesen Wunsch hielt die Mutter für sehr vernünftig; der Vater aber lachte und wollte sie davon abbringen, aber vergebens. So gieng die Mutter fort, und der König erfuhr den Wunsch ihres Sohnes: „Was bedeutet das?" sagte der König, „welcher Bettler hat die Frechheit, meine Tochter zu begehren?" Aber die Mutter blieb bei ihrer Bitte. „Wohlan denn," sagte der König, „ich will sie

geben, wenn ihr morgen früh einen Pallaſt habt, aber der muß viel ſchöner ſein als der, in welchem das Mädchen jetzt wohnt und meinem Königsſchloße gegenüber ſtehen.“ Die Mutter gieng fort, nahm das Töpfchen und befahl ihm, den Pallaſt zu bauen. Den folgenden Morgen ſah der König aus ſeinem Fenſter: ſieh, da ſtand ein Pallaſt ſeinem Schloße gegenüber, ſtralend von Silber und Gold. Da verweigerte er ſeine Tochter nicht länger und ſie wurde denſelben Abend dem Sohn des alten Mannes verlobt. Das war ein großes Feſt, zu dem auch der alte Mann und ſeine Frau geladen wurden. Der König aber und ſeine Diener brachten es dahin, den alten Mann trunken zu machen und ihm ſein Geheimniſs zu entlocken. Dann nahmen ſie ſein Töpfchen aus ſeinem Buſen und legten ein anderes hinein. So gieng der alte Mann, ohne etwas von ſeinem Verluſt zu ahnen, nach Hauſe. Als er aber des andern Tages ſein Mittagsbrot forderte, rührte ſich kein Töpfchen, und er entdeckte den Streich, den man ihm geſpielt hatte. In ſeiner Verzweiflung gieng er zum Könige und flehte ihn an, das Töpfchen wiederzugeben, aber er war unerbittlich. Es war nur ein Mittel übrig; er kletterte auf ſeinen Brotbaum und fieng wieder an, Schoten hinunter zu werfen. Aber es waren nur zwei oder drei daran, und er ſtieg bis in den Gipfel, indem er umſonſt nach mehr ſuchte. Während er da oben ſaß, hörte er wieder Winter und Sommer ſich ſtreiten. Er rief ihnen zu und flehte ſie an um des Himmels willen, ihm wieder zu ſeinem Töpfchen zu verhelfen. Aber ſie antworteten: „Haben

wir es dir denn nicht gesagt, daß du Keinem dein Geheimniss ausplaudern solltest? Das ist die verdiente Strafe für deine Thorheit." Da sagte der alte Mann: „So habt doch um meiner Kinder willen Erbarmen." Gut," antworteten sie: „nimm diesen Knittel und diesen Strick: wen du befiehlst, den werden sie prügeln und binden." Der alte Mann kletterte schnell von seinem Baume herunter, und gieng in den Pallast, wo er die ganze Familie des Königs versammelt fand. Sogleich befahl er seinem Strick, alle zu binden, und dann seinem Knittel, sie zu prügeln. Knittel und Strick giengen und erfüllten ihre Pflicht so gut, daß in kurzer Zeit alle um Gnade schrieen. Er erhielt sein Töpfchen wieder, der junge Mann heiratete die junge Prinzessin und der alte Mann lebte mit seiner Frau in Frieden und Ueberfluß bis sie starben.

II. Der närrische Knecht.

Es war einmal ein Mann, der hatte einen närrischen Knecht, den er aufs Feld schickte, die Schafe zu hüten. Aber statt die Schafe zu hüten, stieg er auf einen wilden Birnbaum und fieng an, die Holzbirnen herunter zu schütteln. Sogleich versammelten sich die Schafe unter dem Baum, um die gefallenen Birnen zu fressen. Der närrische Knecht rief ihnen zu: „Schafe, Schafe, fresst mir nur die reifen nicht, lasst die besten für mich.“ Aber die Schafe hörten auf seinen Befehl nicht, und als er vom Baume gestiegen war, fand er nur noch einige schlechte und ungenießbare Birnen. Da nahm er sein Messer heraus, und schlachtete wüthend alle Schafe, ausgenommen einen alten Widder, auf dessen Horn gerade eine reife Birne hängen geblieben war, die er aß. Darauf gieng der närrische Knecht nach Haus zu seinem Herrn. „Wo sind die Schafe?“ fragte der Herr. „O, die habe ich alle todt gestochen, außer diesem Widder, weil sie mir meine Holzbirnen gefressen haben.“ „Bist du toll oder ein Spitzbube?“ rief der zornige Herr, ließ einen Soldaten kommen und schickte ihn ins Gefängniss. Als der närrische Knecht darin saß, hob er die Thüren aus ihren Angeln, nahm sie auf den Rücken und gieng fort. Nun waren aber die Thüren von Eisen, so daß er müde wurde; darum stieg er auf

einen Baum, die Thüren immer in den Händen und wär bald fast eingeschlafen. Da begab es sich, daß gerade etliche Kaufleute kamen, sich unter denselben Baum setzten, und da ihr Abendeßen hielten. In seinem Schlaf ließ er die Thüren los und sie fielen donnernd hinunter mitten unter die unglücklichen Kaufleute. Die sprangen auf, machten sich auf die Beine und liefen davon, indem sie im Schrecken all ihre Waare im Stich ließen. Der Narr war höchlich erfreut über diesen Zufall, kam hinunter und nahm von seiner Beute Besitz. Es war eine große Menge Weihrauch. Unser Narr nahm ihn auf den Rücken und trug ihn auf die Spitze eines hohen Berges. Dann machte er hier ein großes Feuer an und warf allen Weihrauch mitten in die Flammen. Nun traf es sich gerade, daß die allerseligste Jungfrau im Himmel krank war; als sie aber den Weihrauchduft roch, wurde sie sogleich gesund und sandte einen Engel zu dem Menschen herab, der das für sie gethan hatte. Also flog der Engel herab an den Ort, wo unser Narr saß und dem Rauch nachsah, wie er so schön in der Luft wirbelte und sprach zu ihm: „Die Allerheiligste hat mich gesandt, dich mit in den Himmel zu nehmen, damit du dort für dich nehmen kannst was dein Herz begehrt.“ „Ich brauche nicht in den Himmel zu gehen,“ sagte der Narr; „gieb mir nur eine Pfeife, die wie ich darauf pfeife alle Welt, die sie hört, zum Tanzen bringt.“ Der Engel gab ihm die Pfeife, und verschwand. Der Narr verließ den Berg und vermiethete sich als Sauhirt bei einem alten Priester. Den andern Morgen trieb er seine Schweine in den Wald, nahm seine Pfeife heraus, pfiff

und ergetzte sich bis an den Abend an den brotlosen Sprüngen der borstigen Gesellen. Die armen Schweine! sie tanzten immerfort bis ihnen die Beine vor Ermattung anschwollen, daß sie am Abend zweimal so dick waren als am Morgen. O, dachte der alte Priester, als er sie heimtreiben sah, das ist einmal ein guter Sauhirt, den ich mir da gedungen habe: meine Schweine sind schon zweimal so fett als sonst. Den andern Morgen fieng der Narr aufs Neue dieselbe Geschichte an, und brachte Schweine, Bäume und Büsche zum Tanzen so weit um ihn her als er gehen mochte. Einige Menschen, welche näher kamen, um zu sehen, was es da gebe, wurden auch angesteckt und der boshafte Narr, der sich herzlich über ihr Unglück freute, spielte fort und fort bis er vor Müdigkeit aufhören muste. Einer von den Männern aber entfloh glücklich, lief nach Hause zu dem Priester und erzählte ihm, was sein vortrefflicher Knecht machte. Der alte Priester lief eilig dahin, verbarg sich hinter die Büsche und sah dem Narren zu. Kaum aber war er da, als der Narr wieder anfieng zu pfeifen, die Schweine zu tanzen und die Büsche, zwischen denen der arme Priester stak, es ihnen nachmachten. Umsonst schrie er ihm zu, daß er aufhören sollte, er trieb es nur um so ärger, daß zuletzt die Dornen den Bart des alten Mannes faßten, sein Gesicht zerkratzten und seine Kleider zerrißen. Als der Narr von seinem Spaß genug hatte, nahm er seine Pfeife und gieng im großen Jubel davon. Der arme Priester entkam dem Unheil so gut er konnte; und so endet die Geschichte von dem närrischen Knecht.

III. Die drei goldenen Aepfel.

Es war einmal ein reicher und mächtiger König, der lebte in einem herrlichen Pallast und hatte Alles was sein Herz begehrte, nur daß seine Frau kinderlos war. Die Königin trauerte auch darüber und that manches fruchtlose Gelübde, um den gewünschten Segen zu erlangen; endlich gelobte sie, wenn ihr ein Kind geschenkt würde, wolle sie drei Springbrunnen machen, davon solle der eine vierzig Tage lang Milch, der andere Honig, der dritte Wein für die Armen ausströmen. Nach einiger Zeit erfüllten sich die Wünsche der Königin und sie gebar einen schönen Knaben. Ueberglücklich vergaß sie bei Freuden und Festen zu Ehren des jungen Gastes ihr Gelübde ganz. Da träumte ihr einmal des Nachts, eine alte Frau stände an der Seite ihres Bettes und drohte ihr, wenn sie jetzt ihr Gelübde nicht endlich erfülle, werde der junge Prinz sterben. Des Morgens erzählte sie den Traum ihrem Gemahl und drang in ihn, daß er doch jetzt die Brunnen machen laßen möchte; er aber achtete nicht darauf und es geschah nichts. Die folgende Nacht hatte die Königin denselben Traum und drang des Morgens wieder in den König, auf diese Warnung zu achten,

aber vergebens. Die dritte Nacht stand die alte Frau wieder an ihrem Bett, aber mit einem finstern, drohenden Gesicht. Die Königin, nun ernstlich beunruhigt, überredete ihren Gemahl, daß die Sicherheit ihres Sohnes von der Erfüllung dieses Gelübdes abhänge, und der König, der sie nicht länger quälen wollte, erfüllte ihre Bitte. Es wurde nach Arbeitern geschickt, und in kurzer Zeit ließ der König durch sein ganzes Reich verkündigen, daß alle Armen kommen und aus diesen Brunnen schöpfen sollten, welche vierzig Tage für sie springen würden. Den Tag, nachdem diese vierzig Tage verflossen waren, erschien eine alte Frau an der Thüre des Pallastes, und bat um Erlaubniss, aus den Brunnen zu schöpfen. Der junge Prinz, welcher nun schon acht oder neun Jahre alt war, sah gerade aus dem Fenster, als sie kam, fuhr sie hart an, und befahl ihr sogleich wegzugehen, da die vierzig Tage vorüber seien und die Brunnen aufgehört hätten zu spielen. Da warf die alte Frau einen wüthenden Blick auf ihn und rief: „Daß alles Ungemach über dich komme, weil du einer armen Frau eine Bitte abgeschlagen hast, und darum verfluche ich dich mit dem Fluche, die drei goldenen Aepfel zu suchen.“ Nun war dieß Suchen oft schon unternommen, hatte aber immer denen, die es wagten, das Leben gekostet: denn ein schrecklicher Drache bewachte diese goldenen Aepfel Tag und Nacht. Die Königin war tief betrübt, als sie das hörte und ließ sich sogar herab, selbst zu der alten Frau zu gehen und ihr Alles anzubieten, was sie begehrte, wenn sie nur diesen Fluch von ihrem Sohne

nehmen wollte. Die alte Frau aber antwortete: „Das ist unmöglich: der Fluch ist einmal über meine Lippen gekommen und kann nicht zurück: dein Sohn muß es über sich nehmen.“ Nun wuchs der junge Prinz und kam zu den Jahren des Mannesalters und wurde schön, fein und tapfer. Als er sein einundzwanzigstes Jahr erreicht hatte, nahm er einen thränenreichen Abschied von seinen Freunden, gürtete sich das Schwert um und zog aus zu dem ihm bestimmten Abenteuer. Er reiste weit und lange Zeit immer auf derselben Straße; endlich kam er an einen Strom und gewahrte am Ufer eine junge Drachin: die war beschäftigt, Kleider zu waschen; aber mit Verwunderung sah er, daß sie statt Waßer aus dem Strom zu nehmen, alle Kleider mit ihrem Speichel wusch. Das war aber eine langweilige Arbeit, und die junge Drachin spie und spie und kam doch nicht recht voran. Der junge Mann näherte sich ihr freundlich und sprach: „Ich will dich leichter und beßer waschen lehren, so wie man es in unserm Lande thut.“ Dabei nahm er etwas Waßer aus dem Strom, schüttelte es über die Kleider und wusch in einer Minute mehr als sie in vielen Stunden. Das sah die junge Drachin aufmerksam an und sprach: „Junger Mann, du hast mir einen großen Dienst geleistet: wie kann ich deine Freundlichkeit belohnen?“ „Zeige mir,“ erwiederte er, „wo ich die drei goldenen Aepfel finde.“ „Ach,“ sagte die Drachin, „du willst in deinen Tod; doch will ich mein Beßtes für dich thun. Geh zu jenem Feigenbaum und pflücke eine Feige von ihm ab; sie wird deiner Zunge bitter sein, aber

kehre dich nicht daran, iß sie ganz und gar und dann rufe laut: daß du nie in deinem Leben etwas so Süßes gekostet hast. Dann geh weiter zu jenem Fluß, trinke von seinem Waßer, es wird auch bitter sein, und rufe dasselbe. Nahe dabei ist die Höhle des Drachen. Schleiche dich leise hinauf und stiehl ihm, während er schläft, die drei goldenen Aepfel unter dem Kissen weg und dann eile fort, wenn dir dein Leben lieb ist." Der junge Mann dankte ihr von Herzen und gieng seines Weges. Wie sie ihm gewiesen hatte, fand er den Feigenbaum gar schnell, nahm eine Feige von ihm, aß sie und rief: „Das ist das Süßeste, was ich je geschmeckt habe." Dasselbe that er mit dem Fluß. Da sah er die Höhle des Drachen vor sich, schlich sich hinein, nahm die drei goldenen Aepfel unter dem Kissen des Drachen fort und gieng davon. Kurz darauf erwachte der Drache, und als er seine Aepfel nicht fand, flog er brüllend hinter dem jungen Manne her zum Fluß und schrie: „Fluß, Fluß, ersäufe ihn!" Aber der Fluß antwortete: „Nein, ich gewiss nicht, denn er trank von meinem Waßer und ist seit vielen hundert Jahren der erste Mensch, der es süß gefunden hat." Da schrie der wüthende Drache: „Feigenbaum, Feigenbaum, schlag ihn todt!" Aber der Feigenbaum antwortete: „Nein, ich gewiss nicht, denn er aß von meinen Früchten und ist seit vielen hundert Jahren der erste Mensch, der sie süß gefunden hat." Da schrie der Drache zum dritten Male: „Drachin, Drachin, tödte ihn!" Aber die Drachin antwortete: „Nein, ich gewiss nicht, denn er lehrte mich waschen." So

entkam der Prinz glücklich der großen Gefahr, hatte die drei goldenen Aepfel sicher in seinem Gürtel, und schlug den Weg nach Hause ein. Er war noch nicht sehr weit gegangen, da fand er eine Quelle, wollte sich an ihr erfrischen, und setzte sich dabei nieder. Indem fiel es ihm ein, einen seiner goldenen Aepfel aufzuschlagen, um zu sehen, was darin sei. Er nahm einen Stein und zerklopfte ihn leise: und wie der Apfel auseinander sprang, da stand eine Jungfrau da, schön wie der Tag und roth wie eine Rosenknospe. Erstaunt verbeugte sich der junge Prinz tief, und verliebte sich auch gleich in seine schöne Beute. „Schöne Jungfrau," sprach er, „gieb dich zufrieden eine Weile hier zu warten, daß ich in meines Vaters Haus gehen und den Zug bestellen kann, der dich als meine Braut in deine zukünftige Wohnung führen soll." Des war die Jungfrau zufrieden, setzte sich bei der Quelle hin und erwartete seine Rückkehr. Wie sie so da saß, kam aus der Ferne eine häßliche alte Negersklavin, von ihrer Herrin gesendet um Waßer zu schöpfen. Kaum erblickte die junge Prinzessin sie, da floh sie auch schon ganz erschrocken auf einen Baum, der an der Quelle stand. Die alte Negerin kam heran, sah in dem Waßer den Widerschein des Angesichtes der Jungfrau, meinte, es sei der Widerschein ihres eigenen, warf sogleich den Eimer weg und kam zu ihrer Herrin zurück. „Wo hast du das Waßer?" fragte diese. „Ich bin viel zu schön," antwortete die Negerin, „um deine Waßerträgerin zu sein." „So?" sagte die Herrin, „nun so nimm dieß für deine Mühe," und dabei

ſchlug ſie ſie nicht wenig und ſchickte ſie zum Brunnen zurück. So kam die alte Negerin wieder zum Waßer; aber dießmal ſah ſie ſchon von Weitem die Geſtalt der Jungfrau, die auf dem Baume ſaß. Als ſie ihren Irrthum entdeckte, füllte ſich ihr Herz von Wuth an, ſie ergriff die Jungfrau am Arm, riß ſie vom Baum, zog ihr die ſchönen Kleider aus, und warf ſie in den Brunnen. Dann zog ſie ſelbſt die Kleider der Prinzeſſin an, und erwartete die Ankunft des Liebhabers. Der kam zur rechten Zeit, mit herrlichen Gewändern angethan, und ein großes Gefolge hinter ihm, wie einem Königsſohn zuſteht. Als er an der Stelle, wo er ſeine ſchöne Braut gelaßen hatte, die häßliche alte Negerin ſah, ſchrak er zurück, und ein Ziſcheln gieng durch das ganze Gefolge. Nun ſchämte er ſich aber ſie zu verleugnen, nahm ſie mit ſich, brachte ſie ſeinen Eltern und das Hochzeitsfeſt ward bereitet. Als Alle beim Feſtmal ſaßen, erſchien eine verſchleierte Frau von gar ſchöner Geſtalt am obern Ende der Halle und begehrte den Prinzen zu ſprechen. Sie wurde vorgeführt, und der Prinz fragte ſie gütig, was ſie begehre? Sie erzählte die Geſchichte der jungen Prinzeſſin unter falſchem Namen und fragte dann: „Nun, o Prinz, was ſoll dem Menſchen geſchehen, der dieſes ſchändliche Verbrechen begangen hat? Da riefen Alle und die alte Negerin zuerſt: „Er ſoll von wilden Pferden in Stücke gerißen werden.“ Bei dieſen Worten hob die verſchleierte Geſtalt den Schleier auf, der ihr Geſicht verhüllte und ſprach: „Dann ſieh, o Prinz, ich bin die unglückliche Prinzeſſin, deine rechte Braut, vom Tode, den mir

die ſchwarze Sklavin zugedacht hat, gerettet durch die Nymphe jener Quelle.“ Ueberglücklich erkannte der junge Prinz die Züge ſeines geliebten Mädchens, das aus dem goldenen Apfel geſprungen war, und befahl ſogleich, daß an der ehrgeizigen Negerin der Spruch vollzogen werden ſollte, den ſie ſich ſelbſt geſprochen hatte. Das geſchah, und das junge Paar lebte lange und glücklich mit einander. Ich wollte wir wären noch glücklicher.

IV. Die heilige Paraſkeve.

Es iſt ſchon viele, viele Jahre her, da ſaßen an einem Donnerſtag Abend eine junge Frau und ihre Schwiegermutter vor der Thür und ſpannen. Ehe es finſter wurde, nahm die alte Frau Spindel und Kunkel, und ſagte ihrer Schwiegertochter: Thu du ebenſo, denn ich verſichere dich, thuſt du es nicht, ſo wird es dir ſchlimm ergehen. Eben gieng der Mond hell glänzend auf, und die junge Frau achtete nicht ſehr auf dieſe Warnung, ſondern bat die alte Frau, ſie möge nur ſchlafen gehen, und fuhr fort im Mondſchein zu ſpinnen. Alſo gieng die alte Frau und ſchlief bald ein. Nach einer Weile ſah die junge Frau eine lange, ſchwarzverhüllte Frauengeſtalt auf ſich zukommen, die hatte Zähne ſo lang, daß ſie ihr bis aufs Knie aus dem Mund hiengen, und hatte eine große Spindel in der einen und eine Kunkel in der andern Hand. Vor Schrecken konnte die arme junge Frau ſich nicht rühren; das Geſpenſt aber kam zu ihr, ſetzte ſich neben ſie und ſprach: „Komm, Nachbarin, laß uns zuſammen ſitzen und ſpinnen.“ Gleich danach ſtand ſie auf und ſagte: „Warte hier einen Augenblick, ich will gehen, mein Kind holen,“ und dabei legte ſie Spindel

und Kunkel auf den Boden und wackelte dem Kirchhof zu. Die junge Frau sah ihr nach und sah, daß sie aus einem Grab einen frisch begrabenen Leichnam aufhob und forttrug. Da warf sie Spindel und Kunkel von sich ins Gebüsch, lief ins Haus, schloß die Thüre hinter sich zu und legte sich nieder mitten unter ihre Kinder. Indes war die heilige Paraskeve zur Hausthür gekommen und rief: „Nachbarin, Nachbarin, komm und spinn mit mir!“ aber die junge Frau war zu erschreckt, um antworten zu können. Und als sie nun sah, daß ihr Rufen vergeblich war, hob sie Spindel und Kunkel auf und wackelte fort, indem sie sagte: Es ist dein Glück, daß du drinnen liegst, und deine Kinder rings um dich herum; lägest du an ihrer Seite, so hättest du mir eines todten Menschen Fleisch eßen sollen zur Strafe für deine Sünde. Aber Kinder sind rein, und ich komme nicht zu den Menschen, die von Christen umgeben sind.“ Die junge Frau starb kurze Zeit nachher; aber von diesem Besuche kommts, daß keine Frau Donnerstag Nachts im Mondschein spinnt bis auf den heutigen Tag.